Antkv. 113-4

<36602193650017

<36602193650017

Bayer. Staatsbibliothek

Der
Mann.

Ein
anthropologisches
Charaktergemählde
seines Geschlechts.

Ein Gegenstück
zu
der Charakteristik des weiblichen Geschlechts.

Von

Carl Friedrich Pockels,

Hofrath und Canonicus des Stifts St. Blasii
zu Braunschweig.

Vierter und letzter Band.

Hannover,
in der Ritscherschen Buchhandlung.
1808.

Anthr. 113-4

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

B

Einleitung.

Dieser letzte Band der Charakteristik des Mannes stellt uns ihn als den Oberherrn des Weibes anthropologisch und historisch auf, — das ist, wie sich der Mann im Allgemeinen gegen das Weib nimmt, — wie er sie behandelt und beherrscht, und wie er sich auch in dieser

Form seiner Eigenthümlichkeit vor den Augen der ganzen Welt charakterisirt. Man darf also hier keine rechtswissenschaftliche Deduction seiner Befugniß zur Herrschaft über das Weib suchen, die eigentlich dem Naturrechte angehört, obgleich das Naturrecht selbst von solchen Erfahrungen ausgehen muß, wie sie in diesem Gemählde des Mannes enthalten sind. Es herrscht nähmlich in der ganzen Anlage dieses Werks der Rechtsgrund jener Herrschaft historisch dargestellt: daß der Mann, wegen der ihm von der Natur verliehenen Vorrechte, auch von Rechtswegen obenan stehe, und daß bey einer Umdrehung dieser Ordnung das gesellige Leben kaum mehr gedacht werden könne; — daß die Herrschaft des Mannes nicht bloß das Werk der Zeit und der Gewohnheit sey, und daß eine höhere Weisheit der Natur, durch die Unterordnung der Geschlechter und ihre Dependenz von einander, die Humanität, selbst bey nicht gebildeten Nationen, in ihrem besten Geleise erhalte.

Das allernatürlichste Verhältniß des Mannes zum Weibe, welches zunächst aus der größern und allgemeinern *Kraft* des ersten hervorgehet, — ist seine Herrschaft über sie, und über die Hauptbestimmungen ihres bürgerlichen Lebens. Sobald nähmlich zwey — *an Kräften verschiedene* Vernunftwesen, zur Erreichung gemeinschaftlicher Zwecke, zusammentreten, — gleichviel, ob der Verein Anfangs gezwungen oder freywillig geschlossen wurde: so wird das Stärkere allemal über das Schwächere herrschen, — das heißt, den Willen des letztern von sich *abhängig* zu machen suchen. Dieß liegt schon in dem ursprünglichen Bewußtseyn der Stärke selbst, sobald es sich fühlt, und mithin auch als eine gewisse Gerechtsame erkannt seyn will. Von Natur ist daher jede stärkere Willenskraft, nach ihrem innern, vielleicht nur thierischen Organismus, — gebietend und souverain, indem sie nach der Alleinherrschaft strebt, — grade so, wie uns der Mann meistentheils in dem rohen Na-

turstande erscheint, oder auch im civilisirten, wenn ihn keine bessere Erziehung veredelt hat. Diese Begierde der Alleinherrschaft läßt das Schwächere nicht aufkommen, nicht sowohl aus Furcht, überwunden, und nun selbst beherrscht zu werden, sondern aus innerm Naturdrange, und aus einer gewissen tief liegenden Geschlechtsehre, die sich dem Schwächern nicht hingeben mag. Der so charakterisirte Mann handelt aber nicht immer frey, und daher seine oft so harte und unbarmherzige Handlungsweise gegen das Weib unter den meisten wilden Nationen.

Wenn sich aber die Stärke des Mannes mit der Freyheit verbindet, — wenn sie überdenkt: daß dem Weibe eine menschlichere Behandlung zukomme; so geht sie aus ihrer brutalen Natur heraus, und wird nun, durch das Hinzukommen edlerer Zwecke, ein Werk der Humanität, indem sie das ihr untergebne Ge-

müth als einen Gegenstand ihres Schutzes, ihrer Pflege, ihrer Großmuth und ihrer Liebe betrachtet, — folglich sich nun selbst bey ihrem Herrscherrechte heilige Pflichten gegen das Schwächere vorschreibt. Nun wird Alles anders; der vorher nur für sich selbst dastehende Mann, der harte Naturegoist — wird gleichsam ein gemischteres Wesen, und eben dadurch auch ein weicheres; er erscheint sich nun selbst in einer höhern Vernunftmäßigkeit, weil ihm die Leitung anderer, obgleich schwächerer Vernunftwesen anvertrauet ist; — er erkennt sich nun nicht bloß als den gestrengen Machthaber des zartern Geschlechts, sondern auch als den Freund und Geliebten des Weibes. Es wird nun eine Ehrensache für ihn, der Regent und Schutzgott derselben zu seyn.

Die Natur hat auch die Einrichtung getroffen, daß das Weib selbst grade in diesen Ideen dem Manne am bereitwilligsten entgegenkom-

men soll. Sie nimmt des Mannes Oberherrnrecht willig an, — einmal, weil eine innere weibliche Stimme ihr sagt, daß sie sich den Winken der Natur, selbst da, wo sie ihr drückend erschienen, nicht widersetzen dürfe, — und dann auch darum, weil sie fühlt, daß die weibliche Dependenz von dem stärkern Geschlechte ein heilsames und wohleingerichtetes Naturgesetz für sie sey. Ihre untergeordnete Rolle ist ihr sogar als ein Bedürfniß des weiblichen Herzens angewiesen worden; und es bedarf keiner kirchlichen Insinuationen, um ihr begreiflich zu machen, daß der Mann ihr Herr sey. Es kann in keinem vernünftigen Wesen ein lebendigeres und beglückenderes Gefühl, als jenes in dem Weibe herrschen: daß — der Mann, — der Stärkere, — der so hoch über ihr stehe, — der sogenannte Regent des Weibes, dennoch um ihre Liebe bitten muß.

Damit aber diese Dependenz ein ewiges Fundament alles Geschlechtsvereins bleibe: so hat die

Natur es ferner so eingerichtet, daß das Uebergewicht des Mannes nicht allein auf seine höhere Cultur beschränkt seyn durfte. Denn in diesem Falle würde das Weib, ein ihm gleiches Vernunftwesen, — ein Recht erhalten haben, sich mit dem Manne in einem ewigen Streit einzulassen, und sich auf die Art, wo sie Ueberlegenheiten über ihn bemerkt hätte, — seiner Herrschaft selbst zu entziehen, anstatt, daß eben die weibliche Vernunft das zartere Band zwischen ihr und ihm veranlassen sollte. Diesem Vernunftstreite ist aber auf immer dadurch vorgebeugt worden, daß sich das Weib in der Regel den Mann im Allgemeinen gar nicht anders, als den Stärkern denken kann, und überhaupt gar nicht weiß, was er ist, wenn er ihr nicht unter dieser Form erscheint.

Was die innere Einrichtung dieses Bandes betrifft, so ist sie zum Theil mehr historisch als

raisonnirend. Ich mußte den Mann unter verschiedenen Zonen und Völkern, und unter den verschiedenen Graden der Cultur aufsuchen, wenn ich sein oberherrliches Gemählde entwerfen wollte. Mehrere achtbare Schriftsteller hatten mir dabey in der Geschichte der Menschheit vorgearbeitet; — ich habe sie dankbar benutzt; aber ich habe die Stellung ihrer Resultate nicht immer beybehalten, und habe meine eigenen gewählt. — Ich habe die Berichte der vorzüglichsten und glaubwürdigsten Reisebeschreiber über die weibliche Sclaverey unter den Wilden und Barbaren zusammengestellt; aber ich habe diese Sclaverey, bey einer genauern Ansicht des Gegenstandes, so unerträglich nicht gefunden, wie sie nach unsern verfeinerten Gefühlen von sentimentalen Franzosen und Engländern beschrieben wurde. Diese Männer schilderten die Dinge, fast wie alle Reisebeschreiber, nur den ersten Eindrücken nach; waren fast alle Großstädter aus London, Paris u. s. w. und fanden es daher sehr hart, daß die Frauen der

Wilden nicht so wie die Damen in London und Paris behandelt wurden. Wir finden daher in ihren Beschreibungen jener Nationen immer die nähmliche Einseitigkeit, ohne philosophisches Raisonnement, warum dieß dort nicht anders seyn könne?

Man muß überall die Natur nehmen, wie sie ist, — wie wollte man sonst ihre Ehre und Gerechtigkeit retten, wenn nur der allerkleinste Theil der Erde, nähmlich das christliche Europa, die Menschenrechte des andern Geschlechts anerkennen, alle übrige hingegen, worinn sich dieses Europa nur wie eine Provinz verliert, die Frauen zu einer unerträglichen Dependenz bestimmen sollten! — Wenn der Barbar jene Menschenrechte, die doch eigentlich erst im Culturstande als menschliche hervortreten können, weniger fühlt und beobachtet; so fühlen dagegen diese rohen Frauen auch ihren Zustand weniger, oder, wie es fast überall scheint, gar nicht, — wie alle die Menschen, welche nicht wissen, was Freyheit heißt,

und also von einem höhern Seyn ihrer selbst nicht einmal Begriffe haben. — Man könnte sogar behaupten, daß diese so oft bejammerten Frauen der Wilden glücklicher und zufriedener, als die unsrigen leben; sie haben unendlich wenigere Bedürfnisse, wenigere Ansprüche und Wünsche; in ihrem Gemüthe herrscht daher gewiß mehr Stille und Ruhe, und die Einfachheit ihrer Lebensart hält sie von allen jenen Ausschweifungen der Einbildungskraft und verfeinerten Sinnlichkeit zurück, welche unser geselliges Leben entehren. Ist der wilde Hausvater befriedigt; haben die Kinder ihr rohes Mahl verzehrt; ist für den kommenden Tag gesorgt: so schläft wohl nicht leicht eine Dame der großen Welt so ruhig ein, als die Gattinn des Wilden. Das Heer der vornehmen Krankheiten unserer verfeinerten Welt kennt sie nicht; sie ist stark und riesenartig gebauet; sie könnte im Laufen und Ringen mit unsern Männern wetteifern; sie wird Mutter ohne Schmerzen, und ihr schönstes Erbtheil unter allen rohen Nationen

ist ein gewisser unvertilgbarer Frohsinn, den der gebildete Mensch selten in dem Grade kennt, weil er mit zu viel Rücksichten umzäunt ist. Nach diesen Ansichten hat die Natur das Weib nicht unglücklicher als den Mann schaffen wollen, — und selbst die Vielweiberey ist im Allgemeinen und auf jener niedern Stufe der Cultur für das Weib keine so empfindliche Lage, als sie uns beschrieben wird. Da die Polygamie schon ihrer Natur nach für den Mann keine Sache des Herzens ist: so ist sie da, wo sie herrscht, in der Regel nur ein Artikel des Luxus *) und der dortigen eleganten Welt, dagegen sich alle übrigen Hausväter dort gern mit Einem Weibe begnügen.

Es ist ferner nicht zu läugnen, daß unter allen barbarischen Nationen die Weiber von Natur

---

*) „Dans les états despotiques les femmes n'introduisent point le luxe; mais elles sont elles mêmes un objet du luxe." Montesquieu de l'Esprit des loix. Chap. VIII, Lib. VII.

thätiger, klüger und gewandter, als die Männer sind, und daher die Geschäfte des Haushalts und Ackerbaues besser, als jene, verstehen und einzurichten wissen; — ja, man könnte annehmen, daß die Wildinnen den Männern das Jagen und Fischen überlassen, und aus eigenem Antriebe das Hausregiment und die Erziehung der Kinder übernommen haben, diese ihnen also nicht von den Männern ungerechter Weise aufgebürdet sey. Man sehe doch nur wieder auf die Einrichtungen der Natur. Der Mann geht als der Stärkere auf die Jagd, oder treibt seine Heerden; das Weib übernimmt den Haushalt und die Sorge für die Kinder; jene und diese Geschäfte sind mit Beschwerlichkeiten verbunden; aber man kann nie sagen, daß einem oder dem andern Theile alle Lasten allein aufgelegt wären. Auch haben die Männer aller Nationen den Weibern — Freyheiten und Vergnügungen eingeräumt, die es nur zu sehr beweisen, wie unentbehrlich ihnen das weibliche Geschlecht sey, und daß der Hausvater

ohne die Hausmutter nicht bestehen kann. Nur mit dem Aufhören ihrer körperlichen Kräfte und Geschicklichkeiten verliert sie, seiner rohen Meinung nach, ihren Werth, — so wie ihm sogar, bey mehrern Nationen, sein eigener Vater als eine Last der Familie erscheint, wenn er nicht mehr arbeiten kann, — und ihn deßwegen ermordet.

Im zweyten Theile dieses Bandes: wie der Mann im Culturzustande über das Weib herrscht, mußte der Satz wenigstens historisch berichtigt werden, welcher oft so leicht hingesagt und ununtersucht als wahr angenommen wird: „daß das Weib in ihrer bürgerlichen Würde und ihren Menschenrechten überall mehr gewinne, jemehr der Mann sich selbst gebildet habe, und daß der gebildete Culturmensch zugleich der vortrefflichere Ehemann seyn müsse.“ — Dieser Satz ist in seinen genauern Deutungen wahr und auch nicht wahr. Er ist nicht wahr, weil wir eines Theils sehen, daß die sogenannten cultivirtesten

und wissenschaftlichsten Völker [wie z. B. die Griechen], die uns noch jetzt als Ideale der schönen Kunst, der Philosophie und Sittenfeinheit vorschweben, ihre Frauen fast nicht besser, als die rohesten Wilden behandelten; daß sie, die öffentlichen verfeinerten Buhlerinnen ausgenommen, nicht in der Gesellschaft der Männer erscheinen durften; daß sie vielmehr, wie die jetzigen Türkinnen, ihr trauriges Leben, abgesondert und wie vergraben, zubringen mußten *), und als ein subalternes Geschlecht behandelt wurden, während die Nation den Grazien die schönsten Opfer brachte. — Der Satz ist ferner nicht wahr, weil so viele Erfahrungen lehren: daß die feinsten, gebildetsten und aufgeklärtesten Männer, die bewunderten Geister der Nation, und die Menschen, denen man die größte Cultur der Sitten zutrauen sollte, oft die liebloſesten Gatten

*) S. eine modificirte Ansicht dieser Lage in meinem Gemählde der Griechinnen.

sind; vielleicht überall nur in der Behandlung ihrer Frauen keine Cultur zeigen, und am leichtesten die ursprünglichen Rechte des Weibes mit Füßen treten.

Wahr ist der Satz, wenn wir die Aufklärung des Verstandes im Verein mit einem veredelten Herzen betrachten, — und da ergiebt es sich dann von selbst, daß der wirklich verdelte Mensch [nicht der bloß ästhetisch Gebildete, wie es die Griechen waren] dem Weibe einen höhern Standpunct in der Societät unmittelbar neben sich einräumt, weil er es alsdenn für seine Pflicht hält, das Weib durch Treue und Liebe glücklich zu machen. Der Mann muß selbst moralisch gut seyn, wenn er ein anderes, zarteres, moralisches Wesen lieben und ehren soll. Eine solche Cultur, die nicht das Grübeln des Verstandes allein, sondern zugleich die sittliche Höhe des Menschen bewirkt, giebt dem Weibe ihre eigentlichen Rechte als Gattinn und Mutter, ihre Würde und ihre

Achtung der Weiblichkeit, — wenn sie selbst auch nicht den Grad der Geistescultur besitzen sollte, den der Mann sich, vermöge seines Berufs, erwerben mußte. — Ja, es scheint sogar, daß den Mann die gleichförmige Geistescultur des Weibes als etwas ihr nicht Gehöriges zuweilen abschreckt; dagegen er es sich oft gestehen muß: daß er die sittliche Veredlung, die Festigkeit der Grundsätze des weiblichen Herzens, die subtile Toleranz und Zartheit des weiblichen Gefühls, nicht immer erreichen kann. Aber eben darum, daß er das Weib für besser, als sich selbst hält, bleibt, bey der Ueberlegenheit seiner Geistescultur, — durch das Herz des Weibes das Seelenverein zwischen beyden in dem schönsten Einklange.

Aber damit der Satz: „der cultivirte Mann sey auch für das Weib der bessere," seine historische Gültigkeit erhalte, muß man die Umstände hinzunehmen, welche der Ehe ihre Heiligkeit geben. Es könnte nähmlich wohl der Fall seyn, daß selbst bey einem hochveredelten Charakter ob-

gleich nicht bey ganz reinen Grundsätzen] der Mann sich entschließen könnte, mehrern Frauen seine Liebe zu schenken, oder sich auch ohne die höhere Liebe mit mehrern zur Polygamie zu vereinen, weil diese Sache, wie unter tausend Völkern, nur ein Contract ist. Es könnte selbst unter veredelten Nationen eine Religion geben, welche aus mehrern Gründen die Polygamie nach dem Naturrecht gestattet. Wenn wir nun aber historisch fragen: warum unter uns die Ehe als etwas so Heiliges betrachtet wird? so würde ich aus obigen Gründen nicht gradezu antworten, weil unsere Cultur und unsere Sittlichkeit dahin führt; sondern, weil wir so glücklich sind, eine Religionsdisciplin zu besitzen, welche die Vielweiberey gradezu als etwas Unerlaubtes verbietet, und weil dann die Philosophie des Lebens und des Herzens gern hinzutritt, die einige und ungetheilte Liebe zwischen Mann und Weib als das höchste Gut des geselligen Glücks, und als das oberste Princip der Kindererziehung darzustellen.

In den Darstellungen der Herrschaft des Mannes über das Weib, wie er sich dabey im Culturstande benimmt, durfte ich die Rittersitten des Mittelalters, und der damals fast allgemein herrschenden Galanterie um so weniger übergehen, da sie etwas Originelles in der menschlichen Natur zu seyn scheinen, und also der Anthropologie des Mannes angehören. Wer mit der Literatur der mittlern Jahrhunderte nur einigermaßen bekannt ist, weiß es, wie viel über jene Erscheinung bis auf den heutigen Tag raisonnirt wurde, ohne daß man alle ihre Gesichtspuncte richtig in's Auge faßte. Bey meiner historischen Ansicht der Sache, die mit der Critik jener Galanterie verbunden werden mußte, habe ich vornähmlich den de la Curne de Sainte-Palaye *) benutzt; Theils, weil er eine

*) Das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner politischen und militärischen Verfassung. Aus dem Französischen mit Anmerkungen, Zusätzen und Vorrede von Joh. Ludw. Klüber. Nürnberg 1788. Ue-

Menge den Ritterorden betreffende Quellen anführt, deren Originale wir Deutschen kaum dem Nahmen nach kennen; Theils weil er nicht bloß ein trockner Compilator ist, sondern mehrere Male mit forschendem Auge in den Geist der Rittersitte eindringt, und unsern seichten Ritterromanschreibern bey ihrer gänzlichen Verfehlung des Mittelalters heilsame Lectionen geben könnte. Seine Ritter sind zwar nur Franzosen; allein dieß thut nichts zur Sache. Die Rittergalanterie war sich unter allen Nationen, wo sie herrschte, ähnlich, und fast nach einerley Form bald comisch, bald tragisch. Ihre erste Wiege war Spanien und Frankreich. Von da kam sie in das rohere Deutschland, eben so und auf dem nähmlichen Wege, wie die neuere Galanterie vor hundert Jahren aus Frankreich zu uns überging, nähmlich durch

---

ber die großen Verdienste des Palaye um die Literatur der sogenannten Troubadours sehe man C. F. Flögels Geschichte der komischen Literatur. 4ter Bd. S. 226.

die uns eigene unheilbare Imitation fremder Sitten. In den Untersuchungen über den Ursprung und die Einführung der Galanterie bin ich aber meinem Führer nicht getreu geblieben, — weil ich jene Sitte nicht bloß aus dem Localen und Nationalen, sondern auch aus der Natur der menschlichen Seele erklären wollte, und dann auch darum nicht, weil er die Ritterzeit, worinn Vieles doch nur Spielwerk und Ceremoniell war, mit zu vieler Begeisterung schildert, und zu viel Großes und Moralisches darinn entdeckt haben will. Wenn der gute Palaye aus der Menge der vorhandenen Rittereide und Ritterpflichten auf die gewissenhafte Beobachtung derselben schließt: so irrt er sich sehr, — denn eben die Menge und Strenge jener Eide und Vorschriften beweist, daß man der hochgepriesenen Rittertugend nie recht trauete. —

Ich gebe es übrigens gern zu: daß allen Orden, und selbst den Mönchsorden, wenn sie irgend einen Zweck der Ehre oder der Religion hatten, — gewisse Verdienste nicht abge-

sprochen werden dürfen; daß sie durch die oft so wunderthätige Verbrüderung der Herzen auf die Bildung der Menschheit wirken halfen; daß sie vornähmlich jungen Männern nicht selten edle Grundsätze einflößten, und sie vor niedrigen Ausschweifungen schützten; daß sie den Zeitgeist und die Großen der Erde in einer gewissen Würde und Anständigkeit erhielten, und das leichtsinnige Publicum durch ernste Verhältnisse in Schranken zu halten suchten. Allein diese guten Seiten der Orden dürfen uns nicht gegen ihre mannigfaltigen großen Gebrechen verblenden, — und selbst die Anfangs so schuldlos scheinende Schwärmerey für ihre Ehre ist nicht der geringste ihrer Fehler. Ich habe in gegenwärtigem Werke selbst mehrere traurige Beyspiele angeführt, welch ein rohes, unsittliches und unliebenswürdiges Leben die verliebten Ritter führten, welche unerhörte Verbrechen sie sich gegen das zarte Geschlecht selbst erlaubten, das sie zu beschützen geschworen hatten, und wie oft sie überhaupt die wahre Ehre ihres Ordens entehrten. Wenn das Mittelalter

überhaupt, und selbst wegen seiner höchst verwilderten Religion, vielleicht das sittenlose in der Geschichte genannt werden könnte; wenn die gleichzeitigen, glaubwürdigsten Schriftsteller von den damals herrschenden Lastern die schrecklichsten Bilder entwerfen: so wird man doch wohl nicht behaupten wollen, daß sich die höhern Stände damals durch eine besondere Sittenfeinheit ausgezeichnet hätten, — da es bekannt genug ist, daß bey allgemeinen Verwilderungen der Menschheit die Laster aus den höhern Volksclassen auf die niedern herabströmen. Selbst die heiligen Kreuzfahrer zeigen uns fast nichts als große Heerden ruchloser Menschen, die sich schon darum unterwegs alle Schandthaten erlaubten, weil die Reise selbst aus so andächtigen Absichten gemacht wurde. — Aus dem Orient, wo die Weiber in einer so entehrenden Verachtung leben, brachten auch gewiß die Ritter ihre Galanterie nicht mit nach Europa, sondern eher einen verweichlichten, wollüstigen und schamlosen Sinn, der in Deutschland nicht unwillkommen war, weil

er sich an die damaligen laxen Grundsätze der Moralität anschloß, und weil überhaupt einem Manne, welcher aus der Fremde kommt, und sich außerordentlicher Thaten rühmt, so manches Unerlaubte erlaubt wird.

Die Schlußabhandlung: über die fast ganz erloschene Galanterie unserer Zeiten, ist ganz der aus Geschichte des geselligen Lebens genommen, und vielleicht wird man ihr eine größere Ausführlichkeit wünschen; aber ich habe nur die Grundlinien der heurigen Gleichgültigkeit gegen das andere Geschlecht zeichnen wollen, und meine Leser und Leserinnen mögen aus ihrem Erfahrungskreise das Fehlende hinzufügen. In den höhern Zirkeln der Societät, wo noch die Etiquette herrscht, scheint auch die Galanterie noch ihren Platz zu behaupten; allein es scheint nur so, und, genau besehen, ist sie dort weiter nichts, als ein leeres Ceremoniell, dessen Zwang die Großen selbst empfinden, und sich davon loszumachen suchen. Selbst an den Höfen, wo sich Gezwungenheit immer am längsten erhält, ist die

Courtoisie nicht mehr üblich, sondern ein freyes, schlankes und liberales Wesen ist an ihre Stelle gesetzt worden, und Mann und Frau haben gleichsam nur Einen Rang. Diese Gleichheit der Stellung im geselligen Leben verursacht, daß kein Geschlecht das andere besonders ehrt; — doch könnte man auch diesen Ton noch anders erklären, und sagen: wenn die Galanterie eine Art Heucheley ist, welche dem schwächern Geschlechte zum Opfer gebracht wird: so hat sie aufhören müssen, nachdem die Frauen selbst stärker und aufgeklärter wurden, — so daß man das Verschwinden der Galanterie eher der größern Achtung, als einer Vernachlässigung des schönen Geschlechts zuschreiben könnte!

Uebersicht
des vierten und letzten Bandes.

Einleitung. Seite I - XXVI.

Der Mann, als der physisch Stärkere — des Weibes Herr. Allgemeine Ansichten dieser Herrschaft. Seite 1.

Erster Theil.

Der Wilde, — der rohe Sohn der Natur und Barbar, der Despot seines Hauses. Seite 21.

1) als Ehemann. Die Mongolen, Sibirier, Siamesen, Americaner, Grönländer, Otaheiter. —

Bemerkungen über die Natur der Schamhaftigkeit, die diesen Völkern zu fehlen scheint. — Africaner. Charakterseiten des Wilden. Montaigne's Traum über dieselben.

Morgenländer, Türken, Araber u. s. w. Ihre Eigenheiten in Absicht des Ehestandes. Ursachen der ihnen mangelnden bessern Liebe gegen das schöne Geschlecht.

Perser, Aegypter. Chardin. Denon: über die dort herrschende Eifersucht der Männer und Weiber. — Russen. Eine Individualität der gemeinen Russinnen, — die Mißhandlungen von ihren Männern für Kennzeichen ehelicher Liebe zu halten. Bemerkungen über dieses Phänomen.

2) als Vater. Seite 107.

Die Neger und andere südliche Nationen. Le Vaillant's Raisonnement. Grausamkeit der Sinesen gegen neugeborne Kinder. Blutgericht unter den Otaheitern gegen die Kinder. Jungfrauenhandel daselbst.

Mildere Ansichten der Weibersclaverey unter wilden und barbarischen Völkern. Ein Sittengemählde derselben. Seite 118.

Physische Kraft der Männer und Frauen. — Ausdauer bey körperlichen Schmerzen. — Erziehung.

— Lebensweise. — Gesundheit. — Indolenz der Americaner. Vielweiberey, — wie sie das Weib des Barbaren trägt und beurtheilt.

Herrschaft der Weiber unter den Negern. S. 158.

Die Negerprinzessinnen; ihr Despotismus. Die Gager. Die Malabaren gegen Schwangere. Liebesintriguen der Türkinnen. S. 167.

Liebesintriguen der Habessinerinnen u. s. w. S. 173.

Kinderliebe unter barbarischen Völkern. S. 178.

Zweyter Theil.

Der Mann, des Weibes Herr, auf den Stufen der Cultur. Seite 186.

Seine Herrschaft nimmt hier nur eine freundlichere Form an, — aber diese Herrschaft wird im Culturstande eher noch vermehrt, als vermindert.

Abhängigkeit des Weibes von dem Manne in der cultivirten Societät

a) durch ihr eigenes Entgegenkommen und die zarte Gewalt ihrer Liebe. S. 195.

b) durch das Vertrauen des Weibes auf des Mannes Vernunft, Charakter und Ehre. S. 200.

c) durch die weibliche Eitelkeit und Coquetterie; durch die Schmeicheleyen der Männer. —

Episodisches Gemählde der Weiberherrschaft im Culturstande. Seite 214.

d) durch die Natur und Einrichtung des Lebens in der Societät. S. 236.

Allgemeinere Betrachtungen über die Galanterie, — als ein scheinbares Aufhören der Herrschaft der Männer. Seite 244.

Einfluß der christlichen Religion auf die Menschenrechte des Weibes. S. 250.

Galanterie in den mittlern Jahrhunderten. Anthropologische und historische Gründe ihrer Entstehung und Verbreitung — in einem allgemeinen Gemählde derselben. S. 258.

Die Galanterie jener Zeiten wurde vornähmlich geweckt und gegründet:

I. durch die damalige Sittigkeit des schönen Geschlechts — als ein Contrast der Halbcultur der Ritter. S. 260.

II. durch die Eitelkeit dieser Männer, dem andern Geschlechte — sey's auch nur durch eine erkünstelte Artigkeit und Aufopferung, zu gefallen. Seite 266.

III. durch den hohen Rang des Adels, also auch seiner Gemahlinnen und Töchter, deren Beleidigungen für Verbrechen gegen Sittlichkeit und Religion gehalten wurden. Große Autorität der Damen bey den Turnieren. S. 271.

IV. durch die ganze Methodik der Rittererziehung, woran die Damen großen Antheil hatten. Schilderung dieser Erziehung. S. 284.

V. durch den Einfluß der Priester auf die Rittersitten und die Courtoisie. Einweihung der jungen Ritter durch die Priester. — Galanter Umgang der Priester mit den Damen des Mittelalters u. s. w. S. 289.

Critik der Rittergalanterie nach ihren unvortheilhaften Ansichten. — Urtheile über die Minnelieder, und ob sie besonders auf die Galanterie des Mittelalters gewirkt haben? — Ideal einer höhern Galanterie, — wie sie einst zu beginnen schien. Seite 305.

Ansichten der heutigen Galanterie. Ihre Schattenseiten. — Ursachen des herrschenden Indifferentismus gegen das schöne Geschlecht. Seite 327.

Der

Der Mann,

als der physisch Stärkere, — des Weibes Herr. Allgemeinere Ansichten dieser Herrschaft.

Die Erscheinung, daß, nach einem Naturgesezze, — ein Geschlecht über das andere gestellt wurde, ist so auffallend und bemerkenswerth, daß der Scherz mit dem Ernste gleichsam gewetteifert hat, — dieses Phänomen bald zum Vortheile des Mannes, bald des Weibes zu deuten. — Der Scherz berief sich auf Erfahrungen aus dem häuslichen Leben aller Stände und aller Nationen, und vornähmlich auf die redendsten Beweise eines sogenannten Weiberregiments in der Societät. — Der Ernst berief sich auf Vernunftgründe; und so hat der Streit

vom Anbeginn bis auf den heutigen Tag fortgedauert, ohne daß sich beyde Parteien im Ernste entzweyen konnten, oder wollten.

Der Scherz hat mit aller Zuversicht, die nur irgend Erfahrungen zulassen können, immer behauptet: die so gerühmte und verschriene Herrschaft des Mannes über das Weib sey eine bloße Träumerey — einzelner Nichtkenner des weiblichen Geschlechts, oder einzelner Schwärmer, die in dem Weibe nichts als das Ideal einer gewissen Sanftmuth erblickten, welche nur zu lieben, aber nimmer zu herrschen verstehe. — Die Obergewalt des Mannes stehe unter einer ganz andern Behörde, und sey ein armseliges Luftbild, über welches die Frauen am meisten zu lächeln pflegten, ohngefähr so, wie der Bediente eines Hagestolzen über seinen Herrn lächle, der sich seinen Souverain nenne, während dieser Souverain ganz von der Schlauheit seines Sclaven abhänge. Ein jedes verständige Weib wisse, wenn ihr nicht alle Selbstkraft abgehe, den Mann gar leicht in dem blinden Glauben zu erhalten: daß er der Herr der Frau sey, — daß er gebiete, und daß seine Befehle mit strenger

Obedienz beobachtet würden. Sie gehorche ihm aber nur in Kleinigkeiten, — sie studiere seine Launen, sie lenke seine Gutmüthigkeit, damit er ihre Allgemeinherrschaft nicht bemerke, sondern stets in seiner künstlichen Täuschung fortlebe; sie schweige in seinen stürmischen Momenten, sie billige vielleicht gar seinen Zorn, bis das Ungewitter vorüber sey, und sich dann der Herr der Schöpfung wiederum zu ihren Füßen werfe. Sie erreiche und suche ihren Endzweck auch nicht grade durch eine laute Bestürmung des Mannes, — durch einen schnöden und zänkischen Widerspruch, wodurch der Stärkere sich selten biege, sondern durch ein schlaues Abwarten und Einleiten der schwachen Stunden des Mannes, durch ein liebkosendes Bitten zur rechten Zeit, im Nothfalle auch durch eine wehmüthige Thräne, wodurch so oft die gewaltigsten Hausdespoten selbst erweicht und gebändigt würden. — Jeder Mann werde von seiner Gattinn auf eine verschiedene, aber immer zum Ziele führende Manier beherrscht, ohne daß er es fühle; jede Frau sey hierinn eine Künstlerinn und Taschenspielerinn in ihrer Art, — und die Natur selbst

scheine ihnen die List zum Ersatze ihrer mangelnden Körperkräfte erlaubt und eingeflößt zu haben.

In den allermeisten Haushaltungen sey ja der Mann offenbar nur eine Maschine, die von der Hausfrau willkührlich gestellt, aufgezogen und gestimmt werde; ein Instrument, dessen Saiten überall den Willen der Familienköniginn wiedertönten, — und nach deren bald rauschenden bald mildern Schalle der Mann sein ganzes Leben hindurch tanzen müsse. — Man sehe ja mit Erstaunen, wie sclavisch sich die ausgelassensten jungen Männer gewöhnten und herabstimmten, sobald sie in den Ehestand träten; wie sie sich aus dem fröhlichen Weltleben zurückzögen, ihren liebsten Vergnügungen entsagten, und sich in eine höchst langweilige Einsamkeit des Familienlebens geduldig vergraben könnten; — wie ihnen da gleichsam eine ganz andere Seele, eine ganz andere Natur angebildet, oder ihnen aufgedrungen werde, und wie sich dann oft selbst die gescheidtesten Männer von höchst gewöhnlichen, seelenlosen und uncultivirten Weibern gängeln ließen; — wie behutsam und bedächtig sie sich

in der Gegenwart ihrer Frauen auszudrucken pflegten; wie sie deren strafende Blicke belauschten und respectirten; — wie vornähmlich empfindsame, kleinliche, zartgebauete, kränkliche und auf Cultur — Anspruch machende Weiber alle Souveraineté des Mannes mit Füßen träten, — oder in das zarte Spinngewebe weiblicher Laune und weiblicher Prudenz einzuwickeln pflegten!

Allein diese Ansicht der Dinge bleibt immer nur einseitig, da diese Erfahrungen keine Allgemeinheit haben, und den Anthropologen auch nur als eine Erscheinung nebenher beschäftigen können. Daß tausend und abermal tausend Männer unter jener entehrenden Dependenz leben, ist bekannt, — und für einzelne Schwachköpfe mag sie sogar nothwendig und ersprieslich seyn, weil sie ohne die Klugheit der Weiber gar nichts seyn würden. Aber auch als Erfahrungen sind jene Gemählde nicht selten übertrieben, und dem scherzenden Raisonnement kann dieses Uebertreiben gestattet werden. Dagegen geben folgende Sätze eine größere Allgemeinheit, weil sie aus den Rechten der Natur fließen, und gehören insofern nicht mehr zu einer bloß individuellen Cha-

rakteristik einzelner Männer, sondern zu dem Originalgemählde seines Geschlechts überhaupt.

Im Allgemeinen herrscht der Mann durch seine physische Kraft über das schwächere Weib. Dieß ist sein universeller Charakter, auch ohne Hinsichten auf seine höhere Originalität; — dieß ist die Mannheit in ihrer materiellen Form, welche durch die ganze Natur herrscht, und worauf sich der Unterschied der Geschlechter, wie auf die allgemeine Basis des männlichen und weiblichen Lebens selbst, in der Thierwelt gründet. Ueberall giebt es hier, wo die Natur Geschlechter und Arten gebildet hat, — ein Erstes und ein Zweytes, mithin eine ewige Relation dieser Geschlechter, die schon allein durch die Verschiedenheit der Kräfte erhalten und zu höchst wichtigen Zwecken gebraucht wird. Es läßt sich zwar in der Abstraction eine Welt construiren, worinn sich die Möglichkeit einer unter beyde Geschlechter gleichvertheilten Kraft denken ließe, — wie es schon Weiber genug giebt, die an Körpervermögen die Männer sogar weit übertreffen; allein im Allgemeinen wäre dieß doch nur eine fingirte Welt, — ein Ideal von weib-

lichen Giganten, wobey ein ewiger Kampf gegenseitiger Kräfte, — eine unaufhörliche Eifersucht beyder Geschlechter, — nur keine Liebe herrschen würde. Die wirkliche Welt erscheint unter ganz andern Bedingungen. Ueberall, wo das Leben in ihr sichtbar ist, wo sie Lebendige, — also das Handeln — [selbst das Handeln in dem Reiche des bloßen Instincts] aufstellt, — läßt sie den Wechsel kleinerer und größerer Kräfte herrschen. Angriff und Widerstand, Einwirken und Nachgeben, — ungleiche Wirkungen zur Vereinigung des Ganzen, — Gewalt und Schwäche machen die Momente alles Lebens aus, und in diesen Einrichtungen selbst liegt seine Ewigkeit. Ohne Beziehungen und Verhältnisse der Lebenskraft wäre die Welt eine ewig stillstehende Uhr, und ihre Geschlechter nur ruhende Hebel.

Alles Handeln in der Sinnen- und Geisterwelt ist also nur ein Spiel des Ersten und Zweyten, oder man könnte auch sagen: des Ersten mit dem Zweyten, und des Zweyten mit dem Ersten, — wenn von Geschlechtern die Rede ist. Wo es Unterschiede der Naturen giebt,

da zeigen sich auch überall hohe Absichten der Wirksamkeit dieser Geschlechter, da tritt vornähmlich der Mensch in seiner höhern Würde hervor. — Er zeigt sich dann auf den großen Standpunkt seiner Existenz als Mann und Weib, und die Natur gründete auf diesen merkwürdigen Unterschied — die Anziehungskraft, — welche ein Geschlecht mit dem andern ewig verbindet.

Diese Anziehungskraft, wodurch der Mann zum Herrn des Weibes gemacht wird, — weil das Weib nicht ohne den Schutz des Stärkern leben kann, hat aber eine positive und negative Ansicht, — das heißt: sie besteht aus Zuneigung und Furcht, die das schwächere Geschlecht sogar dem andern schuldig zu seyn glaubt. Aber diese Furcht ist doch nicht bloß die Furcht des schwächern Thieres vor dem Stärkern, — nicht die Bangigkeit, womit sich das Thierweibchen gemeiniglich dem Thiermännchen unterwirft, sondern insofern schon eine menschliche Furcht, weil sie im Weibe selten ohne alles Vertrauen gegen den Mann vorhanden ist, sondern sich mit diesem zu einer wirklichen Anhänglichkeit an dem Manne vereinigt. Sie fürchtet sich nur, —

wenn sie einen größern Fehler begangen hat, weil sie weiß, daß der Schwächere dem Stärkern — Rechenschaft schuldig ist, und weil die Vorwürfe des letztern das Glück und die Ruhe des Schwächern stören; sie fürchtet sich, den Schutz des Mannes zu verlieren, — sie weiß es, daß um ihre Existenz in der Societät gespielt wird, wenn sie sich den Mann zum Feinde macht.

Ferner ist jene Furcht selten ohne Achtung gegen den Mann selbst, — das Weib verehrt das Wesen, welches schon durch seine Körperkraft ihr Schutzgott wird, — ihre Kinder ernährt, ihren Hausstand, ihre Familie, ihre Bedürfnisse besorgt, und beyde Geschlechter auf künftige Zeiten hinaus gründet. Wenn sie auch die Stärke seines Armes fürchtet: so belustigt sie sich dagegen an den Uebungen seiner Kraft, an seiner anhaltenden Thätigkeit, an dem Kampfe, welchen er dem Widerstande anbietet, an den herculischen Gliederbau, — [vielleicht ohne alle Hinsicht auf Sinnlichkeit,] an seinen Waffen, seiner kräftigen Gebehrdensprache, seinem Muth verkündenden Blicke, — an der Fülle seiner Gesundheit. Der Körper des Mannes ist für die

Frau nicht grade ein Ideal der Schönheit; aber ein Ideal der Kraft, und darum ist ihre Liebe dauerhafter, als die des Mannes, welcher die Schönheit des Weibes nur als einen Gegenstand des Genusses betrachtet. Sie geht ruhig an der Seite ihres Helden durch das Leben, — sie folgte ihn so oft schon in den Tod, weil sie es für eine Ehre hielt, neben dem Starken zu fallen, — und mit ihm zugleich aufzuhören.

Schon ohne alle weitere Rücksichten ist ihr der Mann, als der Stärkere, das was er seyn soll. Von dieser Seite faßt ihre jugendliche Seele das erste Bild des Mannes, vornähmlich des Jünglings, auf, und reihet nach und nach alles Charakteristische desselben an dieses kräftige Gedankenbild. Auch in einer kleinern Form erscheint er ihr als der Stärkere, wo nicht an Körperkraft, aber doch an Muth und Entschlossenheit, — also immer als ein über sie gestelltes Wesen, dem sie sogar ohne Liebe — Nachgeben, Gehorsam und Achtung schuldig sey. „Sein Verdienst, sagt Rousseau [im Anfange des 5ten Buchs seines Emils], liegt in seiner Stärke; er gefällt dem Weibe schon dadurch, daß er stark

ist. Dieß ist, fährt er fort, nicht das Gesetz der Liebe, es ist das Gesetz der Natur, welches vor der Liebe selbst hergehet."

Das Weib denkt sich daher ihre natürliche Abhängigkeit von dem Manne nicht auf eine fürchterliche und quälende Art, sondern sogar in den meisten Fällen mit frohem Gemüthe, und sanfter weiblicher Ergebung. Sie mag sich den Mann nicht einmal anders, als den Stärkern denken, weil sich das schwächere Geschlecht durch die Verwandtschaft mit dem Stärkern und Kraftvollern meisten Theils geehrt fühlt. *) Jedes

*) Bayle tadelt in mehrern Stellen seines critischen Wörterbuchs den franz. Historiker Mezerai, welcher in seinem Abregé chronolog. bey Erwähnung eines Herzogs von Guise eine dem andern Geschlechte nicht sehr ehrenvolle Meynung gewagt hatte. Mezerai behauptete nähmlich: das schöne Geschlecht achte und liebe die Starken, die Helden und Tapfern darum in einem so hohen Grade, weil es bey diesen auch eine feurigere und unternehmendere Liebe vorauszusetzen pflege, oder, wie seine Worte lauten: weil es meyne, daß die Tapfern überall tapfer sind. Diese Meynung beleidigt allerdings die Würde und den Geist des weiblichen Geschlechts, indem man sei-

verständige Weib zieht daher in der Regel den starken, thätigen, selbst körperlich häßlichen Mann dem eleganten Schwächling an Leib und Seele vor, da sie durch den Besitz des letztern wenig geehrt werden kann; — und gleichsam die Vormundschaft über ihr eigenes Oberhaupt führen

ne Achtung der männlichen Tapferkeit nicht aus dem weiblichen Ehrgefühle, sondern aus einem bloß sinnlichen Princip ableitet, wodurch man der Tugend der Frauen allerdings Hohn spricht. Bayle ist viel gerechter. „Die Frauen, sagt er im Artikel Guise, L. O. lieben die Muthigen und Tapfern darum, weil der Ruhm derselben einen Glanz auf jene wirft, und weil es ehrenvoller sey, einen herzhaften und berühmten Mann, als ein weiches und friedfertiges Herz zu fesseln. Der Vortheil bleibe ihnen hier gewiß, da alles andere hingegen sehr zufällig sey." Monluc behauptet sogar: „daß die Frauen lieber Witwen werden, als ihre Ehemänner mit Schande und Unehre, — obwohl bey guter Gesundheit, aus dem Felde zurückkehren zu sehen, — denn es liege in der Natur der Weiber, alle Verzagte und Feigherzige zu hassen, wenn auch ihr Körper schön geformt sey; hingegen die Beherzten und Kühnen zu lieben, so ungestaltet sie auch seyn mögen." Artikel Heinrich IV. L. C. in Bayle.

müßte. Ja, sie wird sich lieber von dem Kraftvollern unfreundlich behandeln lassen, so lange dieß nicht in Ungerechtigkeit ausartet, als die Hand eines andern wünschen, der ihr Sclave seyn würde. Aus jener Achtung des Weibes gegen die Stärke des Mannes muß man denn auch die Erscheinung herleiten, — daß oft zwey Eheleute in der glücklichsten Harmonie mit einander leben, wenn der Mann auch nur einen höchst mittelmäßigen Verstand, die Frau hingegen einen hocherleuchteten und subtilen Geist besitzt. Denn hier behält der Mann immer noch in den Augen des Weibes, als der Stärkere, ein ihr gerecht scheinendes Uebergewicht; oder sie weiß auch wohl ihn so zu stellen und zu leiten, daß er vor den Augen der Welt dasjenige durch eigene Selbstkraft zu verrichten scheint, wozu sie ihn ganz insgeheim abgerichtet hatte. Tausend gescheidte Weiber wachen über die Rechte und den Werth ihrer Männer, indem sie ihnen die weibliche Thatkraft unterschieben, und ihre Ehre erhalten. Dagegen wird ein Weib, die offenbar sich zur Regentinn ihres Mannes aufwirft, — wenn er auch ein ganz alltäglicher

Kopf seyn sollte, von ihrem eigenen Geschlechte verachtet, weil sie ihrer Natur nicht treu geblieben ist, und anstatt die Schwächen ihres Gatten zu verhüllen, sie dem Gelächter der Welt Preis giebt.

In dem Innern des weiblichen Sinnes spricht sich gewiß die weibliche Natur in der Regel so aus: Der Mann gehört dir an, weil er dein rechtmäßiger Oberherr ist! Er wurde für dich geschaffen, — und du noch mehr für ihn, damit wir neben einander fortdauern, und eben durch die Verschiedenheit unserer Rechte desto näher mit einander verwandt seyn sollten! Wo es keinen Regenten giebt, da giebt es auch keinen Gehorchenden, und ohne die weibliche Dependenz vom Manne wäre die menschliche Gesellschaft, und selbst die Ehe, — nichts als eine blinde Anarchie ohne Regeln und ohne alle Ordnung. Die Ehre des Weibes liegt darinn, für den Mann geschaffen zu seyn, — und seiner Herrschaft mit Liebe und Gefälligkeit zu huldigen; — die Weiblichkeit geht in dem Augenblick unter, in welchem sie sich zur Herrscherinn auf-

wirft, also für den Mann nicht mehr geschaffen ist. Nur das Weib ist im ganzen Sinne des Worts groß, wenn sie im ganzen Sinne des Worts ihm angehört, — nur für ihn lebt, — nur alles auf ihn bezieht, — nur durch ihn, und in ihm glücklich ist. Der Mann muß ihr als das höchste Ideal der Menschenwürde erscheinen, — so wie sie ihm als das höchste Ideal der Menschengüte erscheint.

Daß das Weib für den Mann geschaffen sey, *) ist doch wohl so sonnenklar, daß hier keine Gegenrede gelten dürfte; allein ein deutscher Schriftsteller sagt dagegen: dieser Ausdruck habe nur einen Sinn, und der sey gräßlich. Er raisonnirt hierüber so: „man kann behaupten, daß alles, was Gott werden ließ, — sein Wille und seine Absicht sey. In diesem Sinne könnte der Westindische Pflanzer sein Betragen eben sowohl damit rechtfertigen, daß Gott den Neger in Africa für ihn geschaffen habe, als irgend ein Mann sich für berechtigt halten darf, jenen Satz über

*) Mann und Weib nach ihren gegenseitigen Verhältnissen geschildert. Leipz. 1791. S. 19. [Von Mauvillon].

die Weiber zu äußern, indem er ihn auf folgende Art erklärt: Gott setzte den Mann und das Weib zugleich auf die Welt, und gab jenen mehr Stärke, so daß er dieses unterjochen und zwingen kann, bloß für ihn zu existiren; wo der Mann nun das thut, da hat Gott das Weib für den Mann geschaffen." Aus dem ganzen Raisonnement erhellet sogleich, daß der Verfasser auf das Wort für den Mann einen zu schneidenden Accent legt, und sich darunter nichts als Unterjochung und Sclaverey des zartern Weibes denkt. — Allein es giebt in der Natur selbst keine genauere und freundlichere Beziehung als die, welche das Daseyn des Weibes für den Mann andeutet. „Es ist nicht gut, sagt die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, daß der Mann allein sey; ich will ihm eine Gehülfinn machen, die um ihn sey."

In ihrer und durch ihre ganze Constitution ist also das Weib an den Mann gewiesen, — und sie verirrt sich jedesmal aus dem heiligen Kreise ihrer Bestimmung, wenn sie dem Manne nicht mehr angehören will. Dieser Satz ist so evident, daß die Weiber denjenigen selbst nicht achten würden, welcher im Ernst behaupten wollte:

te: daß ihr Geschlecht für das unsrige nicht vorhanden sey. — Das Weib ist zwar so gut, als der Mann, ein durch ihre Vernunftmäßigkeit freyes und selbstständiges Wesen; aber die Natur hat ihr in der glücklichen Abhängigkeit von dem Manne ihren Schutz und ihren Beruf angewiesen, und darum ist sie auch mit ihrer ganzen Freyheit und Selbstständigkeit zum Glück des Mannes da. — Daraus folgt aber nicht, daß der Mann ein Recht habe, sie unter ihre Würde hinab zu demüthigen, und als Sclavinn zu behandeln. Die Rechte des Weibes, als Vernunftwesen, sind ihr auch von keiner gesitteten Nation je entrissen worden. Wenigstens dürfen die europäischen Damen sich wohl nicht über die allgemeinherrschende Tyranney der Männer beklagen. — Daß man ihnen keine Staatsämter, keine Gerichtshöfe, keine Armeen und keine Lehrstühle anvertrauet, liegt in der Natur der Sache, und es wäre lächerlich, dieß — ihnen entrissene Rechte zu nennen, da sie diese Rechte nie besessen haben, sie auch selbst nie verlangten. Wie hat man auch nur glauben können, daß der

philosophische Hippel *) in seinen humoristischen Schriften die Frauen wirklich habe zu Staatsämtern empor heben wollen. Ein solcher Kopf, wie er, wirft bisweilen ein Paradoxon, wie ein Spielwerk, ins Publicum; — er weiß, seine Hypothese ist nichts, als ein lustiger Einfall; aber er will neue Ideen darüber hervorlocken, neue Ansichten eröffnen, und sinnreichen Widerspruch erregen, damit man nun wieder sinnreich antworten könne. Nun wird die Sache Ernst; der paradoxe Kopf will seine luftige Festung behaupten, und wer ihn nicht genauer kennt, meynt dann wohl, daß er sie mit Ueberzeugung der Wahrheit vertheidige.

Damit sich aber das Weib nicht über eine anscheinende Ungerechtigkeit der Natur beklagen dürfe, indem sie als ein moralisch freyes Wesen dennoch die Herrschaft des Mannes dulden müsse: so hat ihr die Natur selbst diese hartscheinende Dependenz auf eine andere Art reichlich vergüten wollen, und zwar durch die liebenswürdigste Einrichtung, welche Vernunft und Gefühl bey-

*) Vornehmlich in seinem Buche: über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, und in seinem Nachlasse.

der Geschlechter auf ewig mit einander verbinden mußte. Vermöge dieser Einrichtung hat die Natur den herrschenden und stärkern Theil selbst wieder von den Reizen und der Liebe des Weibes abhängig gemacht, — und weil der Mann ohne diese Liebe gar nicht existiren mag: so ist die Frage nicht zum Scherz, sondern sehr ernstlich aufgeworfen worden: welches Geschlecht mehr, als das andere herrsche? Wenn der Mann nur vermöge seiner Stärke und seines Egoismus der Herr des Weibes ist: so handelt er hier bloß nach dem Princip einer blinden körperlichen Kraft; er behauptet seine Würde als Herr, nur wie ein Zuchtmeister, oder wie der Wilde, der sein Weib mit Peitschenhieben in die Pflanzungen treibt. Da aber diese blinde mechanische Herrschaft des Mannes augenblicklich durch die weibliche Liebe gemildert, und sogar aufgehoben werden kann; da es nur von der Zärtlichkeit der Weiber abhängt, mit uns in den meisten Fällen zu machen, was sie wollen, da wir dieser Zärtlichkeit fast nie widerstehen können: so scheint in der That das Regiment der Frauen viel ausgebreiteter, als das der Männer zu seyn, — und wäre dieß nicht,

so wäre es ihre Schuld, weil sie den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit nicht benutzten. Durch die Liebe verliert der Mann seine Freyheit, dieß ist sonnenklar, weil seine Liebe in der Regel nur sinnlich ist; dagegen das Weib bey ihrer Liebe in einem höhern Grade frey bleibt, weil sie vernünftiger und geistiger ist, also den liebenden Mann fast immer beherrscht, und in tausend Fällen wie ein Kind leitet. Wenn der Mann das Weib durch Härte und Tyranney, mithin nur durch eine brutale Kraft, also nicht einmal ehrenvoll, von sich abhängig macht: so bedarf hingegen das Weib keiner andern Waffen, als die ihrer Reize, oder ihrer gutmüthigen Gefälligkeit, ihrer innigen Liebe, ihres vertraulichen sich hingebenden Herzens, kurz — ihrer Weiblichkeit, um sich den Mann zu unterwerfen. Wenn sie dieß durch Schlauheit, Coquetterie und Prätensionen versucht: so hat sie schon den Gebrauch jener bessern Waffen verlernt, und eine Herrschaft, die nicht durch die Liebe begründet wird, kann nie dauern, oder der so beherrschte Mann ist nur eine armselige Natur.

Erster Theil.

Der Wilde, — der rohe Sohn der Natur, und Barbar, Despot seines Hauses, als Ehemann und Vater.

1) Als Ehemann.

Die Herrschaft des Mannes ist ein relativer Begriff, der nach den verschiedenen Graden der Cultur, nach der Verschiedenheit des Clima, der Lebensweise, der Religionen, des Nationalcharakters, des eingeführten Herkommens u. s. w. so mancherley Modificationen leidet. Daher erscheint der Mann als Herr des Weibes in so un-

gleichartigen Gestalten, und seine Herrschaft nimmt gleichsam bey jedem Volke eine andere Form an, dagegen er unter allen Nationen nur auf einerley Art von dem Weibe beherrscht wird. Die Verschiedenheit jener Herrschaft des Mannes beweist in allen ihren Schattirungen immer und überall, wie unendlich viel uns das zweyte Geschlecht werth ist. Die Methoden des feinern Mannes, das Weib zu beherrschen, sind nur gleichsam furchtsame Versuche, den männlichen Stolz aufrecht zu erhalten, und nichts über uns zu erblicken, was uns doch täglich zu seinen Füßen sieht.

Der Mann in der rohen Wildheit seiner Existenz, der unliebenswürdige und kaum liebende Sohn der Natur, der Thiermensch, den nur physische Bedürfnisse treiben, gleichsam der erste gefühllose Anfänger der Menschheit, — ist dagegen fast immer nur der hartherzige Despot des schwächern Weibes. Aber er findet auch bey ihr nichts Liebenswürdiges, sondern die nähmliche rohe Natur, — und so stehen beyde Geschlechter unter den Wilden immer parallel neben einander. Dort glaubt der Mann, stolz auf seine

körperliche Kraft und stolz auf seine Rechte, [die er allein von jener Kraft ableitet] das Weib als seine Sclavinn behandeln zu müssen, weil ihre Körperkraft nicht zu der seinigen hinan reicht. Sein Wille ist daher nur physisch=egoistisch, sein höchstes Gesetz das Bedürfniß, seine Kraft zu äußern. So lange er seinen Stolz und seinen Werth nur hierauf gründet, und seine höchste Ehre nur in der Kraftübung besteht: so lange müssen ihm die Frauen gleichgültiger seyn, als sein Geschlecht, weil sie hierinn unter ihm stehen, weil sie keine Kriege führen, nicht das Vaterland vertheidigen, nicht den übermüthigen Feind besiegen helfen. Das Weib ist da ein Hausthier. Der Mann geht mit den Waffen in der Hand, und das Weib folgt ihm mit dem Gepäck seines Hausraths beladen. — Seine Frauen sind in seinen Augen nicht viel mehr, als Blumen, die er nach Gefallen und nach momentanen Launen bricht oder verpflanzt, oder für den geringsten Preis verkauft. Daß das Weib etwas mehr seyn könne, als seine Magd, fält ihm nicht ein, und kann ihm nicht einfallen. Seine Rechte über sie werden nicht durch die Liebe geheiligt,

und eben deßhalb fühlt er auch in sich keinen Grund, das Weib edler zu behandeln. Sie ist für ihn Sache und nicht Person. Er schließt sie entweder in Kerker ein, damit sie ihm getreu bleibe, oder er überläßt sie in andern Gegenden dem Fremdlinge, und verkauft an Andere ihre Reize. — Zwar bindet ihn bisweilen eine zärtlichere Liebe an sie, und selbst im Stande der Wildheit scheint eine Art feiner Galanterie hervor, welche den höhern Ursprung jener Leidenschaft anzudeuten beginnt; er nähert sich dem Weibe durch Liebkosungen, und eine linkische Zärtlichkeit; allein auch diese Liebe ist immer noch viel zu sinnlich, als daß man sie einen Bund der Herzen nennen dürfte. So behandeln z. B. die Negern, welche mehr als irgend eine andere Nation von der Gewalt der physischen Liebe beherrscht werden, dennoch ihre Weiber mit einer unerhörten Härte und Grausamkeit.

Mongolen.

Ein neuer Schriftsteller *), welcher sich um die Geschichte der Menschheit große Verdienste erworben hat, entwirft uns folgendes schaudererregende Gemählde von dem jämmerlichen und sclavischen Zustande, worinn sich fast überall die Frauen roher Nationen, vornähmlich der Mongolischen, befinden. „Unter mehr als der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts, sagt er, war das ganze irdische Daseyn der Weiber eine an einander hängende Kette von Mühseligkeiten und Erniedrigungen, deren stilles Dulden die Kräfte der menschlichen Natur zu übersteigen scheint. Vornähmlich ist der Anfang der Ehe für die Wildinnen der Anfang der härtesten und schmähligsten Sclaverey, weßwegen auch viele Mädchen die Ehe mehr, als den Tod scheuen. Junge Weiber müssen entweder alle, oder die schwersten Arbeiten des Hauses und des Feldes verrichten, und nicht nur für ihre und ihrer Kinder Nahrung und Kleidung, sondern auch für die ihrer trägen und

---

*) C. Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts. 1788. 1ster Theil.

harten Ehemänner sorgen. Diese unaufhörlichen Arbeiten werden den Frauen nicht einmal durch Liebe und zärtliche Dankbarkeit, sondern oft sogar mit erkünstelter Verachtung vergolten, die dann oft in den heftigsten religiösen Abscheu übergeht, wenn sie ihre periodischen Kränklichkeiten erfahren, und selbst, wenn sie ihren gefühllosen Tyrannen die ersten Vaterfreuden schenken wollen. Schwangere und säugende Weiber, und noch mehr solche, die jenen periodischen Zufällen unterworfen sind, erhalten nicht nur keinen Trost und keine Hülfe in Zuständen, die unter uns die härtesten Herzen erweichen, sondern sie werden vielmehr als ansteckend und als Gegenstände des göttlichen Zorns geflohen und verstoßen. Sie dürfen dann nicht einmal mit ihren Männern in denselbigen Hütten wohnen, nicht mit ihnen essen, u. s. w. — Die Frauen dieser Völker müssen es ohne Murren ertragen, daß ihre Männer andern Mädchen und Weibern nachgehen, und sie sogar in die Hütte aufnehmen; ja, wenn die ersten Frauen ihre Reize zu verlieren anfangen, oder die Männer ihrer überdrüssig werden, so müssen sie ihren jüngern und übermüthigen

Nachfolgerinnen als Sclavinnen dienen. Auch werden sie bey den geringsten Anlässen verstoßen oder verkauft, oder ungestraft umgebracht. Nach dem Tode ihrer Männer werden sie von den Anverwandten derselben abermals verkauft, oder aus ihrer Hütte ausgestoßen, ihrer kleinen Habe beraubt, und sterben sehr oft den schrecklichsten Hungertod, nachdem sie vorher ihre kleinern Kinder auf eine ähnliche Art haben umkommen sehen. Cranz erzählt: daß die Grönländer dieses schreckliche Hinsterben der Witwen und Waisen mit einer solchen Gleichgültigkeit betrachten, als ob die Sterbenden nicht Menschen, sondern Geschöpfe von ganz anderer Art wären.

Sibirier. Siamesen.

„Eben so hart und unmenschlich behandeln die Sibirischen Männer ihre Frauen als unreine, von den Göttern verworfene Geschöpfe *); sie

*) Beytrag zur Geschichte der Behandlung des weiblichen Geschlechts bey verschiedenen Völkern. Von Meiners. Berl. Monatsschr. 9ter Band S. 105.

werden von dem Götterdienst ausgeschlossen, und dürfen nicht einmal in den Jurten um das gemeine Feuer gehen, weil dieses den Göttern heilig ist. Da sie nach der unverständigen Meynung ihrer Hausdespoten alles verunreinigen: so haben die Sibirischen Frauen ihre eigenen Reitpferde und Sattel, ihre eigenen Sitze in den Jurten, und ihr eigenes Speisegeräth, und wenn irgend etwas von diesen Dingen gebraucht wird: so muß es erst über Rennthierhaaren geräuchert werden. Auf ihren Zügen dürfen sie nicht über den Fußsteig von Mannspersonen und Rennthieren gehen, sondern sie müssen an einer Seite desselben bleiben. Beym Auf- und Abpacken der Schlitten ist ihnen nicht erlaubt, um dieselben herum zu schreiten, sondern sie sind verbunden unter den Stangen durchzukriechen." — „Die Siamesen im südlichen Asien lassen ihre Weiber einen ganzen Monat nach ihrer Niederkunft vor einem immer brennenden Feuer liegen, und drehen sie bald nach dieser bald nach jener Seite herum. Bey diesem langsamen Braten werden die armen Wöchnerinnen nicht nur von der brennenden Hitze, sondern noch viel mehr von dem Rauche gequält,

indem die Männer nur oben im Dache eine kleine Oeffnung zur Ableitung dieses Qualms machen. Die Peguaner legen sogar ihre Wöchnerinnen auf einen Rost von Bambusrohr, und zünden zur Säuberung der Unreinen ein nicht geringes Feuer unter ihnen an, welches zum Glück aber doch nur vier bis fünf Tage dauert."

Americaner.

„Die Wilden am Oronoko = Strom haben den wunderlichen Glauben, daß die Weiber zur Zeit ihrer Reinigung alles tödten und verpesten, worüber sie hinschreiten, und daß Männern die Beine aufschwellen, wenn sie in die Fußtapfen solcher Weiber treten. Um nun den Bräuten alles Gift aus dem Leibe zu vertreiben, schließt man sie 40 Tage vor der Verheirathung ein, und läßt sie die strengsten Fasten beobachten. Sie erhalten täglich nicht mehr als drey kleine Datteln, drey Unzen Cassabimehl, und einen Krug Wasser, so daß sie am Hochzeittage eher ausgegrabenen Leichen, als frohen Bräuten ähnlich sehen."

Den härtesten Druck eines sclavischen und mühseligen Lebens leiden die Frauen der Wilden dadurch, daß diese jenen alle, und selbst die schwersten Lasten des Hauswesens und Feldbaues unbarmherzig aufbürden und sie meisten Theils wirklich nur als ihr Lastvieh behandeln. Der Wilde glaubt, daß sich für ihn, den Herrn und Regenten seiner erbärmlichen Hütte — jene Arbeiten nicht schicken, und daß die Frau für ihn alles thun müsse, was er nicht thun will. Kaum läßt sich der träge Hausdespot darauf ein, seine Hütte auszubessern, oder sie bey seiner nomadischen Lebensart an einem andern Orte aufzuschlagen. Alles muß die unglückliche Frau verrichten, und der Dank für alle diese Mühseligkeiten sind nicht selten Peitschenhiebe und andere fürchterliche Bestrafungen, ja bisweilen selbst der Tod, wenn irgend etwas im Haushalte versehen wurde, oder der grausame Barbar nicht gut gelaunt ist. — Wegen dieses schrecklichen Zustandes der Unterdrückung und Sclaverey halten es die Frauen am Oronoko für kein Verbrechen, die Mädchen, von denen sie entbunden werden, — umzubringen, indem sie ihnen die Nabelschnur

ganz kurz abschneiden, und so die Kinder an einer Verblutung sterben lassen. Das Christenthum selbst hat diesen schrecklichen Mordthaten nicht Einhalt thun können. — Der Jesuit Gumilla erfuhr einst, daß eine seiner Neubekehrten eben ein solches Verbrechen an ihrem unschuldigen Kinde begangen hatte; er stellte ihr das Schreckliche der That in herzzermalmenden Ausdrükken vor; die Kindermörderinn hörte ihn ruhig an, und als er ausgeredet hatte, hielt sie sich selbst folgende Apologie. „Wollte Gott! daß auch meine Mutter so viel Liebe und Barmherzigkeit für mich gehabt hätte, mich ebenfalls bey meiner Geburt umzubringen; ich hätte vom Tode nichts empfunden, und wäre den zahllosen Leiden entgangen, die ich schon erduldet habe, und bis ans Ende meines Lebens werde erdulden müssen. Die Männer sind unsere wahren Henker. Nichtsthuend begleiten sie uns aufs Feld mit Pfeil und Bogen, während wir unsere Kinder mühsam dort hinschleppen, und allein den Acker bauen müssen. Kommen wir erschöpft und ermüdet zurück: so müssen wir für die Faullenzer neue Sclavendienste verrichten, während sie mit ihren Freunden

schwelgen; wenn sie gemächlich der nächtlichen Ruhe genießen, müssen wir Mais und den Chika zubereiten, und wenn sie davon trunken sind, schleppen sie uns zur Belohnung bey den Haaren und treten uns mit Füßen. Das Alter macht uns noch unglücklicher, und unsere Leiden unaussprechlicher. Gemeiniglich legen sich dann unsere Barbaren junge und unverständige Dirnen bey. Diese peitschen uns und unsere Kinder; wir werden nun zu ihren Sclavinnen erniedriget; wir müssen ohne Murren diese Knechtschaft ertragen, und vernachlässigen wir hierbey eine Kleinigkeit: so steht der fürchterliche Mann mit dem Prügel vor uns."

Grönländer.

Die Grönländerinnen halten die Ehe wegen ihrer Sclaverey für einen so schrecklichen Zustand, daß viele Mädchen, wenn sie an ihre unmenschlichen Gatten — wie das Vieh verkauft werden sollen, davon laufen, und sich durch Abschneidung ihres Haares vor der ganzen Nation lieber

selbst

selbst schänden, als einen Haustyrannen angehören wollen. Gewöhnlich werden die widerspenstigen Bräute mit Gewalt in die Hütten ihrer Liebhaber geschleppt, und setzen sie ihre Sprödigkeit zu lange fort: so werden sie mit Schlägen zu den Umarmungen des Bräutigams gezwungen, und von nun an beginnt ein wahres Marterleben für die armen Geschöpfe. Sie müssen ihren Hausdespoten Zelte und Häuser bauen, während diese ruhig und ohne alle Hülfsleistung den mühsamsten Arbeiten ihrer Gattinnen zusehen, und sie dabey wohl gar noch mißhandeln. Außerdem leben sie in einer augenblicklichen Besorgniß, von ihren Männern weggejagt, und auf immer verstoßen zu werden, wenn diese ein anderes Weib liebgewinnen. Stirbt der Mann: so werden die Witwen, während sie sich mit ihren Kindern schmerzvoll auf der Erde wälzen und den Tod des Mannes und Vaters bejammern, ihrer Habe selbst von denen beraubt, die, um ihnen ihre Theilnahme zu bezeugen, herbeyeilen. Die ausgeplünderten Witwen und Waisen finden weder Gesetze, noch Richter, noch mitleidige Freunde. — In dem Zustande einer gänzlichen Hülfslosigkeit

bringen viele Witwen eine Zeitlang zu, bis sie aus Mangel aller Unterstützung, — ohne Ernährer, ohne Kleider und Wohnungen, erfrieren und umkommen, und diesen Jammer können die Grönländer mit einer solchen Gleichgültigkeit ansehen, als ob die Sterbenden nicht Menschen, sondern Geschöpfe einer ganz andern Art wären. *)

Diese Aussichten für eine Grönländerinn machen ihr natürlicherweise den Ehestand so schwer und so bedenklich. Die wiederholten Lobreden, welche alte Weiber dem Geliebten des Mädchen zu halten pflegen, machen schon darum so wenig Eindruck auf dieselbe, weil sie überhaupt von kälterer Natur sind, und der Umgang mit Männern ihnen nicht nur ganz gleichgültig, sondern sogar unerlaubt zu seyn scheint. Schon bey dem Wort der Verheirathung läuft das Mädchen davon; es will nichts davon hören, und reißt seinen Haarzopf aus einander. Der fromme Missionar Cranz macht hierbey die Bemerkung: „das andere Geschlecht spielt überall die Rolle, daß es nach dem

---

*) Meiners 1ster Theil seiner Geschichte des weiblichen Geschlechts.

hergebrachten Wohlstande erröthet und widersteht, wenn man auch schon vorher überzeugt ist, es werde sich ergeben." Der fromme Mann gesteht aber doch selbst ein, daß die Grönländerinnen diese Weigerung wohl nicht immer als ein bloßes Spiel der Coquetterie treiben, sondern weil der Grönländer mehrere Frauen zugleich in sein Ehebett aufnehmen, und die, welche ihn nicht länger gefällt, nach Gefallen verstoßen kann. Daß sich endlich die grönländischen Ehefrauen in ihr hartes Schicksal fügen, und den ihnen aufgedrungenen Mann ihre Hand geben, ist sehr natürlich, weil sie diese uralte Volkssitte nicht ändern können. Cranz äußert sich hierüber auf eine freymüthige und naive Art also: „obgleich nichts sonderbarer, ungerechter, und der Liebe mehr zuwider zu seyn scheint, als dieser Heirathszwang der Mädchen: so ist doch vielleicht keine Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit mehr zu entschuldigen, — denn man sieht nie eine Grönländerinn aus dem Ehebette entfliehen, wenn sie es erst einmal bestiegen hat."

Otaheiter. Ueber die Natur der Schamhaftigkeit.

Selbst die gutmüthigen und frohgestimmten Otaheiter, welche mit den Grönländern so viel Charakterähnlichkeit haben, und von der Liebe zu den Weibern so sehr beherrscht werden, behandeln ihre Weiber mit einer ähnlichen Hartherzigkeit. Diese sind nicht nur verpflichtet, in einem abgesonderten Theile des Hauses allein zu essen, sondern ihnen sind auch grade die besten Nahrungsmittel untersagt. Sie dürfen weder Schildkröten, noch die wohlschmeckendsten Fische, noch die bessern Arten von Plantanen essen, und selbst den Damen vom ersten Range wird nur selten Schweinefleisch erlaubt. Selbst die Knaben und Mädchen dürfen nicht zusammen speisen, und die Weiber sich ihre Speisen selbst auftragen, — denn sie könnten alle vor Hunger sterben, ehe ein erwachsener Mann ihnen diesen Dienst leistete. „Hierinn sowohl, sagt Cook, wie in andern Haushaltsgebräuchen, liegen gewisse Mysterien zum Grunde, die wir nie recht begreifen konnten. Wenn wir nach den Ursachen fragten, so hieß es immer: daß es so recht und nothwendig wäre."

In diesen Hinblick des großen Reisenden auf die Mysterien der Geschlechtsphilosophie liegt allerdings ein bedeutender Wink für den Anthropologen. Die Männer haben sich unter allen Nationen einen höhern Standpunct der Natur, als dem Weibe decretirt, und hierauf ihre Polizey und Disciplin gegen dasselbe gegründet. — Der religiöse Aberglaube stellte ihnen dasselbe durch einen Trugschluß als eine Schuldige auf, weil sie *schwächer*, als er, geschaffen wurde — und nun meynte er, daß *sein Gott selbst* das schwächere Geschlecht verwerfe, und es zur Sclavinn bestimme. Dieser Wahnglaube leuchtet aus allen Verfügungen der Religionen gegen die Weiber hervor, und beweist nur zu klar, daß die *Männer* diese Religionen geschaffen haben. — In heißern Gegenden der Erde hält der Mann aus einem andern Trugschlusse das Weib für ein gefährliches Wesen, weil sie ihn zu lebhaft zur Liebe einladet; weil er ihr, wenn er auch will, nicht widerstehen kann; weil er die Verirrungen seiner Thierheit *ihr* zuschreibt, und wohl gar an Bezauberungen glaubt, die ein böser Geist durch das Weib an ihn verrichte, und

ihn endlich kraftlos und elend mache. Verstünden diese Menschen etwas von den physischen Gründen der Lebensconsumtion durch die thierische Liebe, vornähmlich bey der Vielweiberey: so würden sie das böse Princip nicht sowohl in dem Weibe, als vielmehr in sich selbst suchen. — Daneben muß man immer bedenken, daß alle Gesetzgeber, die gegen die Weiber Verordnungen machten, — die Frommen und Heiligen ihrer Nation, — das heißt, Menschen waren, welche vorher die Weiber vielfach genossen hatten, und nun abgelebt, stumpf und lebenssatt, auch wohl eifersüchtig auf die Freuden der jüngern Welt, die Frauen zur Sclaverey verdammten, und doeirten: daß sie der Mann in gehöriger Entfernung von sich halten müsse. — Die periodischen Kränklichkeiten der Weiber können diese Abneigung gegen die Weiber und deren Unterjochung nicht allein bewirkt haben, ob sie gleich grade dann unter den meisten barbarischen Nationen am härtesten behandelt werden. — Die Priester waren ihre Feinde, und ihnen hat das andere Geschlecht, wo es von der Theilnahme am Gottesdienste ausgeschlossen wird, seine härtesten Verfolgungen zu verdanken.

Das Ausschließen der Weiber aus den Tempeln ist ein offenbarer Beweis ihrer Zurücksetzung, welche die Priester decretirt haben. Diese frommen Männer hielten sich nicht für stark genug, ihre mechanische Andacht in Gegenwart der Weiber zu erhalten, und führten aus Mißtrauen gegen ihre eigene Sinnlichkeit den Nationalglauben ein: daß das Weib alles Heilige entehre, und den Mann mitten in seiner Andacht von Gott zur Sünde herabziehe. Dieß war wenigstens ein Vorwand, indem es noch viel andere Gründe geben kann, warum der Barbar dem Weibe den Gottesdienst verbietet, — vielleicht schon darum, weil er fürchtete, daß die Frauen die erkünstelten Geheimnisse seiner Religion ausplaudern dürften.

Wir kommen zu den Otaheitern zurück. Wenn der Geliebte sein Mädchen geschwängert hat: so kann er das Kind umbringen, und nachher seine Verbindung mit der Mutter fortsetzen, oder sie verlassen. Das Kind wird so ermordet, indem man ein Stück Zeug ins Wasser tunkt, es dem Kinde in Mund und Nase steckt, und es so erstickt. Cook erzählt mehrere Beyspiele von otaheitischer Grausamkeit auch gegen die Frauen,

welche von ihren Männern ohne alle Barmherzigkeit wahrscheinlich aus Eifersucht geschlagen wurden. Auch betrachten die Vornehmen dieser Nation ihre Weiber so sehr als Sclavinnen, daß sie sich sogar von denselben wie Kinder futtern lassen. Sie halten, sagt Cook, so strenge auf diese Gewohnheit, daß sie lieber verhungern würden, als sich ihrer eigenen Finger bedienen. Cook hatte einst einen solchen otaheitischen Nobile zu Gaste geladen, man nöthigte ihn zu essen und zu trinken; aber er würde endlich weggegangen seyn, wenn Cook nicht einem Bedienten den Befehl gegeben: der vornehmen Bildsäule die Speisen in den Mund zu stecken. *) — Auch läßt es sich

*) In Cooks zweyter Reise um die Welt wird eines Otaheitischen reichen Mannes gedacht, der wohlgenährt und ausgestreckt in der nachlässigsten sibaritischen Stellung da lag und faulenzte. Um ihn her bereiteten seine Bedienten ihm die Speisen zu, und ein Frauenzimmer setzte sich neben ihn, und stopfte ihm von einem großen gebackenen Fische und von Brotfrüchten jedesmal eine gute Handvoll ins Maul, welches er mit sehr gefräßigem Appetite verschlang. Ein ähnlicher Epicurer wird in J. Mandevilles asiatischen Reisen geschildert. Diesem

leicht begreifen, daß die wollüstige Ueppigkeit dieses Volks, dem hierinn kein anderes der Erde gleicht, die Mädchen durchaus nur wie Gegenstände der Sinnlichkeit behandelt, und alle Schonung der weiblichen Schamhaftigkeit vergißt, die der cultivirte Mensch für etwas Heiliges zu halten pflegt. So sahen die englischen Seefahrer einen jungen Mann in Otaheite seine Hochzeit mit einem jungen 11 oder 12jährigen Mädchen feyern. Die thierische Umarmung geschah vor den Augen der Einwohner und Engländer, und diese Unverschämtheit bewies, daß sie dem Gebrauche seines Landes gemäß war. *)

---

reichen Schlemmer mußten bey Tisch funfzig schöne Mädchen aufwarten, und ihm die Nächte vertreiben helfen. Wenn dieser Apicius zu Tische saß, brachten je fünf und fünf dieser Schönen die Speisen herbey, — sangen dabey ihre Lieder, zerlegten die Speisen, und steckten sie ihm in den Mund. Denn er selbst rührte nichts an, — seine Hände waren auch dazu ungeschickt, und lagen unbeweglich mit so langen Nägeln vor ihm ausgestreckt, daß er wirklich nichts anfassen konnte. Die langen Nägel sind dort das Kennzeichen des hohen Landesadels, als Symbole der eleganten Welt.

*) Man hat hierbey die Frage aufgeworfen: ob die

In dem südlichen und nördlichen America ist das Weib überall bald mehr bald weniger die

---

Scham, welche gewisse Handlungen begleitet, die an und für sich selbst von jedermann für unschuldig gehalten werden, ihren Grund in der Natur habe, oder ob sie aus Gebräuchen entstanden sey? „Ist sie, sagt man, aus Gebräuchen entsprungen: so wird es doch schwer werden, dieser angewöhnten Schamhaftigkeit, so allgemein sie auch seyn mag, bis an ihre erste Quelle nachzuforschen; ist sie aber ein Naturtrieb, so wird es vielleicht eben so schwer seyn, zu entdecken, woher es gekommen, daß derselbe unter den Otaheitern und andern unzüchtigen Nationen, in deren Sitten man gar keine Spur davon antrifft, ausgerottet oder wenigstens überwältigt worden ist." — Die Schamhaftigkeit, die sich auf die Aeußerungen der Geschlechtsliebe bezieht, kann nicht wohl ein Naturinstinct genannt werden, sondern ist ein Kunstwerk der Erziehung. Die Natur geht da, wo sie die Erhaltung des Geschlechts will, ihren Weg ohne Ziererey und Kunst; der Naturmensch, der Wilde begattet sich, wenn er ein Mädchen findet, oder wenn ihm ein anderer Mann sein Weib überläßt, oder es ihm verkauft. In dem Begattungstriebe beyder Geschlechter liegt nichts weiter, als der geheimnißvolle Naturzweck, die Species nicht untergehen zu lassen. So lange also die Verfeinerungen des geselligen Lebens fehlen, so

Magd und Sclavinn des Mannes. Die Allgemeinheit dieses barbarischen Gebrauchs beweist,

---

lange die Geliebten nicht das Herz und die edlere Liebe verstehen, giebt es auch keine wirkliche Schamhaftigkeit, — oder sie wird von den Wilden ihren Frauen nur aus Eifersucht geboten, die dann sich dieser Masque, so gut sie können, bedienen, ohne wahrhaft schamhaft zu seyn. Selbst die fast allgemeine Bedeckung der weiblichen Zeugungsorgane beweist nicht, daß die Schamhaftigkeit ein Naturinstinct ist, denn diese Bedeckung wird unter wilden Nationen für keine Schutzwehr der Unschuld gehalten, und nur körperlicher Beschädigungen wegen angelegt. Die weiblichen und unzüchtigen Tänze der Wildinnen zeigen offenbar, daß sie diese Bedekkungen für nichts achten, und daß es ihnen einerley ist, — ob sie sich ganz entblößt zeigen oder nicht. So badeten sich die Schönen der Südsee-Inseln ohne alle Bekleidung vor den Augen der Engländer, und schämten sich nicht, — sich in allen Stellungen von ihnen beschauen zu lassen. Was soll denn auch der Wilde für einen bestimmten moralischen Begriff von der Schamhaftigkeit haben, da er sowohl, als das Mädchen, sobald es die Jahre erlauben, seinen Naturzweck zu befriedigen sucht? — Ohne Erziehung und Anweisung ist wohl der Mensch so wenig schamhaft, als das Thier, und was man von der Schamhaftigkeit gewisser Thiere behaupten

daß er seinen Grund in dem Naturrecht hat, und daß er auch — obgleich versteckt, gemildert

---

wollen, ist Chimäre. Wenn sich einzelne Thiere — (so wie einzelne Wilden) bey der Begattung verbergen: so geschiehet es wohl nur darum, — um ihre Nebenbuhler nicht zu reizen, oder auch nur um ungestört zu genießen.

Wäre endlich die Schamhaftigkeit ein Trieb der Natur: so müßten ihn alle Menschen, vornähmlich die Weiber äußern. Aber wir finden ganze Nationen, worin die Frauen keine Spur davon sehen lassen, — sondern vielmehr die unsittlichen Angriffe bey dem Manne machen. — Wir wissen ferner, daß die Kinder sich so lange schamlos entblößen, bis ihnen dieß verboten wird, und daß in den Wahnsinnigen gewöhnlich alle Schamhaftigkeit verschwindet. Wir bemerken ferner, daß das männliche Geschlecht in der Regel weniger schamhaft, als das weibliche ist, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ihnen die Schamhaftigkeit weniger zur Pflicht gemacht wird, und man ihm die Uebertretungen der Zucht und Ehrbarkeit leichter als dem Weibe verzeiht. Daß diese edlere Bildung des innern keuschen Sinnes selbst in gebildeten Weibern ganz untergehen könne, beweisen mehrere Schriftstellerinnen des Alterthums, welche mit schamloser Frechheit die thierische Geschlechtslust geschildert haben, wie z. B. die Elephantis nach Svetons Be-

und verfeinert, sich unter civilisirten Nationen behaupten werde. Freylich übt der Wilde sein ius naturae zu streng natürlich und zu streng aus, und läßt dem Weibe bisweilen nicht einmal die Vorrechte erlaubter Vergnügungen; aber er glaubt nach seinen Grundsätzen recht daran zu thun, und die Eifersucht auf seine Männerherrschaft verleitet ihn dann oft zu einem kalten Despotismus gegen das Weib, die sich der allgemeinen Sitte gehorsam unterwerfen muß — wenn sie ernährt seyn will. — Die Männer in Nutka Sund meynen alles für ihre Familien gethan zu haben, wenn sie dieselbe vor Hunger nicht umkommen lassen, und fleißig auf die Jagd gehen. Daheim in ihren Häusern sitzen sie, wie alle Americaner, müssig, während die Frauen für das Haus alle Zeuge wirken, alle Geräthschaften verfertigen und alle Lastarbeiten verrichten müssen. Selbst das Rudern in den Kanots müssen sie mit auf sich nehmen, wenn auch Männer mit darinn sitzen, und werden bey keiner Gelegenheit mit

---

richt, welche die unzüchtigste Prosa der Astyanassa zur Schande der Dichtkunst in heroische Verse übersetzte.

Achtung und Zärtlichkeit behandelt. Die jungen Mannspersonen schienen in der ganzen Völkerschaft die größten Müssiggänger zu seyn. Sie saßen entweder in kleinen Gesellschaften beysammen, um sich in der Sonne zu wärmen, oder wälzten sich wie die Schweine im Sande am Seeufer umher. Man kann leicht denken, welche Ehemänner aus einer so viehischen Jugend entstehen müssen. Cooks dritte Entdeckungsreise in die Südsee und nach dem Nordpol. Von Georg Forster. Berl. 1789. 3ter Band S. 65. u. f.

Africaner.

Die africanischen Neger behandeln ihre Weiber nicht menschlicher und edler. Gleich beym Eintritt in die Hütte befiehlt der Bräutigam der Braut, Sclavendienste zu verrichten, um sie schon jetzt an die Unterthänigkeit zu gewöhnen. Nie darf das Weib mit ihm essen, weil dieß seine Herrenwürde beschimpfen könnte. Auch der ärmste und erbärmlichste Negersclave in Westindien, der von seinem Pflanzer schlechter als ein Hund

behandelt wird, behält jene gravitätische Volkssitte bey — auch er läßt sich von seinem Weibe knieend bedienen; knieend müssen die Negerdamen ihren Männern Speise und Trank reichen, knieend sie begrüßen, wenn sie von der Jagd kommen, knieend von ihren schlafenden Männern die Fliegen verscheuchen. Wenn Streitigkeiten unter den Weibern entstehen: so ist der Mann der einzige und höchste Richter. Beyde Parteyen tragen ihre Nothdurft auf den Knieen vor, während der Mann mit untergeschlagenen Füßen die feierlichste Richtermiene annimmt, und — sein Urtheil wird ohne Murren und Gegenreden angenommen.

Die Mandingos in Africa haben sogar ein furchtbares peinliches Halsgericht gegen ihre Weiber gestiftet, das in seiner Art einzig und sonderbar genug ist. Damit dieses Fehmgericht heilig und heimlich gehalten werde, so bedienen sie sich, wenn sie etwas wider die Weiber unternehmen wollen, einer geheimen Sprache, die keine Frau, ohne Gefahr umgebracht zu werden, lernen darf. Eben so unzugänglich ist ein geheimer Männerorden dieser Mandingos zur Bändigung und Bestrafung schuldiger Weiber. — In die-

sen Bund wird kein Jüngling unter sechszehn Jahren zugelassen, und wer darinn eingeweihet wird, muß den furchtbarsten Eid schwören, daß er die Geheimnisse des Ordens keinem Profanen, und am wenigsten einem Frauenzimmer offenbaren wolle. Die Uebertretung dieses Gelübdes wird selbst an den Fürsten dieses Volks mit unabbittlicher Todesstrafe geahndet. Als im Jahre 1727 ein König von Jagra einem geliebten Weibe die Endzwecke jenes Ordens entdeckte, und diese geschwätzige Dame unvorsichtig genug war, die ihr anvertrauten Geheimnisse andern Freundinnen auf eine solche Art mitzutheilen, daß es der Orden wieder erfuhr: so wurde das königliche Paar vor den Orden geladen, ihres Vergehens überführt, und ohne Gnade hingerichtet. — Der furchtbare Repräsentant dieses schrecklichen Männerbundes ist ein Popanz, oder eine Schreckgestalt, die von den Weibern im Ernste, oder, weil sie es am sichersten finden, ihre wahre Meynung nicht merken zu lassen, — für einen wilden Mann gehalten wird. Dieses verkappte Ding wird Mumbo-Jumbo genannt, und ist ein Kerl, der in einem Kleide von Baumrinde, und, mit einer Krone

oder

oder einem Strohbusche geziert, einher schreitet, und in dieser Königspracht acht bis neun Fuß hoch ist. Dieses Gespenst erscheint immer nur des Nachts, um einen desto tiefern Eindruck zu machen, und durchstreift die Wohnungen mit dem gräßlichen Geschreye eines unbekannten wilden Thieres. Wenn die Weiber das Geschrey dieses Mumbo-Jumbo hören: so entfliehen sie so schnell und weit als sie können. Allein das schreckliche Gespenst läßt durch seine Trabanten diejenigen Frauen wieder einholen, welche eine Züchtigung verdient haben. Diese werden entweder gegeisselt, oder auch ohne weitere Umstände ermordet; denn alle Neger, welche den Mumbo-Jumbo begleiten, müssen die Winke und Befehle desselben augenblicklich erfüllen. — Was soll man vollends zu der schauderhaften Unmenschlichkeit sagen, daß in der südlichen Hälfte von Africa viele Häupter und Fürsten sich junge Mädchen halten, nicht bloß um ihre thierischen Leidenschaften mit denselben, sondern auch ihren Hunger nach Menschenfleisch zu befriedigen! *)

---

*) Meiners l. c.

Die Hottentotten dürfen so viel Weiber nehmen, als sie wollen, — ob sie gleich dieselben nicht so hart wie andere Wilden behandeln. Indessen müssen sich doch die Witwen, wenn sie wieder heirathen wollen, einer sonderbaren und schmerzhaften Gewohnheit unterwerfen. Sie müssen nähmlich, so bald sie wieder heirathen, sich das Glied von einem Finger abschneiden, und so jedes Mal wieder das Glied von einem andern Finger, wenn sie den dritten oder vierten Mann nehmen, daher es nichts Seltenes ist, hottentottische Weiber mit drey oder vier verstümmelten Fingern zu sehen. — Den jungen Mädchen läßt man zwar einige Wahl, den sich anbietenden Liebhaber als Ehemann anzunehmen; allein dieß ist nur eine eingebildete Willkür. Man erlaubt ihr nähmlich, sich von dem Manne loszumachen, wenn sie ihn nicht will, — indem sie eine Nacht mit ihm auf der Erde ringen darf. Behält sie die Oberhand: so ist sie frey; wird sie aber, wie in den meisten Fällen, überwunden: so wird die Heirath wider ihren Willen geschlossen, und für einen Ochsen, den der Bräutigam den Aeltern giebt, die Tochter ausgeliefert. Wie erhaben sich

diese einfältigen Männer über das Weib glauben, siehet man aus einer andern Gewohnheit, wodurch der Jüngling zum Manne gemacht wird, — welches gewöhnlich im achtzehnten Jahre geschiehet. Der junge Bube wird dann in einen Kreis von Männern geführt, und eins der Mitglieder sagt ihm nun in einer Rede: man habe ihn gewürdigt ein Mann zu seyn, — er müsse nun von seinen Kinderstreichen und von seiner Mutter Abschied nehmen; werde er aber mit seiner Mutter wieder vertraut umgehen: so solle er des Männerrechtes auch wiederum beraubt werden! Nach Endigung dieser Ceremonie darf der neu geschaffene Mann hingehen, — und seine Mutter ausschimpfen, oder gar mißhandeln, ohne daß er darüber bestraft würde.

Der Wilde erblickt in seinem Weibe eigentlich nur zweyerley Bestimmungen, die er aber nicht achten lernt, weil er in keinem policirten und sittlichen Staate lebt. — Die Bestimmung: Kinder zu gebähren, — und seine Magd zu seyn. Die erste Bestimmung des Weibes ach-

tet er nicht, weil er sie in seiner thierischen Rohheit für eine alltägliche Natureinrichtung hält, ohne die das Weib nicht Weib sey, und rechnet das ihr so wenig zum Verdienste an, als wenn ein Thier seine Jungen zur Welt bringt. Diese Gleichgültigkeit, welche uns unmenschlich erscheint, wird dadurch sehr vermehrt, daß seine Weiber mit einer erstaunlichen Leichtigkeit gebähren, und bey den Schwangerschaften fast gar nichts leiden. Das Wochenbett der Wildinn dauert gewöhnlich nur einige wenige Stunden. Er überläßt also ohne weitere Theilnahme, wie das Thier, seine Kinder der Mutter; sie haben wenig Interesse für ihn, bis sie heranwachsen, und ihn bedienen müssen, oder bis er sie verkaufen kann. Sie sind ihm sammt der Mutter nur als ein Gegenstand des Nutzens, nicht als ein Gegenstand der Liebe etwas werth, — und wo könnte auch da Liebe seyn, wo sich gemeiniglich so viele Weiber und Kinder in das Herz eines rohen Barbaren theilen müssen! Daß die Weiber ihn in dieser Rohheit unter mehrern Nationen zur physischen Liebe so unverschämt anlocken, daß sie sich, wie z. B. die Kamtschadalinnen, ohne Scheu mit ihren Män-

nern und Liebhabern öffentlich begatten, macht ihn gewiß noch gleichgültiger gegen sie, — er achtet ihre Geburten nicht, weil er sie dann als Folgen ihrer Verführungen und ihrer Wollüste betrachtet.

Die Natur, welche zunächst den Menschen als ein Geschlecht zu versorgen hat, ihn auch Anfangs nicht anders als Thiermenschen kennt und formt, weil er ohne alle Cultur gebohren wird, hat, wie in der ganzen Thierwelt, auch hier die Jungen der Mutter anvertrauet, und ihr deßhalb eine innigere und lebendigere Neigung zu dem Kinde, als dem kältern Vater, eingeflößt. Denn sie weiß es wohl, daß der Mann als Naturmensch, als Jäger, Fischer und Krieger, sich wenig um seine Jungen bekümmern wird. Seine Lebensweise kann ursprünglich nur nomadisch seyn, weil ihm der Tisch nicht überall von der Fülle der Erde gedeckt wird, sondern er sich herumschweifend und mühsam seine Nahrung und Kleidung suchen muß, von welcher er dann nicht sowohl aus Liebe, als weil er ohne das Weib nicht fertig werden kann, das Nothdürftige dem Weibe und Kinde zufließen läßt. Aber er ist auch

hierbey so träge, daß, wie z. B. die americanischen Wildinnen, das von den Männern geschossene Wild in den entferntesten Waldungen aufsuchen, und herbey schleppen müssen. — Nach seinen Begriffen gehört auch das Kind nicht sowohl ihm, als der Mutter an, und da diese seine Magd ist: so kann er das Kind wohl nicht anders, als seinen Knecht betrachten. Und wie viel natürlicher muß ihm vollends da dieses Verhältniß erscheinen, wo sich sein Weib nach Gefallen den Umarmungen anderer Männer hingeben darf; der Hausvater also nicht wissen kann, ob das Kind wirklich sein gehört oder nicht!

Es ist übrigens höchst auffallend, daß der Wilde nur vornähmlich so hart und unbarmherzig gegen sein Weib und seine Kinder handelt, und dagegen nach den Zeugnissen mehrerer Reisebeschreiber sich durch so manche edle Seite seines Herzens, durch unermüdliche Dienstfertigkeit, durch Proben einer feurigen Freundschaft, durch Dankbarkeit und Großmuth auszuzeichnen pflegt, und darin oft den noch so sehr cultivirten Europäer beschämen könnte. Le Vaillant *) ent-

*) In seiner unten angeführten zweyten Reise.

rüstet sich über die Menschen, welche ihm die africanischen Völker wie Ungeheuer abbildeten. „Ich für meinen Theil, sagt er, glaube die sogenannten Wilden besser zu kennen, als alle jene Schwätzer, die ihre oberflächlichen Kenntnisse aus lügenhaften Büchern geschöpft haben. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Naturmenschen zu studiren, und habe ihn immer gut gefunden. *) Allent-

---

*) Dagegen sagt einer unserer größten Philosophen: [Kant in seiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft] „der Mensch sey von Natur böse, d. i. er sey sich des moralischen Gesetzes bewußt, und habe doch die Abweichung von demselben in seine Maxime aufgenommen.“ Kant beruft sich auf die Auftritte von ungereizter Grausamkeit in den Mordscenen auf Tofoa, Neuseeland, den Navigatorsinseln, und die nie aufhörenden in den weiten Wüsten des nordwestlichen America's, und man habe Laster der Rohigkeit mehr als nöthig sey, die natürliche Gutartigkeit des Menschen zu bezweifeln. Allein diese gräßlichen Thatsachen sind, wenn sie sich auch von einzelnen Völkern bestätigen ließen, doch nur einseitig, und können nicht als ein strenger Beweis des radicalen Bösen in der menschlichen Natur angeführt werden; schon darum nicht, weil wir von so viel andern wilden Nationen schätzbare, sogar liebenswürdige Charakterseiten kennen. Außer-

halben sah ich ihn, wenn man ihn nicht beleidigte, gastfrey und freundschaftlich. Ich versichere hier mit der innigsten Ueberzeugung, daß ich in den barbarisch-seynsollenden Ländern, wo die Europäer sich noch nicht verhaßt gemacht haben, weil sie niemals dahin gekommen sind, zum Zeichen des Friedens nur die Hand zu bieten brauchte, dann drückten die Africaner sie sogleich herzlich in den ihrigen, und nahmen mich als ihren Bruder auf. Wollte ich einen Dienst von ihnen haben, oder etwas eintauschen: so hatte ich an meinem Branntewein, meiner Eisenwaare und meinem Ta-

---

dem müßte man doch wohl untersuchen, ob jene sogenannten Mordscenen nicht durch eine wirkliche Anreizung veranlaßt wurden, oder ob sie nicht aus falschen Religionsbegriffen hervorgingen, die ja oft genug Mord und Grausamkeit gegen seine Feinde, selbst unter uns Christen, erlauben. Ein anderer Critiker macht gegen obigen Kantischen Beweis noch die sehr richtige Bemerkung: „Alles, was den Menschen als gut oder böse soll zugerechnet werden, muß aus der Freyheit entspringen. Freyheit und deren Gebrauch kann aber bey Menschen nicht eher angenommen werden, als bis die Vernunft angefangen hat, Einfluß auf das Wollen zu bekommen, welches grade bey den Wilden wegen ihrer thierischen Unvernunft nicht immer denkbar ist.“

back sehr vortheilhafte Handelsartikel. Jeder Schwarze hätte von Herzen gern alles, was er besaß, für Dinge hingegeben, die er entweder so nöthig brauchte, oder die ihm den süßesten Genuß verschaffen. Le Vaillant schildert die Kaminuquay, die Namaquas und Huswanas als höchst gutmüthige, treuherzige und gefällige Menschen.

Schon Montaigne hatte von den americanischen Wilden eine ähnlich = gute Meinung, und er schildert sie sogar mit einer Art von gutmüthiger Schwärmerey. „Wir nennen sie, sagt er, Barbaren, weil ihr Geist noch wenig Bildung und Gewandheit angenommen hat, und weil sie ihrer ursprünglichen Natürlichkeit und Einfalt treu geblieben sind. Die Gesetze der Natur sind ihre Vorschrift, und durch die unsrigen sind sie noch nicht verschroben worden. Mit Verdruß denke ich daran, daß ein Lycurg diese Kinder der Natur noch nicht kannte. Denn mich dünkt, daß dasjenige, was wir bey diesen Nationen wahrnehmen, alle Dichtergemählde eines goldenen Zeitalters weit übersteigt, und sogar über alle Wünsche und Vorstellungen der Philosophen hinaus gehet. Diese haben sich von einer so rei-

nen und einfachen Natur, wie wir sie da in der Wirklichkeit vor uns sehen, keinen Begriff machen können, und es ist ihnen nicht eingefallen, daß sich der gesellige Verein der Menschen mit so weniger Kunst, und so wenigem Bindungsstoffe erhalten lasse. — Dieß ist eine Nation, würde ich einem Plato sagen, welche keinen Handel, keine Wissenschaften, keine Zahlen, keine Obrigkeit, kein politisches Uebergewicht kennt, und mit dem, was wir Knechtschaft, Reichthum und Armuth nennen, unbekannt ist; eine Nation, die nichts von Verträgen, Erbfolgen und dergleichen weiß, und sich nur mit ihren Vergnügungen und Zeitvertreiben beschäftigt; eine Nation, die nur eine allgemeine Verwandschaft achtet, und die keiner Kleider, keines Ackerbaues, keiner Metalle, keines Weins und Getreides bedarf, und bey welcher sogar die Ausdrücke: Lüge, Verrätherey, Verstellung, Geiz, Neid, Verläumdung u. s. w. nie gehört werden. O wie tief, fährt Montaigne fort, würde Plato seine idealische Republik unter den Stufen einer solchen Vollendung erblicken!" *)

*) Essai de Montaigne Liv. I. Chap. 30. des Cannibales.

Es ist hier der Ort nicht, diese gutmüthigen und empfindsamen Aeußerungen eines Montaigne eben so wenig als jenes Gemählde zu widerlegen, welches Rousseau aus einer ähnlichen Schwärmerey von seinem glücklichen Naturmenschen entwarf. — So ein ganz außerordentlich liebenwürdiges und liebes Wesen pflegt doch der Wilde nicht zu seyn, oder ist es nur in einzelnen Gegenden; auch mögen wohl die Reisebeschreiber ihm nicht tief genug in die Seele geschauet haben, indem sie gewiß oft das seiner Gutmüthigkeit zuschrieben, was er aus Furchtsamkeit vor den Europäern, oder aus einem Gelüste nach ihren Geschenken für sie that. Wenigstens ist er fast überall ein hartherziges Wesen gegen Weib und Kind. — So erscheint der Mann zu seiner Schande selbst unter denjenigen Völkern, die doch schon eine sittliche Religion, eine Policey und Staatsverfassung, und einen Grad von Cultur besitzen, und dennoch ihre Frauen nicht viel besser und vielleicht noch schlechter, als der rohe Wilde behandeln.

Morgenländer. Türken. Araber.

Den Morgenländern, den Muhamedanern, den Persern und Indianern sind die Frauen darum so unentbehrlich, weil jene so sehr von den Eindrücken der physischen Liebe abhängen, so daß sie selbst, wie z. B. die Türken, ihr künftiges Paradies mit schönen Weibern und Freudenmädchen bevölkern. Die Morgenländer ehren ihre Frauen in einzelnen Fällen in einem so hohen Grade, daß man ihrer nach den blutigsten Schlachten und nach den schrecklichsten Verheerungen und Plünderungen der Städte noch mehr als der Priester schont, und die Wohnungen der Frauen sind die einzigen Schutzörter, vor welchen das würgende Schwerdt des nach Blut und Beute gierigen Kriegers vorübergeht. Wenn die ägyptischen Beys sich einander vertrieben und erschlagen haben: so werden die Harems der Ueberwundenen eben so wenig beunruhiget, als wenn der Besitzer selbst Sieger geblieben wäre. Die Harems sind die einzigen Zufluchtsörter für verfolgte und unglückliche Sclaven, und sogar für Verbrecher, da kein Gerichtsdiener oder Henker in den Ha-

rem eindringen darf, wenn der Schuldige kein Majestätsverbrecher ist. *)

Indessen sind und bleiben diese Harems doch wirkliche Kerker für das weibliche Geschlecht, und die Türkinn ist eine Gefangene in ihrem eigenen Hause. Sonderbar genug, daß selbst die katholischen Damen, die unter den Muhamedanern leben, jene strenge Eingezogenheit in den Winkeln ihrer Häuser annehmen, und sich Aller Blicken entziehen. „Ihr Gesicht, sagt Sonnini **), bedeckt ein dicker Schleier, alle leben in ihren Häusern abgesondert und verschlossen. Manchmal hat mich als Arzt ein Priester ihrer Nation oder ein Mönch in diese Frauenkerker eingeführt; — aber sie sprachen bloß durch eine Maske, und ich wußte nie, ob die Kranke alt oder jung war. Man reichte mir nur die Hand, und den vordern Theil des Armes dicht eingehüllt vor, und ließ nur die Stelle offen, wo ich den Puls befühlen mußte. Sollte Ader gelassen wer-

*) Meiners S. 110. u. f. nach Dow History of Hindostan und Irwin Voyage up the red Sea.

**) Reisen in Ober- und Niederägypten, 2ter Theil. Leipz. 1801.

den: so gab es einen andern Ceremoniestreit. Man wollte mir bloß den Ellenbogen sehen lassen, und es kostete mir Mühe und Verdruß, ehe man den Vorderarm ganz frey machte. Litt eine von diesen Frauen an den Augen, oder wurde von einer andern örtlichen Krankheit geplagt: so sollte ich die Krankheit heilen, ohne die Augen oder den Sitz des Uebels untersucht zu haben."

„Die Araber, sagt Poiret *), sind gleichfalls nichts weniger als galant gegen ihre Frauen; doch dieß würde ich ihnen leicht vergeben, wenn sie nur menschlich wären. Aber diese Tugend scheint ihrem Herzen gänzlich fremd zu seyn, und sie sehen die Weiber als unendlich niedrigere Wesen, als sich selbst an, und kaum schätzen sie ihr Weib etwas höher als eins ihrer Hausthiere. Die Ehe wird bey ihnen nicht als ein Vertrag angesehen, wozu der Wille beyder Parteyen erfordert wird, man kann sie vielmehr als eine Art Kauf betrachten, der zwischen den Aeltern und dem Bräutigam geschlossen wird. Dieser denkt nicht daran, das Herz der Braut zu gewinnen, er findet sich

*) Reise in die Barbarey in den Jahren 1785 und 1786. Strasb. 1789.

mit einer, oder einem Paar schöner Kühe ein, und der Handel hat seine Richtigkeit; die Aeltern behalten die Kühe, und übergeben dafür die Tochter. Sie bekümmern sich wenig darum, ob sie glücklich oder unglülich wird; wenn sie einmal verkauft ist: so wird ihrer nicht weiter gedacht (?). Gefällt das Weib dem Manne nicht länger: so kann er sie ihren Aeltern zurücksenden, und eine andere oder auch mehrere zugleich kaufen, je nachdem er bemittelt ist. Gefällt die verstoßene Frau einem andern: so kann derselbe sie um einen viel geringern Preis erhalten, weil sie schon einmal verheirathet gewesen. Auch werden die beschwerlichsten und härtesten Arbeiten von den Weibern verrichtet, und während die Männer sich ungestört dem Müssiggange ergeben, müssen jene Holz fällen, und, in Ermangelung eines Lastthiers, es selbst nach Hause schleppen. Ich habe, setzt Poiret hinzu, diese Weiber mit einer so ungeheuren Holzlast angetroffen, daß ich sehr nahe seyn mußte, um diese kleinen menschenähnlichen Figuren, die aber im höchsten Grade unsauber, und durch Arbeit und Schweiß entstellt waren, unter der Last der Zweige entdecken zu

können. Am übelsten ergehet es diesen Unglücklichen, wenn die Horden mit ihren Zelten aufbrechen, und ihren Wohnplatz verändern. Der Mann setzt sich ganz ruhig zu Pferde, und trägt außer seinen Waffen nicht das Geringste, da hingegen die Frau mit dem völligen Hausrath beladen, und öfters sogar mit dem Gezelte selbst neben dem Pferde des Mannes herlaufen muß, und nicht selten, wenn sie nicht schnell genug folgt, unter den Schlägen des Mannes erliegt. Auf diese Weise müssen sie Tage lang im brennenden Sande oft ohne Essen und Trinken fortwandern. Der Mann spricht mit seinem Weibe stets in einem gebietenden Tone — als ihr Oberherr, der sich der Stärke, die ihm die Natur über das Weib gegeben, vollkommen bewußt ist. Die Weiber der Araber müssen den Kindern, ja sogar den Sclaven nachstehen; sie dürfen nicht eher essen, bis das übrige Hausgesinde die Mahlzeit eingenommen, und müssen sich mit dem, was die andern übrig gelassen haben, begnügen. Es ist unmöglich, sagt Poiret, diese armen Weiber ohne Mitleiden und mit ungerührtem Herzen zu betrachten. Kaum sind sie über die Kinderjahre

hinaus:

hinaus: so zeigen sich die Vorboten des herannahenden Alters auf ihren Gesichtern, — mehr die Folgen ihrer schweren Arbeit und schlechter Begegnung, als der Jahre. Zwischen der Kindheit und dem höchsten Alter bemerkt man fast keine Mittelzeit. Tief eingefallene Augen, abgezehrte und niedergeschlagene Gesichter, eingefallene Backen, ein durch Arbeit gebeugter Rücken, im ganzen Aeußern das höchste Elend, der schmutzigste Anzug, ein stinkender Ausschlag und dabey ein Blick, welcher die tiefste Schwermuth verräth, — dieß ist ohngefähr der äußere Abriß einer Landbewohnerinn in der Barbarey."

„Diejenigen, welche in den Städten wohnen, sind zwar nicht ganz so unglücklich, wie ihre Mitschwestern auf dem Lande; aber sie werden desto härter durch die Eifersucht der Männer bewacht, — und diese Eifersucht scheint diesen um so gerechter zu seyn, weil sich die dortigen Stadtfrauen gern den Christen hingeben, und ihnen entgegenkommen. Bey solchen Neigungen und dem übergroßen Zwange wäre eine Leibesintrigue leicht angefangen und beendigt; aber hier kennt man kein größeres Verbrechen, — als dergleichen

Galanterien, besonders für einen Europäer. Würde er überrascht: so ist der Tod unvermeidlich. Nur Ein Mittel bleibt übrig, das Leben zu retten, — nähmlich ein Muselmann zu werden und das verführte Weib zu heirathen. Ist sie aber bereits verheirathet: so giebt es für Beyde kein Rettungsmittel; das Weib wird dort lebendig in einen Sack gebunden und ins Meer geworfen, und der Christ entweder lebendig verbrannt, oder in Stücken zerhauen." *)

---

*) Oft sind mir dergleichen Beschreibungen von der übertriebenen Eifersucht der Morgenländer und Abendländer gegen die europäischen Reisenden ein wenig verdächtig vorgekommen. Nichts ist natürlicher, als daß die dortigen Einwohner ihre sinnlichen Weiber gegen die Lüsternheit, oder auch nur gegen die Neugier der Ankömmlinge, zu verwahren suchen, und daß diese nach ihren schlaffern Grundsätzen jene Verwahrungen als etwas Uebertriebenes und Lächerliches schildern. Die europäischen Reisenden stehen bey den Ausländern fast überall in schlechtem Rufe, und die Verwahrungsmittel gegen ihre Verführungskünste waren wohl nur temporell, d. i. nach ihrer Abreise hörte die Jalousie der Männer wieder auf, und ihre Frauen wurden wieder vernünftig. Es giebt keine noch so verdorbene und rohe Nation

Ueberhaupt erscheint die Eifersucht der Muhamedaner gegen ihre Frauen und ihr Männerdespotismus in tausenderley Formen, und äussert sich in den sonderbarsten Gebräuchen und Einrichtungen, die selbst durch die Gesetze des Staats geheiligt sind. Ihr Prophet Mahomed erlaubt jedem Muselmann nicht allein vier gesetzmäßige Frauen, sondern auch so viel Beyschläferinnen, als er unterhalten kann. Schon Tournefort bemerkt: daß die Türken eine dreyfache

---

der Erde, welche den Europäer in Absicht der Moralität nicht tief unter sich erblicken sollte, und dieß rührt vornähmlich von den niedrigen Wollüsten her, welche der europäische Schiffssoldat überall und mit unbändiger Frechheit äußert, wo er landet. Die wildesten Nationen pflegen daher zu sagen, wenn sie einen etwas gesittetern Ausländer sehen: „er ist fast so sittsam, als wir; oder: er fängt an ein Mensch, wie unser eins, zu werden." Die türkischen Mädchenhändler fürchten sogar aus einem lächerlichen Vorurtheil den bösen Einfluß der Blicke eines Christen oder Europäers, „ein Weib könne nicht von ihnen gesehen werden, ohne von ihrem Werthe zu verlieren, ohne unter ihrem bösartigen Einflusse zu leiden." G. A. Olivier Reise durch das türkische Reich. Weimar 1802. 1ster Th. S. 139.

Ehe haben; — sie heirathen entweder gesetzmäßig, oder sie miethen sich ein Weib auf einige Zeit [dieß ist jedoch die seltnere Art ihrer Ehe], oder sie kaufen ihre Frauen. Der Sultan vermählt sich entweder aus Stolz, oder aus politischen Rücksichten, nicht so wie seine Unterthanen; es scheint mit seinem erhabenen Range zu streiten, sich mit einem Weibe durch die Bande der Ehe zu vereinigen. Er hat bloß eine unbestimmte Anzahl Sclavinnen, die zu seinem Vergnügen dienen, und ihm einen Nachfolger geben sollen. Unter dieser großen Anzahl sind nur sieben seine Favoritinnen; sie genießen am häufigsten seine Gunstbezeugungen und erlangen zuweilen einen nicht geringen Einfluß in die Staatsangelegenheiten. Mann nennt sie Kadeun. Wird eine von den übrigen Sclavinnen schwanger: so erzeigen ihr die Verschnittenen die größte Ehrfurcht, wenn der Sultan noch keine männliche Erben hat; sind aber schon Söhne von einer Favoritinn vorhanden: so muß sie sich glücklich schätzen, wenn sie mit einer unzeitigen Geburt davon kommt, oder ihr Kind gleich nach der Geburt erstickt wird.

Die türkischen Weiber sind so sehr eingekerkert, daß nicht einmal der Bräutigam seine Geliebte vor der Heirath zu sehen bekommt, und von ihren Reizen nur durch die Beschreibungen irgend einer Verwandtinn oder alten Unterhändlerinn einige Kunde erlangt. — Sind die Verwandten einig: so wird die Summe bestimmt, welche der Mann seiner Gattinn zum Geschenk geben soll, als den Preis ihres Bluts. Ein paar Tage vor der Hochzeit wird das junge Frauenzimmer in das Bad geführt, und zum ersten Male der Haare auf ihrem ganzen Leibe entledigt; man kann sagen: daß sie von nun an die Sclavinn eines Despoten geworden sey. Auch die Bucharen kaufen ihre Weiber für Geld, und bezahlen sie nach dem Grade ihrer Schönheit, — was man vielleicht schon von einem Zartgefühl für regelmäßige Formen halten könnte, wenigstens zu einem Luxusartikel dieser Nation, wozu sie bey allen Türken gehört. Jemehr schöne Töchter ein Buchar hat, desto reicher ist er, — eine Waare, die man dort leicht und mit großen Vortheil absetzt. Uebrigens verbietet ein hartes Gesetz dem Geliebten, sein Mädchen vom Tage des

Contracts an zu sprechen, — ja sie nicht einmal zu sehen; eine Vorsicht, wodurch man wahrscheinlich den Muthwillen junger Leute zähmen und sie bis zum Abschluß der Hochzeit in einer desto gespanntern Erwartung erhalten will. Selbst während der Trauung dürfen sich die jungen Eheleute nicht sehen, und die Geliebte wird dem Manne in dieser Verhüllung gegeben. Aber auch dann noch nicht siehet er sich an dem erwünschten Ziele. Sobald die Ceremonie geendigt ist, begiebt er sich nach seinem Hause zurück, wo das Hochzeitmahl für die Gäste bereitet ist. Erst nach dem Essen stattet er einen Besuch bey seiner Frau ab, und erhält die Erlaubniß, nun mit ihr vorläufig die ersten Worte zu wechseln. Hierauf kehrt er abermals nach seinem Hause zurück. Endlich am Abend eilt er wieder zu seiner Gattinn, — sie erwartet ihn bereits im Hochzeitzimmer; — aber dieß muß in Gegenwart mehrerer Frauenzimmer geschehen, er darf sich nicht entkleiden; nach einigen Augenblicken muß er sich wieder entfernen, und diese Farce wird drey Tage hinter einander wiederholt. Erst in der dritten Nacht erhält er die völligen Rechte des Ehemannes, und führt

den andern Morgen die Frau mit sich nach Hause. Sonst gilt auch hier, wie im ganzen Orient, das Männerrecht, seine Frau, wenn er will, zurückzuschicken, in welchem Falle sie aber auch alles, was sie von ihrem Manne während der Ehe empfangen hat, behalten darf. Verlangt sie die Ehescheidung, so geht sie dessen verlustig. *) Alle diese Hochzeiten haben mit den altgriechischen die größte Uniform.

Im ganzen Orient ist das Weib ein Gegenstand, von dem kaum gesprochen wird. Man darf sich kaum nach dem Befinden der Frauen und Töchter seines besten Freundes erkundigen, weil dieß gleich Argwohn von unerlaubten Absichten und Verbindungen erregen würde. Eben so wenig erlaubt es der Wohlstand, von seinen eigenen Weibern und Töchtern zu reden. **) Man be-

*) Historisch-geographische Nachrichten von der kleinen Bucharey. S. Archenholz Literatur und Völkerkunde, 2ter Band. Februar 1783.

**) In Persien hält sich der Ehemann für beschimpft, wenn man sich nach dem Befinden seiner Gattinn erkundigt. Sie beym Nahmen zu nennen, ist durchaus unerlaubt, und die Anrede muß hierbey so lan-

greift sie unter den übrigen Hausthieren, oder unter der allgemeinen Benennung von Haus und Familie. Wenn aber ein Morgenländer gezwungen wird, seiner Frau oder Tochter gegen den Arzt oder gegen eine andere Person, welcher er Achtung schuldig ist, zu erwähnen: so setzt er allemal: mit Erlaubniß, oder eine andere Entschuldigungsformel hinzu, wie, wenn man in Europa von schmutzigen oder Abscheu erregenden Personen und Handlungen zu reden gezwungen wird. *) Daß ferner die Besuche der Morgenländer in den Harems nicht die Werke einer zärtlichen Liebe, sondern nur einer mechanischen und thierischen Gewohnheit sind, siehet man daraus, daß diese animalischen Liebhaber ihre geliebten Weiber nicht einmal liebkosen, sondern sich von diesen ehrfurchtsvoll die Hände küssen und sclavisch bedienen lassen, — ja, es ist unter den Türken und andern Morgenländern sogar etwas

---

ten: „möge die Mutter des und des Sohnes oder der und der Tochter glücklich seyn!“

*) d'Arvieux Memoires. 1735. 6 Tomes. I. S. 229. — Meiners Geschichte des weibl. Geschlechts. I. S. 113.

Schimpfliches, wenn einer das Ansehen hat, als ob er nur eins seiner Weiber innig lieben könnte.

Diese Erscheinung läßt sich aus dem einzigen Umstande erklären, weil das orientalische Frauenzimmer selbst nicht wahrhaft liebenswürdig ist, und nur zu einem physischen augenblicklichen Genusse einladet. Die schönsten Bildsäulen können keine Liebe erregen, sondern gefallen nur in der sinnlichen Anschauung, und so lange ihre Reize der Lüsternheit des Barbaren gefallen. Sie sind also für die Männer nur niedrige Hülfsmittel ohne edlere Zwecke, und ohne die zärtliche Sympathie des ehelichen Lebens. Ein geistiger Umgang kann unter diesen ungebildeten Menschen nicht statt finden; das Weib kann durch die schönere Weiblichkeit den Mann nicht anziehen und beglücken, und kein Mensch hat dort von diesen seligen Verhältnissen der Seelen einen Begriff. Wenn also der Barbar seine Liebe in dem edlern Sinne, wie der cultivirte Mensch, äußern wollte oder könnte: so würde man ihn für ein ausgeartetes Wesen halten, welcher der armselige Sclave seiner Frau sey, und auf die Art gleichsam seinen Nationalcharakter, seine Volkssitten,

und seine Religion selbst entehre. Man würde ihn aus seinem Volke als einen Dummkopf ausstoßen, weil ihm sein Rang als Herr des Weibes nichts mehr werth sey, — dagegen man bey policirten Nationen dem Manne nicht leicht einen Vorwurf macht, wenn er einen Theil seiner Freyheit seinem liebenswürdigen Weibe hingiebt, und aus Dankbarkeit und Einverständniß der Herzen sein ganzes Leben hindurch nur dieser Einen angehört. — Aber wer könnte es wohl den Frauen der Barbaren selbst zur Last legen, daß ihnen die weibliche Liebenswürdigkeit fehle? Wie kann das Weib unter solchen Despoten liebenswürdig werden, die sie oft nicht besser als ein vernunftloses Thier behandeln, und selbst ihre Zuneigung gegen sie, nur in der letzten und niedrigsten Form als brutale Wollüstlinge äußern! — „Hier bleibt, sagt Home sehr richtig, nichts von der Liebe als der Nahme übrig, und da das thierische Vergnügen ohne Liebe so niedrig ist: so wird es bald ekelhaft und lästig, wenn es nur auf Einen Gegenstand eingeschränkt ist. Was man in dem Einen nicht findet, erwartet man begierig in einem andern, und die Einbildungskraft, welche

von einem Gegenstande zum andern schwärmt, findet keine andere Befriedigung, als in der Abwechselung. Eine Neigung gegen eine Frau von Tugend oder Talenten scheint abgeschmackt, die wahre Liebe wird verlacht, und die Menschen werden endlich ganz Thier." Eine Bemerkung, welche sich auf die Wilden unter rohen und gebildeten Völkern paßt.

Sinesen. Perser.

Die Sinesen scheinen noch eifersüchtiger, als die Türken zu seyn, und erlauben ihren Frauen durchaus keine Männerbesuche. Findet sich eine Ehebrecherinn unter ihnen: so hat der Mann das Recht, sie in Gegenwart ihrer Verwandten zu ermorden. Dagegen üben diese so unbarmherzig eingekerkten Weiber oft aus einer ähnlichen Eifersucht die größten Unmenschlichkeiten an den Beyschläferinnen ihrer Männer aus. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß die Sineserinnen solchen Kebsweibern durch schreckliche Getränke die Frucht im Leibe tödten, oder wenn sie erlauben, daß das Geschöpf leben soll, so hört es nach der Volks-

sitte auf, ein Kind seiner eigenen Mutter zu seyn. Denn die Kinder der Nebenfrauen werden als Kinder der rechtmäßigen betrachtet, während man jene vielleicht nur als die armseligsten Hausmägde behandelt. Diese Nebenkinder sind ihren wirklichen Müttern nicht die geringste Achtung schuldig; sie dürfen dieselben sogar mißhandeln, und schlagen; sie sitzen, wenn die Mütter stehen müssen, und trauren nicht, wenn die rechte Mutter stirbt, sondern nur um die Hausfrau, welche sie nicht geboren hat. Stirbt der Hausvater: so können die Beyschläferinnen verstoßen und verjagt werden, ohne daß sich ein menschliches Gesetz darum bekümmert. — Die Sinesen rauben, wie man glaubt, aus Eifersucht ihren Frauen sogar den Gebrauch der Füße *) und ma-

*) Die martervolle Verkleinerung der Füße des schönen Geschlechts wird dort schon in der Kindheit angefangen, indem man die Zehen durch ein gewaltsames Binden unter die Fußsohlen drückt, und in dieser Lage erhält, bis sie wirklich hineinwachsen, und ein Theil derselben werden. „Auf die Art, sagt Barrow †), wird der Fuß in seinem Wachs-

†) J. Barrows Reise durch China von Peking nach Canton. aus dem Engl. mit Anmerk. von Hüttner. Weimar 1804.

chen es ihnen zu einem schweren Verbrechen, sich außer dem Hause sehen zu lassen. Ueberall werden diese Unsichtbaren in verhüllten Sänften getragen, und selbst die Frauen auf dem Lande, welche ein solches Geräth nicht bezahlen können, lassen sich lieber in einer Art von bedeckten Schiebkarren herumfahren, als daß sie öffentlich erscheinen sollten. Die ärmern Classen sind zwar nicht so streng auf ihr Haus eingeschränkt, dagegen aber müssen sie wie Sclavinnen oft mit einem Kinde auf dem Rücken arbeiten, während der Mann spielt oder müssig geht. Niewhof spannt sogar auf einem seiner Kupfer eine sinesi-

---

thum bis auf die Länge von vier bis fünf Zoll verkümmert, und der Knöchel in einer Geschwulst herausgetrieben, wodurch anfangs den armen Mädchen unsägliche Schmerzen verursacht, und sie in der Folge des Vergnügens beraubt werden, sich von einem Orte zu dem andern bewegen zu können. Indeß besiegen Nationalgrillen überall die Vernunft. Man hält in Sina diese Miniaturfüßchen für eine besondere Schönheit, und würde ein dortiges Mädchen sehr beleidigen, wenn man ihr sagte: sie habe große Füße."

sche Frau und einen Esel vor denselben Pflug. Selbst zu Hause in ihrer eigenen Familie darf eine Frau weder an Einem Tische mit ihrem Manne essen, noch in Einem Zimmer mit ihm sitzen. Alles wird zwischen Beyden mit einem steifen und kalten Ceremoniell verhandelt, und an eine Familienvertraulichkeit ist bey einem so mechanischen Verkehr gar nicht zu denken.

Im Orient ist das schöne Geschlecht wohl nirgends so eng und sclavisch eingeschlossen, als unter den eifersüchtigen Persern. Chardin, dieser sachkundige Menschenbeobachter, sagt: die Serails der Türken, welche man so oft die Bastillen der Frauen genannt, könnten noch öffentliche Oerter im Vergleich mit den persischen Frauenkerkern genannt werden. Er schreibt diese übertriebene Bewachung des andern Geschlechts den Wollüsten der Nation zu, indem der Mann dort überall Befriedigung seiner Sinnlichkeit suche, und ihm wegen der Gluth des Clima und des schnellen Aufblühens weiblicher Reize zum Mutterstande [oft schon im neunten Jahre] das

Weib so leicht entgegenkomme. Ich weiß nicht, ob seine anthropologische Meynung von dem Einflusse der Sonnenwärme auf die Heftigkeit der physischen Liebe ihre völlige Richtigkeit hat, — da in viel kältern Gegenden die Nationaleifersucht eben so ungerecht seyn kann. Eher müßte man diese Erscheinung im Orient aus der schlaffen, weichen und süßlichen Lebensart der Männer erklären, die bey ihrem täglichen Müssiggange fast nichts anders zu thun haben, als Taback zu rauchen, und ihre Weiber zu bewachen. Die Geschäftsart eines Volks bestimmt, als ein Princip der Gewohnheit, meistentheils den Charakter der ganzen Nation. Ist diese Geschäftsart nur negativ, d. h. herrscht keine Industrie in dem Volke: so bewacht ein Fauler nur den andern, damit sich keiner rege, sondern nur jeder, wie der Perser, neben seinen Frauen stumpfsinnig fortlebe. — Diese Nation findet sogar in den Vorschriften ihrer Religion einen Grund zu jenen despotischen Einsperrungen ihrer Weiber, indem ihr Gesetzgeber die Worte sterbend ausgerufen haben soll, „bewahrt eure Religion und eure Frauen!"

Deßwegen sind die Mauern der persischen Harems nicht allein sehr hoch; sondern auch oft doppelt und dreyfach; deßwegen muß jeder, der einem persischen Frauenzimmer begegnet, weit vom Wege abstreifen, und das Gesicht nach einer ganz andern Gegend hinwenden, obgleich die dortigen Damen in fest verschlossenen und verriegelten Behältern getragen werden. Schon in der Ferne, und selbst bey Nachtzeit, wird den Wanderern zugerufen: eiligst zu fliehen, und alles entläuft bey dem schrecklichen Worte Courouc, wie vor einem verheerenden Ungewitter. Reiter und Eunuchen, mit langen Stöcken bewaffnet, begleiten wie Schaarwächter die reisende, oder nur zum Spaziergang ausgetragene Dame, um alle die zu überfallen, welche sich nicht geflüchtet hatten. Jenes warnende Courouc wird vornähmlich beym Transport der königlichen Weiber ausgerufen, und wer dieser Warnung nicht folgt, wird von den Eunuchen auf der Stelle getödtet. Chardin erzählt hiervon schauderhafte Beyspiele. Ein alter Mann wagte es, den König Sephy I. wegen einer ungerechten Sentenz der Regierung, die ihn seines ganzen Vermögens beraub-

te,

te, selbst anzusprechen, während der König mit seinen Weibern vor der Wohnung des Greises vorüber zog. Die persische Majestät wurde durch die Annäherung des Alten so entrüstet, daß jener diesen durch einen doppelten Pfeilschuß tödtete. Um dergleichen Uebel zu verhüten, werden die Bewohner von allen Seiten schon viele Stunden vorher durch donnernde Flintenschüsse gewarnt, und die Straßen, welche das königliche Gefolge durchzieht, gleichen daher Einöden, worinn eine giftige Seuche alle Menschen vertilgt hat.

Selbst bey der Beerdigung persischer Weiber wird sorgfältig ein verdecktes Gerüste um das Grab gezogen, damit kein Umstehender nicht einmal die Leiche erblicke. — Eigentlich darf ein persisches Eheweib keinen andern Mann als den ihrigen sehen, nicht ihre Anverwandten, nicht einmal die Brüder ihres Gatten.

Die Harems der persischen Großen sind so streng verschlossene Zuchthäuser der Frauen, daß der Ritter Chardin bey seinem zwölfjährigen Aufenthalte in Persien und bey seinen mühsamsten Nachforschungen nur einzelne Details von der innern Beschaffenheit und Lebensweise der Harems

erfahren konnte, da gleichsam die ganze Nation sich hierbey zu einem Eide des tiefsten Stillschweigens verpflichtet hat. Hier sind einige Einzelnheiten aus seinem Gemählde. — Stirbt z. B. der König: so werden alle seine zurückgelassenen Weiber, er mag sie umarmt haben oder nicht, jung und alt, ohne Unterschied, bis an ihr Lebensende unbarmherzig eingeschlossen. Ein solcher Todesfall bringt daher in dem königlichen Serail jedesmal die wehmüthigste und lauteste Trauer hervor, nicht sowohl aus zärtlicher Liebe für den Verstorbenen, sondern darum, weil diese armen Geschöpfe von nun an keinen Funken der Hoffnung zu ihrer künftigen Freyheit übrig behalten, sondern auf Lebenslang eingemauerten Staatsgefangenen gleichen. Ein Eunuch erzählte dem Ritter Chardin: daß noch das Serail des Großvaters des damals regierenden Königs vorhanden sey. — Man kann die Schrecknisse und Laster, welche in diesen häuslichen Winkeln der Großen herrschen, sich vielleicht nicht arg genug denken. Schon der Umstand, daß die schönsten Mädchen der Nation, ohne gefragt zu werden, selbst durch die Veranstaltung ihrer Aeltern und Verwandten

jene Lustgemächer der Großen bevölkern müssen, macht dort das Schicksal des schönen Geschlechts höchst traurig, und während die Aeltern sich über das Glück und die Ehre ihrer eingesperrten Töchter freuen, leben diese unter den Augen ihrer Teufel, der alten Eunuchen und ihrer Nebenbuhlerinnen, das kläglichste Jammerleben. Eben diese Schreckensörter sind es, durch deren innere Abscheulichkeit nach und nach alles sittliche Gefühl des weiblichen Herzens untergeht, und selbst die zärtliche Mutterliebe, — diese auch unter den wildesten Nationen oft so köstliche Blume der Weiblichkeit, erstickt wird. Da nähmlich die Weiber in den persischen Serails, wenn sie Kinder haben, nie eine Erlösung aus dieser Sclaverey hoffen dürfen [hingegen diejenigen, welche das Gebären zu verhindern verstehen, sehr oft an die Hofbedienten und andere angesehene Männer des Staats verheirathet werden]: so sind jene oft die grausamsten Kindermörderinnen, indem sie entweder die Frucht im Mutterleibe tödten, oder sie auch ohne Bedenken nach der Geburt ermorden. Sie fürchten also die Gunst des Regenten mehr, als daß sie dieselbe wünschen sollten, und

erlauben sich daher die heillosesten Mittel, um ihre Schwangerschaften zu verhüten, bald mit Gefahr ihres Todes, bald der schrecklichsten Bestrafungen. *) Oft werden die Weiber der persischen Fürsten, wenn sie irgend ein Verbrechen begangen, oder wenn sie jenen nicht mehr gefallen, auch an ganz gemeine Männer verheirathet, und auf die Art aus dem Glanz und der Ueppigkeit des Serails in die niedrigste Armuth hinabgestoßen. — Es ist aber nicht genug, daß

*) Chardin erzählt hiervon eine der schauderhaftesten Anecdoten. Eine Geliebte des persischen Königs Abas wollte sich, aus Furcht vor der Schwangerschaft, den Umarmungen des Monarchen entziehen, als dieser sie zu einem nächtlichen Besuche einladen ließ. Das unglückliche Mädchen gab vor, daß ihre periodische Kränklichkeit sie daran hindere, und daß sie [nach dem Gesetz] in diesem Zustande dem Könige sich nicht nähern dürfe. Da erwachte auf einmal der Argwohn des Wütherichs; er suchte sie in ihrem Gemache auf; sie warf sich auf die Knie, und suchte den König als eine Kranke von sich abzuhalten. Aber der argwöhnische Abas ließ Untersuchungen anstellen; es fand sich, daß das Mädchen die Unwahrheit gesagt, es wurde in ein Kamin gesteckt, und lebendig verbrannt.

die Damen in ihrer schrecklichen Einsiedeley von den hartherzigsten und ekelhaftesten Verschnittenen Tag und Nacht beobachtet und bedrohet werden, so daß oft der kleinste Verdacht die traurigsten Folgen für sie nach sich ziehet, sondern sie verfolgen sich auch selbst unter einander mit teufelischer Arglist und Cabale, — so daß die Begünstigte auch jedesmal die Unglückliche und die Zielscheibe des ganzen übrigen Serails ist. Da diese Nachsüchtigen in ihren langweiligen Putzzimmern durch ihren ewigen Müssiggang ihre bittern Launen nur noch verstärken: so sieht man leicht, welchen hämischen Verfolgungen jedesmal die Favoritinnen ausgesetzt sind. Gelingt es diesen Verfolgungen, das Herz des Monarchen gegen jene zu erbittern: so wird oft die noch heut angebetete Busenfreundinn des Königs morgen mit Ruthen gestrichen, getödtet, verbrannt oder lebendig begraben. Um die Gunst des Herrn von den Favoritinnen abwendig zu machen, versuchen ihre Nebenbuhlerinnen die allerabscheulichsten und gottlosesten Mittel, vornähmlich diejenigen, wodurch sie die Unfruchtbarkeit derselben zu bewirken suchen.

Besonders übt die glühende und rachsüchtige Eifersucht der Morgenländer gegen ihre Frauen einen Despotismus, und eine Unmenschlichkeit aus, die ohne die Zeugnisse der glaubwürdigsten Reisebeschreiber einer gegen die Menschheit ersonnenen Fiction gleichen würden, an deren Wahrheit wir aber wohl nicht zweifeln dürfen. — Denon erzählt in seiner interessanten Reise in Nieder- und Oberägypten *), während der Feldzüge Bonaparte's daselbst, folgendes entsetzliche Beyspiel einer blutdürstigen Eifersucht. „Am zweyten Tage nach dem Ausmarsche der Truppen aus Alexandrien trafen einige französische Soldaten nahe bey Beda in der Wüste ein junges Weib mit blutigem Gesichte an. Auf dem einen Arme hielt sie ein junges Kind, und der andere bewegte sich schwankend hin und her, um einem Gegenstande zu begegnen, woran sie sich etwa stoßen, oder welcher sie leiten könnte. Die Neugier der französischen Krieger wird erregt; sie rufen ihren

*) Aus dem Französischen und mit einigen Anmerkungen begleitet von D. Tiedemann. Oder 25ster Bd. des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. S. 44. u. f. Berlin, 1803.

Führer, der zugleich ihr Dolmetscher war; sie geben nahe hinzu; sie hören die Seufzer eines Wesens, welches man des Organs der Thränen, — der Augen beraubt hat, — ein junges Weib, ein Kind mitten in der Wüste! Erstaunt und neugierig fragen sie nach der Ursache dieser ungewöhnlichen Erscheinung; sie erfahren, daß dieser schreckliche Anblick die Wirkung einer eifersüchtigen Wuth ist, deren Schlachtopfer nicht zu murren wagt, sondern für den Unschuldigen bittet, der an ihrem Unglücke Theil nimmt, und der im Begriff ist, vor Jammer und Hunger umzukommen. Unsere mitleidigen Soldaten theilen ihr sogleich von ihrer Portion mit, und vergessen ihr eigenes Bedürfniß bey einem noch dringendern Mangel; sie berauben sich des seltenen Wassers, das ihnen bald gänzlich fehlen wird, — und sehen einen Wüthenden ankommen, der von Fern seine Augen an dem Anblicke seiner Rache weidete, und jene Schlachtopfer immer im Gesichte behielt. Er rennt hinzu, den Händen seines Weibes das Brodt und Wasser zu entreißen, welches das Mitleiden zum letzten Labsale der Unglücklichen mitgetheit hatte. — Still! still! rief er, —

das Weib hat ihre Ehre verletzt; sie hat die meinige befleckt; dieß Kind gereicht mir zur Schande; es ist der Sohn des Verbrechens! — Die französischen Soldaten wollten nicht leiden, daß er sie der von ihnen geleisteten Hülfe beraube; aber es erbittert seine Eifersucht, daß der Gegenstand seiner Wuth noch Erbarmen erregt. Er zieht einen Dolch, und giebt dem Weibe einen tödlichen Stich, — ergreift das Kind, — hebt es wüthend in die Höhe und zerschmettert es am Erdboden." Welche Contraste in der menschlichen Natur zwischen diesen bis zur Tollheit eifersüchtigen Morgenländern, und den Tschuktschen in Kamtschatka, welche letztere jeden Fremden ihre Weiber und Töchter zum Gebrauch anbieten, sie ihnen nackend präsentiren *), und den, welcher sie ausschlägt, nicht

*) Pau erklärt diese freywilligen Anbietungen aus einem sehr wahrscheinlichen Grunde: ce n'est ni un défaut ni un abus aux yeux des Nains du Septentrion d'offrir leurs epouses à des etrangers d'une stature prevenante, robuste et elevée: ils espérent de fortifier par ces mélanges fortuits leur race abâtardie par l'inclémence de l'air. Recherches philosophiques sur les Américains. Tom. I. S. 228. P. du Lac empfing einst von einem jungen Anführer der Cha-

nur für einen höchst ungeschliffenen Menschen halten, sondern sogar fähig sind, einen solchen Verächter ihrer Schönen mit dem Tode zu bestrafen!

Die Morgenländer haben auch von dem freyen Umgange zwischen den Europäischen Frauen und Männern so widrige Begriffe, daß sie unsere Sitten in Betracht der ihrigen für kindisch und unvernünftig halten. Der schwedische Gelehrte J. Otters *) unterredete sich einst mit einem türkischen Rechtsgelehrten über die Eingezogenheit und Sclaverey, worinn die Morgenländerinnen die schönsten Tage ihres Lebens zubringen müßten. Ich weiß, sagte der Türk, daß eure Weiber Besuche annehmen, — mit andern Männern zu-

---

guyennen mehrere Geschenke, welche ihm ein junges Weib des Anführers zu Füßen legen mußte. Darauf fing sie an, dem Franzosen verschiedene Male vom Kopf bis zu den Füßen zu reiben, und wenn sie ihn gerieben hatte, fuhr sie mit den Händen auf ein Zeichen ihres Mannes über ihren eigenen Leib. Du Lac hörte nachher, der Mann habe geglaubt: daß hierdurch die künftigen Kinder seines Weibes recht stark und kraftvoll seyn würden.

*) Reise in die Türkey und nach Persien. 1ster Bd. Nürnb. 1781. S. 39.

sammenkommen, und ausgehen dürfen, ohne ihr Gesicht zu bedecken. — Aber, fuhr er fort, wie können eure Männer dort einen solchen Mißbrauch und Uebelstand erlauben? wenn wir das Nähmliche unter uns gestatten wollten, was für Geklätsche, Unruhe und Unglück würde nicht die Bosheit des andern Geschlechts unter uns anstiften! Wie könnte man es wagen, bey solchen Freyheiten der Weiber mehrere zu heirathen, da man dann nicht einmal mit einer sicher seyn könnte! Otter hielt nun unsern Damen eine kleine Lobrede, — er sagte: „sie wären ohne Despotismus — nachgebend und viel zu verständig, als daß man für ihre Tugend besorgt seyn dürfe.“ Der Türk schüttelte den Kopf und erwiederte: „meiner Meynung nach sind die Weiber überall dieselben, und ich danke Gott, daß er mich in einem Lande entstehen lassen, wo es den Männern erlaubt ist, sich um die Aufführung der Weiber zu bekümmern.“

Von der strengen Bewachung der dortigen Frauen erzählt eben dieser Gelehrte folgende Anecdote. *)

*) S. 103. der angeführten Reise.

Weil die Morgenländer sich gemeiniglich einbilden, daß alle Europäer die Arzneykunde verstehen: so wurde Otter von einem Verschnittenen zu einer Kranken in dem Harem gerufen, und flehentlich um Hülfe gebeten. Man führte ihn in ein dunkles Gemach, worinn alle Fenster aufs Genaueste verschlossen waren. Die Kranke hielt sich hinter einem Vorhange auf, und eine einzige Lampe im Winkel des Zimmers warf nur ein mattes Licht von sich. Der Verschnittene hatte seine Augen starr auf den vermeyntlichen Arzt gerichtet, während dieser mit der Dame sprach. Endlich sagte Otter: daß er nichts über ihre Krankheit entscheiden könne, ohne ihren Puls befühlt und ihr Gesicht gesehen zu haben. Der Keuschheitswächter der Schönen ward unwillig, als aber Otter darauf beharrete, zog er voll Grimm den Vorhang weg, hob den Zipfel des Schleyers ein wenig in die Höhe, und fragte: ob man hiermit zufrieden wäre? Otter verneinte dieß, und verlangte, auch das Gesicht und die Augen der Patientinn zu sehen, ehe er Arzneymittel verschreiben könne. Nun ward der Verschnittene wie rasend, und indem er den

Schleyer der Dame über ihr Haupt zurückwarf, sagte er wüthend: „nun siehe dich satt, weil du durchaus sehen willst!“ Aber die Patientinn trug nicht einmal eine Spur von Schönheit an sich, — und hätte sich ohne Gefahr den Augen aller Menschen ohne Hülle zeigen können.

Die Siamesen in Asien gehören zu den weichen und weichlichen Nationen, welche in den dortigen Gegenden ihre Frauen am glimpflichsten behandeln, und dennoch üben sie über dieselben ein Herrscherrecht aus, wobey die Weiber überall als Sclavinnen erscheinen. Der Siamese ist nach seinen Volkssitten ein höchst müssiges Wesen, und seine Weiber sind allein der arbeitende Theil bey seinem Haushalt. Der Hausvater arbeitet fast gar nicht, wenn er es nicht für seinen König thut. Er geht nicht einmal spazieren, nicht einmal auf die Jagd; er thut fast nichts, als spielen, essen, Taback rauchen, ausgestreckt liegen und schlafen. Sein Weib muß ihn des Morgens um 7 Uhr aufwecken, und ihm Reiß und Fische vorsetzen, dann legt er sich wieder hin, und zu Mittage und Abend pflegt er wieder seines Leibes, zwischen welchen Mahlzeiten er seine beque-

me Mittagsruhe hält, und mit Gesellschaft und Spiel sich die Zeit vertreibt. Während die Männer müssig gehen, müssen die Weiber das Feld bearbeiten, und in den Städten kaufen und verkaufen. Dabey hat der Siamese die Freyheit, mehrere Weiber zu haben, ob dieß gleich mehr aus Stolz und Prunk, als aus Unenthaltsamkeit geschieht. Die dortigen Könige heirathen sogar ihre eigenen Schwestern, und de la Loubere *) erzählt sogar, daß der damalige König seine eigene Tochter geheirathet habe; eine unnatürliche Gewohnheit, welche unter dieser Nation daher entspringt, weil sich ihre Großen nicht mit niedern Ständen vermischen dürfen. Immer bleibt aber doch die Hauptfrau des Hauses die Regentinn desselben, und die andern Weiber sind ihre Sclavinnen, deren Töchter ohne Umstände verkauft werden dürfen. Die Hauptfrau darf er dagegen nicht verstoßen.

So ist die Lage der Ehefrauen unter den meisten wilden Nationen, — und es müßte uns

*) Beschreibung des Königreichs Siam. Nürnb. 1800

befremden, wenn jene von so wenig gebildeten, halbthierischen Männern, welche keine andere Vorzüge als die der körperlichen Kraft kennen, gelinder und menschlicher behandelt würden. Der Mann ist ursprünglich und überall der Despot des Weibes, so lange seine edlern Gefühle für das weibliche Herz, für stilles Familienglück, für die Bedürfnisse eines geistigern Umganges, und für seine eigene Veredlung durch das Weib noch nicht geweckt sind, — kurz, so lange er als ein thierisches Wesen sich nur der Rohheit und Unvernunft des Instincts überlassen muß. Das Schwache kann auf dieser Stufe der schlummernden und verwilderten Menschheit den thierisch Starken nicht sehr anziehen, so lange er nur auf die Stärke seiner Faust stolz ist. Das Schwache erscheint daher in seinen Augen jedesmal als ein zur Sclaverey bestimmtes Wesen, — und er raisonnirt daher in seiner rohen Einfalt ungefähr so: wenn das schwächere Geschlecht von der Natur dem Manne gleich gemacht wäre: so würde es sich mit dem Manne in den Kampf der Kraft einlassen dürfen, und mit ihm einerley Rechte genießen. Da dieß aber nun nicht so sey: so habe

der Mann ein natürliches Herrscherrecht über das Weib, — ja dieses unterwerfe sich ihm sogar ohne allen Kampf, und bezeige dadurch ihre eigene Befugniß zum Gehorchen. Für den rohen Wilden giebt es daher eigentlich nur dreyerley Sclaven, die, welche sein Arm bezwungen hat, seine gefangene, verstümmelte oder eingekerkerte Feinde, — dann sein Weib, und endlich seine Kinder, von welcher letztern Despotie ich im Folgenden reden werde.

So ist der Mensch ohne Cultur nichts als ein grausamer und unbarmherziger Egoist, ein Halbmensch, dessen Herz sich noch nicht mittheilen kann, der nur auf seine fünf Sinne eingeengt ist, nur für sie lebt, nur in der physischen Gegenwart schwelgt, und von der Zukunft wenig vernimmt, weil sein Leben in so armselige Momente eingeschlossen ist. — Seine Leidenschaften sind nur für ihn da; er achtet nichts, als das, was sich seiner Körperkraft entgegenstellt, oder vielmehr er fürchtet es nur, weil er wohl nicht einmal weiß, was Achtung heißt. Sein Feind wird daher fast immer zum Tode verdammt, weil jener den Tod selbst befürchtet. „Der Mensch,

sagt Iselin, welcher von andern Menschen so wenig zu verlangen hat, welcher so wenig im Stande ist, andern Gutes zu erweisen, welcher nur wenige einfältige Bedürfnisse, aber mit der äußersten Lebhaftigkeit und Hitze fühlt; welcher seine unbändigen Begierden leichter mit Gewaltthätigkeit, als mit Liebe, leichter durch die Stärke als durch die Gefälligkeit befriedigt, der rohe, der barbarische Mensch mißkennet auch in den einfachsten, in den ersten und nothwendigsten Verhältnissen der Natur fast alle Gefühle der Menschlichkeit, der Ordnung und der Gerechtigkeit." S. Geschichte der Menschheit.

Alles, was er von der Liebe empfindet, ist eine thierische Lust. *) Sittlichkeit und eheliche Zuneigung sind unendlich weit über seine eingeschränkten Fähigkeiten erhobene Gefühle. Der Mann als der Stärkere unterwirft sich das schwächere Weib, behandelt es als sein Eigenthum, kennet keine Pflichten und keine Achtung gegen

*) Selbst das Verlangen nach zärtlichen Küssen spricht Sonnini sogar den Aegyptern und Arabern ab, gleichsam als ob dieß Vergnügen schon zu fein für sie sey.

dasselbe,

dasselbe, und fordert dagegen von ihm Gehorsam, Treue und Hülfe mit einer tyrannischen Hartnäckigkeit. Der erste Sclave, den er sich macht, ist seine Frau, und das Leben dieser Gehülfinn, das dem gesitteten Menschen so unendlich theuer ist, siehet er als einen gleichgültigen Gegenstand seines unbedachtsamen Eigensinnes und seiner rohen Willkür an. Ihren Ungehorsam, ihre Untreue bestraft er wohl gar, wie z. B. der Otaheiter, mit dem Tode. — Nur für sein eigenes Vergnügen fühlbar, kaum fähig eine wohlthätige Empfindung über die Schranken seiner Person auszubreiten, empfindet der Barbar nur sehr schwach die süßen Triebe, womit der besser geartete Vater den Wohlstand seiner Kinder als den seinigen umfaßt. Er zeugt sie nur, um neue Sclaven neben sich zu erblicken; er behandelt sie als solche; er erziehet sie nicht, er kann sie nicht erziehen, wie könnte wohl da sein Herz inniges Wohlwollen für sie empfinden! — es sind Thierseelen, die neben einander vegetiren; der Vater trägt diese Würde nur in seinem Nahmen, er kann willkürlich der Mörder seiner Kinder werden. Nur der Sohn ist etwas in seinen Augen,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

weil er seines Geschlechts, der Erbe seiner jämmerlichen Hütte und seiner Waffen ist. Seine Töchter sind dagegen nur eine Waare, und haben wie das Vieh einen Marktpreis. Die armen Geschöpfe haben keinen Willen; unverheirathet und verheirathet sind sie die Sclavinnen des Männervolks. Der Graf Perouse erzählt in seiner Reise um die Welt: daß die Einwohner auf der Insel Paque ihre Töchter mit Gewalt zu den Umarmungen der Franzosen schleppten, und diese Gewalt an Mädchen von dreyzehn Jahren ausübten. Nicht viel besser machten es die Neuseeländer, welche Forster sah. Als sie nicht wohlfeiler und leichter zu eisernem Geräthe kommen konnten, als vermöge jener niederträchtigen Kuppeley: so liefen sie im ganzen Schiffe herum und boten ihre Töchter und Schwestern ohne Unterschied feil.

Russen. Eine Individualität der gemeinen Russinnen.

Ehe ich diese aus den glaubwürdigsten Reisebeschreibungen gesammelten Nachrichten von der

Bayerische Staatsbibliothek München

Sclaverey des weiblichen Geschlechts beschließe, muß ich noch eines sonderbaren Charakterzuges dieses Geschlechts unter den gemeinen Russen erwähnen. Diese nordischen Barbaren behandeln ihre Frauen bisweilen wie Unmenschen und prügeln sie bis zum Niedersinken, — und diese sollen dann diese practischen Beweise der Oberherrschaft für Beweise der männlichen Liebe halten. Der Verfasser des veränderten Rußlands sucht dieses Phänomen zu erklären. Die russischen Weiber, sagt er, sind dem Trunke ergeben, und versäumen dadurch nicht selten ihren Haushalt und ihre Familien. Ein Mann, welchem die Erziehung seiner Kinder am Herzen liegt, sucht daher das Weib durch Schläge zu bessern. Sobald er aber alle Hoffnung zur Besserung des Weibes verliert, oder selbst gar zu liederlich wird, läßt er Frau und Kinder machen, was sie wollen, verläßt sie und hängt sich an ein anderes Weib, daher die Frau, wenn sie nicht mehr geschlagen wird, einen Schluß auf die Untreue ihres Mannes machen und sagen kann: weil er mich nicht

mehr prügelt: so hat er mich auch nicht mehr lieb! *)

Ein neuerer Schriftsteller macht über diese Erscheinung, die man als wahr angenommen und aus den Zeugnissen mehrerer Völker bestätigt hat, **) folgende naive Bemerkungen: „ich läugne zwar in abstracto: daß Leute, die Schläge bekommen, sie als Merkmale der Liebe und Freundschaft aufnehmen; aber ich glaube, daß ein Mensch, wenn er von einem andern, den er liebt, geschlagen wird, ihn nach den Schlägen noch ferner, ja stärker lieben kann; ja ich behaupte noch mehr, nähmlich, daß es oft nur Schläge dahin bringen, daß der Schlagende von dem Geschlagenen mehr geliebt wird, als er ohne Schläge je geliebt ward. Nur ist es keine allgemeine Regel, sondern ein Fall, der aus dem stumpfen Gefühle einer Klasse unedler Menschen entspringt, deren es in allen Ländern giebt. Ich habe oft Nach-

*) Frankf. 1721. S. 151.

**) Meiners u. Spittlers Magazin, 2ter Bd. St. 2. Nr. 12. von Völkern, die Schläge für Merkmale der Liebe und Freundschaft halten.

barn gehabt, fährt der launige Verfasser fort, wovon der eine seine Frau prügelte, — und von ihr geliebt wurde; der andere mit seiner Frau schön that und gehaßt wurde, vielleicht nur aus eigenen Ursachen, die nicht allgemein angenommen werden können. Aber die Liebe solcher Weiber, oder wie man das Ding nennen mag, wovon ich rede, ist doch etwas, das eigentlich aus Furcht entsteht, und aus Dankbarkeit zu einer höhern Empfindung als Gleichgültigkeit steigt; es ist die Liebe eines Sclaven gegen seinen Herrn, die er darum hegt, weil er weiß, daß es in des Herren Macht stehet, ihn zu schlagen, wenn er will. Bedient sich nun der Herr dieser Macht selten: so hält ihn der Sclav für einen guten Herrn, und liebt ihn; unterläßt er aber ganz, Gebrauch davon zu machen: so vergißt der Sclav, was sein Herr vermag; er verachtet ihn als einen Ohnmächtigen, der nicht zu herrschen versteht; er spottet seiner, und hält sich für besser, als den Herrn. Ein Regent kommt in Verachtung bey seinen Unterthanen, ein Herr bey seinem Knecht, der Mann bey seiner Frau, der Vater bey den Kindern, wenn er sein Ansehn nie mit

Ernst zu unterstützen weiß; alles Liebenswürdige, was er hat, kommt nicht in Anschlag, wenn er Anlaß zur Verachtung giebt. Liebe und Verachtung können nicht zusammen bestehen; aber wohl Furcht und Liebe. — Daß das weibliche Geschlecht Tapferkeit und Entschlossenheit an den Männern liebt und schätzt, ist eine bekannte Wahrheit; eine Frau wird den Mann verachten, der kein anderes Verdienst hat, als daß er sie liebt, ohne daß er ihre Achtung zu gewinnen weiß. Gesetzt, daß sie auch für seinen Gehorsam Erkenntlichkeit fühlt: so fühlt sie doch auch, daß der Mann am unrechten Orte stehet; sie maßt sich der Herrschaft an, ohne sich einmal darüber zu freuen, weil der Gegenstand zu unwürdig ist. Das ungebildete Weib bewundert also oder liebt endlich gar den Mann, der sie prügeln kann, wenn er will, und doch von einem so ansehnlichen Privilegium nur s p a r s a m e n Gebrauch macht; sie hält das für ein außerordentliches Zeichen seiner Liebe, und liebt ihn wieder. Freylich ist das nicht die Liebe, welche ein vernünftiger und gesitteter Mann verlangt; aber ist nicht der größte Theil ganzer Völker ungesitteter Pö-

bel? Und wer weiß, schließt der naive Verfasser, ob die friedliche Ehe, die sich der russische Bauer durch Schläge verschafft, nicht glücklicher ist, als die des Gentlemanns, der sich auf den Fuß setzt, zu thun was er will, und seine Frau thun zu lassen, was sie will. *) Leben nicht selbst die härtesten und rohesten Männer besser mit ihren Weibern, als die feinsten und abgeschliffensten Vertheidiger einer ewigen Seelenliebe?

So giebt es auch unter unsern gemeinen Leuten Beyspiele, daß die Frau, wenn sie ihr Unrecht fühlt, die Schläge des Mannes geduldig erträgt, ohne an seiner Liebe zu zweifeln, und daß sie nicht leicht einen andern Richter, als ihn erkennt, wenn sie im Gezänke begriffen sind. Selten wird es in solchen Fällen die Frau gern sehen, wenn sich ein dritter (etwa ein Nachbar) in diese Kämpfe mischen will, und sie wird sich zur Partey des Mannes neigen, wenn man ihn wegen seiner harten Behandlung seines Weibes antasten wollte. Hier liegt allerdings

*) Berliner Monatsschrift. 13ter Band. 1789. S. 551. u. f.

ein Wink der weiblichen Natur zum Grunde, daß der Mann, als Herr der Frau, so etwas thun dürfe, daß er hierbey keinem andern verantwortlich sey, und daß ihm gleichsam keiner in sein Handwerk fallen müsse. Diese Weiber haben den Ausspruch der Frau Martine in Molieres: Medecin malgre lui: „voyés un peu cet impertinent, qui veut empecher les maris de battre leurs femmes" nicht gelesen, und denken doch eben so naiv. In Cooks dritter Entdekkungsreise ist von den Sandwichsinseln ein ähnliches Beyspiel erzählt. Der König Omiha, oder wie er auch anderswo genannt wird, Oronoo, wohnte einem Baxerspiele bey, — und seine Gemahlinn schien durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich zu ziehen. Dieß versetzte ihn auf einmal in üble Launen, der Mann wurde eifersüchtig, unwillig gegen die Gemahlinn, — und äußerte: daß sie sich entfernen möge. Sie that es nicht, sie mischte sich sogar, als das Schauspiel zu Ende war, unter die Engländer, um ihnen einige kleine Geschenke abzulocken, und wollte ihnen in dieser Absicht nach ihren Gezelten folgen. Nun wurde Omiha

wüthend, ergriff sie bey den Haaren, und schlug mit den Fäusten auf sie ein. Die Engländer wollten dem königlichen Haustyrannen Vorwürfe über sein Betragen machen; allein die Dame verbat es sich durchaus, und sagte grade zu: „ihr Gemahl habe nur gethan, was er habe thun müssen.“ — Die harten Behandlungen, die sich unter allen Nationen der Mann gegen das schwächere Weib erlaubt, und welche dieses dennoch ruhig erträgt, haben mehr als eine Ansicht, und man darf sie wegen der componirten Denkungsart der Menschen nie einseitig beurtheilen. So kann es z. B. dem Weibe nicht grade unangenehm seyn, wenn sie von dem Manne aus Eifersucht, wäre diese auch nur eine Grille, weniger freundlich behandelt würde; denn ist nur einige Liebe des Weibes zum Manne vorhanden, so muß sie ihn deßwegen achten, daß er ihre Ehre dem Muthwillen anderer Männer nicht preis geben will, weil er es am besten wissen muß, wie leichtsinnig sein Geschlecht über die kleinsten Vernachlässigungen der weiblichen Delicatesse urtheilt. Wenn er also hierüber bey seinem eigenen Weibe wacht: so wird sie dessen Sorgsamkeit eher für

einen Beweis seiner Zuneigung, als seiner Härte halten, und wenn sie ihn vermöge ihrer Weiblichkeit unter der obigen Voraussetzung, daß sie ihn liebt, gern allein besitzen möchte: so muß sie es gern sehen, daß er auch sie gern allein besitzen will, — und so scheint eine liebevolle Eifersucht die Herzen eher zu vereinigen, als von einander zu entfernen. Es wird sich daher nicht leicht eine Frau, die dem Manne hierzu Veranlassung gegeben, über den Unwillen desselben beschweren, sondern darüber, wenn sie unschuldig war, im Stillen lächeln, und mit dem eifersüchtigen Manne gewiß nie zürnen. Ferner möchte es denn doch wohl dem weiblichen Gefühle schmeicheln, wenn der Mann, nach ausgestürmten Launen, sein Unrecht einsieht, und dem Weibe mit der Hand der Versöhnung entgegen kommt, so daß, wie man sagt, nun alles vergeben und vergessen ist. Der Mann bekennt sich dann bisweilen voreilig genug als den Schuldigen, da, wo es vielleicht das Weib war; aber die Aussöhnung hat allemal etwas Herzliches, und die härtesten Gemüther stehen sich dann oft grade am nächsten. Diese Aussöhnung würde aber auch in den Augen

der weiblichen Unschuld und Sittlichkeit keinen Werth haben, wenn sie glauben müßte, daß sie von dem Manne nur als ein Contract eines neuen sinnlichen Genusses angeboten würde. Die Aussöhnung scheint in den rohesten Gemüthern etwas Menschliches und Inniges zu seyn, weil man nicht sagen kann: daß sich ein Thier mit dem andern aussöhnt. Uud müßte auch die Natur sich hierbey einer sinnlichen Einmischung bedienen: so würde sie doch nicht unweise handeln, wenn sie störrige und stolze Gemüther durch die Geheimnisse des Instincts wiederum aussöhnte, was die Vernunft nicht ausrichten konnte.

---

2) Der Wilde und Barbar als Vater.

Die nordischen Wilden verhandeln ihre Töchter wie Rennthiere und Zobelfelle. Kein Wunder, wenn sie nachher von ihren Männern auch nur wie Lastthiere genutzt und behandelt werden, denn sie sind ja in seinen Augen nichts weiter, als ein erkauftes Eigenthum. Die Neger geben ihre Töchter dem Fremdlinge, oder dem einheimischen Bräutigam für ein Glas Brante-

wein hin, wobey die Mädchen nie gefragt werden. Eine Tochter hat mit einer Ziege und einer Kuh einerley Werth, und ihre Verheirathung ist eigentlich weiter nichts, als ein Umtausch gegen ein solches Thier. „So werden, sagt Le Vaillant *), bey allen Africanischen Völkern die Heirathen geschlossen, und eben so waren sie ursprünglich auf der ganzen Erde, ehe die Einbildungskraft der Dichter, und die Staatsklugheit der policirten menschlichen Gesellschaften der Liebe einen Repräsentanten unterschob, der unter dem Nahmen Hymen sich allein das Recht anmaßt, Verbindungen zu schließen, aber sie nur allzuoft stört oder verdirbt. Unter den Wilden giebt es bey einer Heirath keine Contracte, keine Zeugen, keine Ceremonie. Ist der Bräutigam mit den Aeltern eins: so ist das Mädchen sein, und keine Obrigkeit mischt sich in den Handel." Le Vaillant hatte einem jungen Hottentotten durch den

*) Magazin von merkwürd. neuen Reisebeschreibungen, 13ter Band. 1796. S. 70. u. f. Le Vaillants zweyte Reise in das Innere von Africa.

Ankauf einer Kuh ein Weib verschafft; er fragte den Befehlshaber der Horde: ob er seine Einwilligung zu dieser Heirath gegeben habe? „Bey dieser Artigkeit, setzt er naiv hinzu, war ich einmal ein echter Europäer, der sich von den Vorurtheilen seines Landes nicht losreißen kann. Ich vergaß, daß ein Wilder, ob er gleich unter einem Oberhaupte lebt, ein freyer Mensch ist, und daß dieses Oberhaupt über sein Eigenthum gar keine Gewalt hat.“ Der Oberconsul der Horde antwortete nicht einmal auf die civile Anfrage des Franzosen, zum Beweise, daß er von ihrer Gesetzlichkeit gar keinen Begriff hatte.

In Asien sieht der Vater seiner Kinder dem in Africa wie ein Tyrann dem andern ähnlich. Zwar bewacht er die Treue des Weibes oder seiner Weiber mit einer beyspiellosen Strenge; dagegen handelt er in Asien wie in Africa mit der Jungfrauschaft seiner Töchter nach Belieben, und überall für die geringsten Preise. Nach Tavernier's Bericht verkuppeln die Orientalischen Väter ihre Töchter oft schon im neunten Jahre, und nicht selten ist der Brautpreis nichts, als ein Stückchen — Eisen. Oft wird das Kind

schon im Mutterleibe verhandelt, falls es ein Mädchen seyn sollte. *)

Das entsetzlichste **Vaterrecht** herrscht unter den Sinesen, die sich nicht nur die schändliche Erlaubniß gestatten, ihre Kinder auszusetzen und zu ermorden, sondern auch dabey von der Obrigkeit nie gestört werden. Die Gesetze dieses Volks haben das Kind ganz der Gewalt des Vaters überlassen, und die Policey thut bey diesen unmenschlichen Mordthaten weiter nichts, als daß sie gewisse Leute am frühen Morgen mit Karren umherfahren und die Kinder aufsammeln läßt, die man etwa in der Nacht auf die Straßen geworfen hat. Aber man hält keine Nachfrage, sondern wirft die Kinder in eine gemeine Grube ausserhalb der Stadtmauer, und zwar ohne Unterschied sowohl die, welche etwa noch leben, als die todten. Die catholischen Missionaire, wel-

*) Die Kinder sind unter den Barbaren so ganz im eigentlichen Sinne des Worts ein **Handelszweig**, daß z. B. die Männer auf der Insel Timor ihre **Kinder** verkaufen, um dagegen **Weiber** zu erhandeln. **Home** Geschichte des Menschen. Aus dem Engl. 1ster Theil. Leipz. 1774. S. 209.

che in Peking ansässig sind, pflegen wechselsweise diese entsetzliche Mordgrube zu besuchen, um diejenigen, welche, wie einer dieser Priester zu Barrow sagte, die Lebhaftesten sind, zu künftigen Proseliten zu machen, und die übrigen, welche etwa noch leben dürften, zu taufen, „pour leurs sauver l'ame.“ Einer unter ihnen versicherte ihn: daß bey diesen Gelegenheiten Auftritte vorfielen, welche ein fühlbares Herz vor Entsetzen schaudern machten. Wenn man bedenkt, daß in allen engen Straßen der Hauptstadt Hunde und Schweine frey herum laufen dürfen: so kann man sich leicht vorstellen, wie es diesen unglücklichen Kindern mit unter gehen muß, ehe die Policeykarren dieselben auffsammeln können. Barrow nimmt die geringste Zahl dieser Gemordeten so an, daß ohngefähr täglich 24 Kinder an die Todesgrube bey Peking geschleppt werden; folglich nach dieser Berechnung die Hauptstadt allein jährlich 9000 solcher Schlachtopfer zählt. Diejenigen Aeltern, welche beständig auf dem Wasser wohnen, setzen ihre Kinder zuweilen so aus, daß sie ihnen einen Kürbis um den Hals binden, und sie in den Fluß oder Canal werfen. Dieß hält

ihren Kopf über dem Wasser, und sie bleiben am Leben, bis sie eine menschenfreundliche Hand aus dem Wasser nimmt. Barrow sah den todten Körper eines Kindes, aber ohne Kürbis, auf dem Flusse bey Canton zwischen den Schiffsboten hinabschwimmen, aber die Leute schienen eben so wenig darauf zu achten, als ob es das Aas von einem Hunde gewesen wäre.

Ein eben so schreckliches Blutgericht herrscht in den Arreoys der Otaheiter, — eine Art von geschlossenen Gesellschaften dieses wollüstigen Volks, welche die Unsittlichkeit unter sich gleichsam decretirt haben, und worinn sich jeder zur Gemeinschaft der Weiber verpflichten muß. „So arg dieses auch seyn mag: so ist es in Vergleichung mit den Folgen dieser Wollust noch nichts. Wird irgend eine von diesen Verworfenen schwanger: so muß das Kind, so wie es geboren ist, ermordet werden, damit es dem Vater nicht zur Last fallen, und die Mutter in ihren Vergnügungen nicht hindern möge. Es geschieht zwar bisweilen, daß die mütterliche Liebe zum Kinde und dessen Erhaltung stärker, als jene rasende Neigung zu Ausschweifungen ist, aber auch in diesem

sem Falle darf sie das Leben ihres Kindes nicht schonen, es sey denn, daß sie einen Mann findet, der sich dessen als Vater annehmen will. Wenn sie es so weit bringen kann: so wird dadurch dem Morde vorgebeugt, — allein der Mann sowohl als die Frauensperson werden dieser Handlung wegen aus der bisherigen Gemeinschaft verstoßen, und haben hiermit alle Ansprüche auf die Vorrechte und Vergnügungen des Arreoy in Zukunft verwirkt. Die Frauensperson wird von dieser Zeit an in diesem eleganten Zirkel mit dem Nahmen Whannownow [Kindergebährerinn] belegt, der hier ein Schimpfnahme ist. *)

Unter den Hottentotten herrscht die barbarische Gewohnheit, — häßliche Kinder, oder auch eins von Zwillingen, besonders wenn es ein Mädchen ist, auszusetzen, und es entweder den Raubthieren oder dem Hungertode preis zu geben. Dieser Fall hat jedesmal Statt, sobald die Mutter beweisen kann, daß ihr Kind entweder kränklich, oder daß sie nicht im Stande ist, es zu er-

*) J. Cook's sämmtl. Reisen um die Welt. 1ster Theil, Wien 1803. S. 143.

nähren. Die Giagas, eine wilde und herumwandernde Nation in dem innersten Africa, begraben alle ihre Kinder, sobald sie geboren sind, und erwählen an ihrer Statt die hoffnungsvollern, die sie im Kriege genommen haben. Home macht hierbey folgende Bemerkung: „Die Zuneigung der Mutter fängt mit der Geburt des Kindes an, und wenn es auf ihre Stimme ankäme: so würde kein Kind umkommen; allein die Liebe des Vaters fängt später an, daher die Leichtigkeit, womit der Wilde seine Kinder mordet.“ *)

Auf den Südsee-Inseln, z. B. im Charlottensund, waren nach Forsters Zeugniß die Schönen bey den Anträgen der englischen Schiffsleute eben nicht spröde; doch hingen ihre Gunstbezeugungen nicht bloß von ihrer Neigung ab, sondern die Männer mußten als unumschränkte Herren zuerst darum befragt werden. War deren Einwilligung durch einen Nagel, ein Hemd oder etwas dergleichen erkauft: so hatten die Frauenzimmer Freyheit, mit ihren Liebhabern

*) Versuche über die Geschichte des Menschen. 1ster Theil, Leipz. 1774. S. 40.

vorzunehmen, was sie wollten, und konnten als-
dann auch noch ein Geschenk für sich selbst erbit-
ten. Einige dieser Mädchen ließen sich aber doch
nicht anders, als mit dem größten Widerwillen
zu einem so schändlichen Gewerbe mißbrauchen,
und die Männer mußten oft ihre ganze Autorität,
ja sogar Drohungen anwenden, ehe sie zu bewe-
gen waren, sich den brittischen Soldaten hinzu-
geben. Aus Moralität weinten diese Mädchen
gewiß nicht; indeß wirft der Reisebeschreiber die
andere Frage hin: ob seine Leute, die zu einem
gesitteten Volke gehören wollten, und doch so
viehisch seyn konnten, oder ob jene Barbaren,
die ihre eigenen Kinder zu solcher Schandthat
zwangen, den größern Abscheu verdienten? „In-
deß, setzt er hinzu, sind ihre Begriffe von weib-
licher Keuschheit so sehr von den unsrigen ver-
schieden, daß ein unverheirathetes Mädchen viel
Liebhaber begünstigen kann, ohne dadurch im
mindesten an ihrer Ehre zu leiden.“ Forster
meynt, daß sich die Neuseeländer zu diesem schänd-
lichen Mädchenhandel nur seitdem erst erniedrigt
hätten, seitdem vermittelst des europäischen Ei-
sengeräthes neue Bedürfnisse unter ihnen entstan-

den wären. Allein der Wilde ist überall nur in seinen Gunstbezeugungen ein Thier, und auf mehrern Südsee-Inseln überließen sich junge Mädchen, die noch nicht einmal Zeichen der Mannbarkeit an sich trugen, den Wünschen der englischen Matrosen.

Auf den Gebirgen der Insel Ceylon wohnt ein muthiges Jägervolk, — die Waddahs. — Dort ist es die höchste Ehre eines jungen Mannes, eine Menge Wild erschlagen zu haben, und dieß gewinnt ihm nicht nur den Beyfall der Männer, sondern empfiehlt ihm auch der Gunst des schönen Geschlechts. Verlangt ein Jüngling ein Mädchen von ihren Aeltern zur Ehe: so muß er vorläufig andeuten, welches Glück er auf der Jagd gemacht habe, und erlangt er die älterliche Einstimmung: so wird die Mitgabe ihrer Tochter in Jagdhunden abgetragen, deren Zahl der von ihm erlegten Thiere gleich kommt. Nun darf sich aber auch das Mädchen nicht weigern, dem rüstigen Jäger die Hand zu geben, wenn sie auch nicht will.

Ich übergehe der Kürze wegen noch eine Menge andere Documente über die Despotie der

Väter der Wilden und Barbaren gegen ihre Kinder, — und man könnte jene Despotie sogar entschuldigen, wenn man bedenkt, daß der Mensch in diesem Stande der Natur sich wenig über das Thier erhebt. Wir finden in der ganzen Thierwelt bey den Männchen keine Jungenliebe, oder hier und da nur einzelne Spuren derselben; dagegen dieser Sinn bis auf eine gewisse Zeit allen Thiermüttern zur Erhaltung der jungen Geschöpfe eigen ist. Selbst unter cultivirten Nationen ist die Vaterliebe gegen das Kind selten der zärtlichern und tiefer liegenden Mutterliebe gleich, — oder, wenn dieß in einzelnen Fällen Statt zu finden scheint: so ist doch immer die Mutterliebe ein ganz anderes Gefühl, als die Zuneigung des Vaters zu seinem Kinde. Diese ist doch immer mehr die Folge des Raisonnements, und des Gedankens: sich in dem lieben Geschöpf fortleben zu sehen, als — eines innern Sinnes, der nur etwas Individuelles des weiblichen Herzens seyn kann, — oder der Vater liebt auch schon darum sein Kind, weil er es als ein ihm gegebenes Geschenk von einer Gattinn betrachtet, die das höch-

ste Glück seines Lebens ausmacht. So finden wir häufig, daß Männer, denen vor ihrer Verheirathung alle Kinder höchst gleichgültig, ja vielleicht zuwider waren, wenn sie Väter wurden, den ihrigen mit unaussprechlicher Liebe anhingen, und mit der Geburt des ersten Kindes gleichsam einen neuen sechsten Sinn empfingen, den sie vorher nicht geahndet hatten. Dieser Sinn liegt auch in der Seele des Barbaren, (und es giebt Nationen, wo die Kinderliebe bis zur Lächerlichkeit geht;) aber er kann sich bey einer so kalten Natur nicht immer entwickeln.

Mildere Ansichten der Weibersclaverey unter wilden und barbarischen Völkern.

Wenn man die harten Behandlungen des schwächern Geschlechts unter den wilden Nationen nach den Begriffen unserer Civilisation, unserer Cultur und Galanterie, oder überhaupt nur nach unserer veredelten Meynung über das weibliche Geschlecht beurtheilt: — so sehen wir freylich nur in den Wilden ein Ungeheuer von der ver-

worfensten Art. Wir können es kaum begreifen, wie ein Mensch sein ganzes Leben hindurch sich an der Sclaverey seines eigenen Weibes und Kindes ergötzen mag, — wie er sich so sehr und auf eine so unvernünftige Art in seiner despotischen Oberherrschaft gefällt, — und wie seine Sclaven dieses Joch so lange tragen können. Alles ist nach unsern Sitten und bürgerlichen Einrichtungen anders, — unsere Frauen sind unsere Freundinnen, unsere Gesetze haben ihnen die Freyheit wiedergegeben, und sie stehen als liebenswürdige Vernunftwesen dicht neben dem Manne, — wo nicht gar über ihm. Wir schließen unsere Weiber in keine Harems ein; — wir begnügen uns mit einer Gattinn, und finden in diesem Verein die schönsten Tage unseres Lebens. Frauen können bey uns die Männer vor Gericht belangen, und sich von ihren Gatten auf immer trennen, wenn jene gegründete Ursachen der Scheidung vorzubringen haben. Der Wohlstand und und die verfeinerte Liebe schreibt uns sogar eine Art von Veneration gegen das andere Geschlecht vor, und in allen gebildeten Gesellschaften wird ihnen der oberste Rang angewiesen. Sie

dürfen sich nicht nur in die Angelegenheiten der Männer mischen, sondern sie dürfen auch die Männer selbst regieren, wenn sie wollen.

Wenn uns nun die Reisebeschreiber erzählen, daß alle diese Herrlichkeiten der europäischen Frauen den Wildinnen abgehen, — daß sie nur als die niedrigsten Mägde gebraucht werden, und daß sie dort der Mann wie sein Vieh, oder seinen Reis und Zucker verkaufen kann: so muß uns denn freylich das Loos dieser armen Geschöpfe traurig genug erscheinen, weil wir das feinere Gefühl unserer Weiber in die Seele der Wildinnen übertragen. Allein man hätte bedenken sollen, daß selbst die glaubwürdigsten Reisebeschreiber uns jene Weibersclaverey zum Theil mit viel zu grellen Farben geschildert haben, und, weil ihnen der Contrast zwischen jenen und unsern Weibern so ungeheuer groß erschien, — bisweilen in das Dichten und Phantasiren über das dortige weibliche Elend hineingerathen sind. Es ist doch gewiß nie der Wille der Natur gewesen, daß das Weib, selbst unter den Wilden, bis zur Unerträglichkeit ihres Daseyns unterdrückt werden sollte, und da, wo dieser Druck vorhanden

zu seyn scheint, hat sie dem Weibe andere Vergütungen, — oder auch eine gewisse Gefühllosigkeit gegeben, wodurch ihre Sclaverey um Vieles erleichtert wird. P. du Lac erzählt selbst von den americanischen Creolinnen, die doch schon einige Bildung haben wollen, Folgendes: „Eine gewisse Trägheit und Nachlässigkeit, ein gänzliches Vergessen ihrer selbst scheint die Grundlage aller ihrer Vergnügungen zu seyn. Ihr langsames Reden, ihr verlegenes Benehmen, ihre Liebe zur Ruhe, ihr immer wiederholtes Jähnen können diese Weiber für Männer, die an so etwas gewöhnt sind, vielleicht zu liebenswürdigen Ehefrauen machen; aber für lebhaftere Geister sind diese Eigenschaften nicht sehr einladend. Eine Dame, welche dicht bey einer Klingel saß, die sie nur mit dem Finger berühren durfte, bat ihre Nachbarinn: für sie zu klingeln. Sie würde sie gebeten haben, für sie zu reden, wenn es möglich gewesen wäre. Nadelarbeiten sind ihrer Meynung nach das Werk der Sclavinnen; Lesen ermüdet den Kopf, und selbst das Vorlesen kann man kaum ertragen, wenn es sich nicht dabey einschlafen läßt, oder die Lectüre ihrer Neigung zu

sinnlichen Vergnügen schmeichelt." Die Reisebeschreiber, einen Gumilla ausgenommen, hörten auch wirklich die Frauen der Wilden ihr Schicksal nicht beklagen, — sie thun ihre Arbeiten mit Unverdrossenheit, und ein freundlicher Blick des Mannes belohnte ihre härtesten Tagesarbeiten. Sie betrachten das, was ihnen aufgebürdet wurde, als ihren weiblichen Beruf; — sie sehen, alle ihre Bekanntinnen und Nachbarinnen thun das Nähmliche; sie würden es vielleicht gar für eine Zurücksetzung halten, wenn man ihnen jene Lasten abnähme, deren sie so sehr gewohnt sind, und die ihnen als Pflichten zukommen.

Unsere verzärtelten Europäerinnen würden freylich unter einer solchen Behandlung erliegen; aber der kraftvolle und eiserne Körper einer Wildinn wird durch ihre Sclaverey nicht sehr angegriffen. Ihre Gelenkigkeit, ihre Muskelkraft, ihre an jede Witterung gewöhnte Gesundheit kommt ihnen überall zu Hülfe, und ihre Arbeiten werden kaum durch ihre Niederkunften unterbrochen. Die gewöhnliche längste Schonzeit, die eine kalmückische Wöchnerinn auf dem Lager zubringt, ist sieben Tage. Gemeine Weiber aber machen sich

gleich nach der Geburt auf, verrichten ihre Geschäfte, rauchen ganz vergnügt Taback, und sezzen sich, wenn die Horde eben fortzieht, wohl in den ersten Tagen, mit dem Kinde in den Armen, zu Pferde. *) Auch in den wärmern Erdstrichen hat die Natur die Geburten sehr leicht gemacht, und fast in allen warmen Ländern des Orients giebt es, nach Chardin's Bericht, keine Hebammen. Eben dieß erzählen die Reisenden von den americanischen Wildinnen. **) Die

---

*) P. S. Pallas Sammlungen historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften. 1ster Theil, Petersb. 1776. S. 166. u. f.

**) Les Americains accouchoient sans secours, avec une facilité et une prestesse qui surprit étrangement les Européans. Pau Recherches philosophiques sur les Américains. A Berl. 1777. Tom. I. p. 44. Auch die Grönländerinnen arbeiten unmittelbar vor und nach der Geburt, und ihr Wochenbett dauert höchstens nur einen Tag. S. Cranz Beschreibung von Grönland. Auch die Frauen in der africanischen Barbarey wissen nichts von Hebammen und Geburtshelfern; sie entbinden sich selbst ohne fremde Hülfe auf der harten Erde. Sie waschen ihre Kinder, sobald sie zur Welt gekommen sind, und gehen dann sogleich wieder an ihre Arbeit.

Natur hat überall Vergütungen für das Weib erfunden, da, wo es von dem Manne am meisten sclavisch behandelt wird. — Selbst unter gebildeten Nationen kann das andere Geschlecht, wenn es sich nicht zu einer weichlichen Empfindsamkeit erniedrigt hat, mehr Unannehmlichkeiten, als das männliche ertragen, und Schmerzen mit Ruhe und Ergebung dulden, wobey der eiserne Mann in Verzweiflung gerathen würde. Die Natur hat in der weiblichen Constitution mit der Weichheit der Fasern eine gewisse Festigkeit wundersam verbunden, die der männlichen fehlt, und hat ihrem Geiste eine gewisse Lebhaftigkeit und Munterkeit eingeflößt, wodurch er zwar für die ersten Eindrücke höchst reizbar, aber auch zugleich fähig gemacht wird, das Unangenehme von sich leichter wegzuschnellen.

Es läßt sich vollends gar nicht berechnen, wie viel Ungemach eine Wildinn vermöge ihrer Riesennatur ertragen kann, wobey unsere Frauen

Die Negerfrauen gebären oft Zwillinge, ohne Hebammen und ohne einen Laut von sich zu geben.

unterliegen müßten. Wir wollen hiervon nur einige Beyspiele anführen. Als Le Vaillant in das Innere von Africa eindrang, hatte er mehrere Neger und Negerinnen zu Begleitern und Wegweisern mit sich genommen. Die Hitze der africanischen glühenden Salzluft war bisweilen so fürchterlich, daß den Reisenden beym Einathmen die Nasenlöcher verwundet, und unerträglich brennende Schmerzen verursacht wurden. Selbst ihre Lippen wurden so davon angegriffen, daß sie bluteten, wenn sie dieselben nur im mindesten zum Sprechen bewegten; einige Worte, die sie sich zu sagen hatten, waren für sie eine wirkliche Höllenqual. Le Vaillant beschreibt das Schreckliche dieser Reise in noch mehrern schauderhaften Formen, setzt aber hinzu: „nur die Weiber hielten die große Beschwerlichkeit dieser entsetzlichen Reise muthig aus, und nichts störte ihren Frohsinn; sie blieben immer gleich munter, immer lustig, und hörten gar nicht auf, über die ermatteten Männer und ihre Verhüllung gegen die Sonnenglut zu spötteln.“ Dieser unermüdliche Muth der Weiber, setzt er hinzu, war ein unschätzbarer Vortheil für mich; er beschämte und

spornte die verdrossenen und indolenten Männer, die meine Reise nur als eine unsinnige Verwegenheit betrachteten. — Unter den Wilden und Wildinnen aller Art giebt es nicht nur sehr wenig kränkliche Körper [weil sie der Natur gemäßer, als die verweichlichten Frauen der Europäer leben, und deren verfeinerte Sinnlichkeit durchaus nicht kennen], sondern auch höchst selten gebrechliche und fehlerhaft gebauete Menschen. Selbst unter den nordlichen eiskalten Zonen zeichnen sich die Wilden und ihre Weiber durch eine Behendigkeit und Leichtigkeit ihrer Gliederbewegungen aus, die wir in unsern Gegenden nicht erreichen würden. Dabey können sie auf längere Zeit den erschrecklichsten Hunger und Durst ertragen, ohne an ihrer Körperkraft zu verlieren. Ja, die Frugalität ihrer Lebensart scheint nur ihre Muskelkraft zu vermehren. So kann z. B. ein Grönländer, der in mehrern Tagen nichts als Seegras gegessen, sein Boot in den ungestümsten Wellen regieren. Die dortigen Weiber tragen ein ganzes Rennthier meilenweit, und eine Last Holz, oder einen Stein auf ihren Rücken, wenn der Europäer kaum eine halb so schwere Last aufhe-

ben kann. — Man sollte fast glauben, daß die Natur zur Erhaltung einer solchen Gesundheit — Wunder verrichte, wenn man bedenkt, mit welchen erbärmlichen Lebensmitteln die nordlichen Wilden in dem ungünstigsten Clima von der Welt, bey dem unfruchtbarsten Boden, zwischen Schnee- und Eisgebirgen fast das ganze Jahr hindurch vergraben, ihr mühseliges Leben erhalten müssen. Wenn gegen das Frühjahr die Seehunde zwey bis drey Monate wegziehen, oder die strenge Jahrszeit alle Lebensmittel unbrauchbar macht, dann behelfen sich die Grönländer bey ihren Mahlzeiten mit Muscheln, stinkenden Fischen, alten Zeltfellen und Schuhsohlen, so lange sie nur noch Thran zum Kochen haben [s. Cranz von Grönland].

Die menschliche Natur ist vielleicht unter allen thierischen Constitutionen die dauerhafteste und festeste, wenn sie nicht in der Jugend verweichlicht wird. Sie trotzt allen Elementen, allen Jahreszeiten, und allen Feindseligkeiten des Bodens. Sie hat seinen Bau wie auf einem Felsen gegründet, — und grade die zusammengesetzteste Maschine zu der dauerhaftesten gemacht. Wollte ihn hierdurch die Natur zum Herrn der

Erde eignen und adeln, — oder ist ihr das Leben ihres liebsten Geschöpfs so unendlich theuer, daß sie es allen Zonen, allen Elementen, und allen Stürmen mütterlich anzuvertrauen suchte? Genug, der Mensch ist wirklich ein universelles Geschöpf, schon in seiner physischen Natur. Die Erde ist überall seine Mutter; überall findet er sein Geschlecht, seine Nahrung, seine Bequemkeiten, seine Freunde, sein Weib, und, wenn er will, seinen Himmel.

Bedenkt man, wie der Wilde und Barbar erzogen wird, wie ihn die Künsteley nicht verdirbt und vergiftet: so muß er uns als eine Erscheinung der wahren Gesundheit sogar Achtung einprägen, und unsern Neid auffordern, weil er alle die Gebrechen, Launen und Empfindlichkeiten nicht kennt, die den verzärtelten Europäer schänden. Schon das Kind des Barbaren ist ein kleiner Riese in seiner Art, und das Mädchen eine kräftige Amazone. „Die Kinder, sagt Rousseau, welche dort von ihren Vätern eine vortreffliche Leibesbeschaffenheit mit auf die Welt bringen, und diese durch Uebungen nur desto fester machen, erwerben sich auf die Art den höchsten

Grad

Grad der Stärke, deren das menschliche Geschlecht fähig ist. Unsere Erziehungsart nimmt uns Kraft und Behendigkeit. Hätte der Mensch mit der Faust so starke Zweige zerbrochen, wenn er ein Beil gehabt hätte? Würde er im Besitz einer Schleuder sich wohl so angestrengt haben, einen Stein mit der Hand zu werfen? Würde er so leicht die Bäume erklettern können, wenn er eine Leiter gehabt? Wäre er so leicht auf seinen Füßen gewesen, wenn er ein Pferd gehabt? Lasset den gesitteten Menschen Zeit, alle seine Maschinen um sich zu versammeln: so wird er ohne Zweifel den Wilden leicht überwinden; — will man aber einen Kampf sehen, wo auf einer Seite noch mehr Vortheil ist: so stelle man sie nackt und entwaffnet gegen einander, und dann wird man bald erkennen, daß nur der Sieger ist, welcher alle seine Kräfte in Bereitschaft hat, zu Allem gefaßt ist, und sich, um es so auszudrükken, stets bey sich führt."

Wie die Barbaren ihre Kinder erziehen, davon giebt uns Poiret ein Gemählde aus der wirklichen Welt, ohne den abstracten Naturmenschen Rousseau's vor uns zu sehen. „Unsre Kin-

der, sagt Poiret, werden wie Marionetten erzogen, und durch die Künsteleyen der Anständigkeit und des geselligen Tons zu Heuchlern und Lügnern gemacht. Die Kinder der Mauren werden ganz der Natur überlassen, nicht verzärtelt, aber auch niemals geschlagen. Leibesübungen machen ihr jugendliches Leben aus; sie scheuen die brennendsten Sonnenstrahlen nicht; Nässe und Kälte verursacht ihnen keinen Schnupfen. Oft sah ich sie ganz erhitzt, und mit Schweiß bedeckt, ins Wasser springen, und nach den heftigsten Bewegungen kaltes Wasser genießen; kaum können sie gehen, so begleiten sie ihre Väter zur Heerde und fliegen auf dem muthigsten Stier oder dem wildesten Pferde ohne Zügel dahin. Durch die beständigen Leibesübungen, die sie freywillig treiben, werden sie frühzeitig stark, schnell und nervigt; ohne sich zu beklagen, lernen sie sehr früh Hunger, Durst und weite Reisen ertragen; ihre Thränen sind kein Hülfsmittel, etwas zu erlangen; sie müssen das, was sie brauchen, sich selbst verschaffen, und reichen ihre Kräfte nicht hin: so müssen sie ihren Begierden entsagen, und nichts wollen, als was ihre Kräfte und ihr Alter verstatten."

Dieß gilt unter allen wilden Nationen von Knaben und Mädchen; — jedes Geschlecht ist dort in seiner Art härter und ausdauernder als bey uns. Die lebhaften, leidenschaftlichen Otaheiterinnen zerfleischen sich bey dem kleinsten Unwillen des Gemüths oft auf eine höchst grausame Art, und zerstechen sich mit Seehundszähnen die Köpfe, daß das Blut stromweise herabfließt. — Die Operationen, welche Knaben und Mädchen dieses Volks erdulden müssen, und die man tattoviren nennt, — sind noch schmerzhafter und grausamer. Der ganze Leib dieser Menschen, das Gesicht ausgenommen, wird im 12 bis 14ten Jahre mit einer Menge eingeschnittener Figuren bezeichnet. Auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen sind diese Verzierungen abgedrückt, und gehören gleichsam zu den Ehrenzeichen dieses Volks. Der Seefahrer Banks wohnte einst einer solchen Operation bey. Es war ein junges, ohngefähr dreyzehnjähriges Mädchen, dessen hintere Partien tattovirt wurden. Das bey dieser Gelegenheit gebrauchte Instrument hatte dreißig Zähne. Auf jeden Schlag, deren in einer Minute wenigstens ein hundert gethan wur-

den, kam eine wäßrige Feuchtigkeit mit etwas Blut gefärbt auf der Haut zum Vorschein. Das Mädchen hielt es mit stoischer Standhaftigkeit ohngefähr eine Viertelstunde lang aus; alsdann aber wurden ihr die Schmerzen so vieler hundert Stiche unerträglich. Sie weinte, und flehete den Operateur wehmüthig um Schonung an; aber dieser verrichtete seinen Beruf mit unerbittlicher Strenge; — nun begann das Mädchen sich zu sträuben; allein zwey Weiber hielten sie in der erforderlichen Stellung fest, und liebkosten bald die Leidende, bald schalten sie dieselbe aus, bald bestraften sie ihren Ungehorsam mit Schlägen. Herr Banks verweilte in einem benachbarten Hause eine Stunde lang, und als er wegging, war die Operation noch nicht vollendet, ob sie gleich damals nur auf der zweyten Seite verrichtet wurde, und die Bogen auf den Lenden, welche schmerzlicher als alles übrige zu zeichnen sind, erst gemacht werden sollten.

Welche Heldinnen mögen die Frauen der Macassars auf der Insel Celebes seyn, — wenn ihre Männer so viel dulden und löwenkühn seyn können, wie im Home erzählt wird. Eine

kleine Partey dieser, man möchte sagen Unüberwindlichen, die im Solde des Schach Naraya, Königs in Siam waren, hatte sich empört, und es wurde ein ganzes Corps dazu erfordert, um diese Rasenden zu unterdrücken. Vier Macassars, die man lebendig gefangen genommen, wurden auf eine so grausame Art gemartert, und trugen diese Martern so geduldig, daß der kälteste Stoicismus der Griechen und aller Heldenmuth eines Leidenden darüber erstaunt seyn würde. Erst wurden sie mit Prügeln gleichsam zu Mumien geschlagen; dann eiserne Nadeln unter ihre Nägel gestoßen, alle ihre Finger zerbrochen, das Fleisch von ihren Armen abgebrannt, und ihre Schläfe mit Brettern zusammengequetscht. Die Jesuiten versprachen ihnen, eine Fürbitte für sie einzulegen; aber vergeblich, sie wollten unter diesen Martern sterben. Man ließ einen hungrigen Tigor gegen sie los; das wüthende Thier ergriff den einen von ihnen am Fuße, der Macassar zog den Fuß nicht zurück. Ein anderer schleppte das Thier, welches ihm seine Knochen zerknickt, auf seinem Rücken fort; ein dritter ließ sich von diesem Thier das Blut aus dem Gesichte saugen,

ohne die Stirn zu runzeln, oder seine Augen wegzuwenden, — und während dieser ganzen schrecklichen Scene beklagte nie einer den andern, und man hörte nicht einmal, daß sie seufzten. Alle diese Helden und Heldinnen einer physischen Kraftäußerung würden dieß bey einer verweichtlichten Erziehung nie geworden seyn, da jede eiserne Gesundheit nur durch Anstrengungen und Abhärtungen in der Jugend gedeihen und gleichsam unüberwindlich gemacht werden kann; ja ein großer Arzt behauptete sogar: man könne durch theoretische Gründe nicht beweisen, „daß unser Körper sterblich sey," so genau sey der Lebensstoff in sein innerstes Gewebe eingeflochten.

Wie leben die Americanischen Wilden, und wie fest und stark werden sie erzogen! Knaben und Mädchen sind hier an einerley Strenge gebunden. Von ihren Aeltern erben sie eine eiserne Gesundheit, und ihre ganze Erziehung ist so eingerichtet, daß ihnen dieses kostbare Gut durch die weichliche Kunst und Verwöhnung nie entrissen wird. Ihre erste und natürlichste Speise ist oft Jahre lang die stärkende und kraftvolle Muttermilch. Um sie gegen den Wechsel der Hitze

und Kälte abzuhärten, werden die Kinder täglich in kaltes Wasser getaucht, und um ihre Glieder in einem gesunden Wuchse zu erhalten, werden sie oft Monate lang auf dem Rücken liegend über ein Brett gebunden. Die Muttermilch, welche die Kinder oft Jahre lang genießen, behält dadurch ihren Gesundheitsstoff, daß die Wildinn während des Säugens ihrer Kinder sorgfältig die Umarmungen des Gatten vermeidet. In Absicht der männlichen und weiblichen Erziehung herrscht bey den americanischen Wilden fast kein Unterschied; — der kraftvolle junge Mann sucht sich nur kraftvolle und gesunde Weiber, weil er die kränklichen nicht gebrauchen kann, und jene werden daher, so wie er selbst, abgehärtet. Es sind dort den Weibern Arbeiten und Anstrengungen geboten, die ihren Körpern eine Stärke geben, welche der männlichen sehr nahe kommt. Diese stählen die weibliche Natur und bringen ihre innere Kraft zur Reife. Ihre periodischen Reinigungen fangen daher selten vor dem achtzehnten oder zwanzigsten Jahre an, — und selten verheirathen sie sich vor dem zwanzigsten Jahre, — anstatt daß die feinern Europäer so oft — Kinder zum Altare führen.

Die Wildinn hat in jener Zeit ihre gehörige Stärke erreicht, um die Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft auszuhalten, wenn man dieß noch eine Beschwerlichkeit bey ihnen nennen kann. Unzeitige Geburten sind höchst selten unter ihnen, und die Natur ist ihre Hebamme, — ihre Geburt selbst kurz und wenig schmerzhaft, so daß der über die Mutter aller Lebendigen ausgesprochene Fluch die Wildinn nicht zu treffen scheint. Jede Frau kommt in einer besondern Hütte nieder, ohne einmal eine Person ihres Geschlechts bey sich zu haben, — die Wöchnerinn wäscht sich nach der Niederkunft sogleich in kaltem Wasser, — und geht kurz darauf an ihre gewöhnlichen Arbeiten. Sie wissen also nichts von den unglücklichen Zufällen, die so oft bey unsern Frauen durch die Unachtsamkeit, oder durch die Mißgriffe schlechter Hebammen entstehen, noch von den Schwachheiten, die eine natürliche Folge einer sechswöchentlichen Einsperrung in einem warmen Zimmer zu seyn pflegen. Vom Anfange ihrer monatlichen Reinigung bis zu ihrem Aufhören ist selten eine Periode, in der sie nicht schwanger wären oder säugten, — und ihre Gesundheit ist dabey in der Regel eisenfest.

Die ganze Lebensweise des Wilden ist der Natur gemäß, und dadurch erhält er ohne Künsteleyen und fast ohne alle Arzneymittel seine dauerhafte Constitution. Sie leben von Thieren und Pflanzen; — da jene wild sind, und diese durch das Feuer leicht mürbe gemacht werden: so sind beyde leicht zu verdauen. Wenn sie ihr Fleisch zubereiten: so suchen sie vornähmlich seinen Saft zu erhalten, und essen es daher in Suppen am liebsten. Aus diesem Grunde kannten sie früher den Gebrauch der Löffel, als der Messer und Gabeln. Auch wenn sie das Fleisch braten, suchen sie durch vieles Umwenden seinen Saft zu erhalten. Noch keine von den Brühen, welche die neuere Schwelgerey erfand, hat den Grad von Wirksamkeit erreicht, welche dieser thierische Saft bey der Verdauung des Fleisches zeigt. Ehe eine Kunst, das menschliche Leben — auch am Tische — zu verlängern, geschrieben wurde, übten die americanischen Wilden ihre goldenen Regeln dadurch aus, daß sie ihre Speisen gehörig und der Gesundheit gemäß kauen. — Die Beschäftigungen der indischen Männer, fährt Rush fort, zielen hauptsächlich auf die Erhaltung des

thierischen Lebens und die Vertheidigung ihrer Nation. Beyde führen sie auf eine Art, die jede Faser in Bewegung setzt, und ihnen dadurch die vollkommenste Gesundheit verschafft. Mitten im Ueberflusse und Frieden entsagen sie ihrer geliebten Bequemlichkeit, und steuren dem Einflusse derselben auf ihre Gesundheit durch das heilsame Tanzen und Schwimmen. Dabey heirathen sie, wie die alten kräftigen Deutschen, selten vor ihrem dreißigsten Jahre, und diese Gewohnheit trägt viel zu ihrer physischen Stärke bey, denn durch sie werden die Wilden gegen die schädlichen Wirkungen einer zu frühen Liebe gesichert." Die Schwachheiten der Liebe, sagt A. Smith, welcher in unsern erleuchteten und gesitteten Zeiten so viel eingeräumt wird, sehen die Wilden als eine unverzeihliche Weichlichkeit an. Ein junger Mann würde sich auf immer für entehrt halten, wenn er irgend eine Frau der andern vorzöge, oder wenn ihm die Zeit seiner Verheirathung und die Wahl einer Frau nicht völlig gleichgültig wäre. Diese Denkungsart befreyet sie von den heftigen und anhaltenden Krankheiten, welche beyden Geschlechtern unter gesitte-

ten Völkern gewöhnlich sind. Solche Riesen können ihren Frauen eine gewisse Fruchtbarkeit versprechen, und ihren Kindern eine festere Gesundheit mittheilen.

Zu dieser körperlichen Naturfestigkeit und deren Erhaltung gesellen sich sogar noch Volkssitten und Volksmeynungen, von denen sie nicht abgehen. So halten sie es z. B. für ein Zeichen des Heldenmuths, wenn sie die ausgesuchtesten Qualen ohne Klagen aushalten können, und brennen und zerschneiden daher absichtlich die Theile ihres Leibes, um sich bey Zeiten an diesen Heroismus zu gewöhnen. Kein Jüngling kann der Ehre der Mannheit und des Krieges theilhaftig werden, der nicht solche Proben der Geduld und Standhaftigkeit abgelegt hat. Man sieht leicht ein, wie sehr dieß die Festigkeit des Nervensystems vermehren muß, welches dadurch den zufälligen Ursachen der Krankheiten weit weniger ausgesetzt ist. Selbst bey ihren Krankheiten verfahren die Wilden mit einer sehr vernünftigen Consequenz. Da sie sich nähmlich vom Anfang derselben genau nach der Natur richten, und sich aller reizenden Nahrung entziehen: so können sie

in vielen Fällen aller andern Mittel entbehren. Sie kommen der Natur noch näher darinn, daß sie ihren Kranken kaltes Wasser häufig zu trinken erlauben, welches das einzige Getränk ist, welches der Patient bey Fiebern [die gewöhnlichsten Krankheiten der Wilden] liebt. Wie viel sie hierbey ihren Körpern bieten können, ergiebt sich aus der Art, wie sie das Fieber curiren. Der Kranke wird nähmlich in ein enges Zelt über ein Loch in der Erde gesetzt, in welchem ein glühend heisser Stein liegt, der mit einer Menge Wasser begossen wird. Dieß hüllt den Kranken in eine Dampfwolke, — und sein Körper trieft vom Schweiß. Aus dieser Gluth stürzt er sich in einen Fluß, und legt sich hierauf ins Bett; — hat das Mittel guten Erfolg: so steht er nach 24 Stunden völlig gesund auf. Auch unterwirft sich der Indier, setzt Rush hinzu, seiner Krankheit ohne die geringste Furcht, weil ihr Ausgang ihm ungewiß ist, und sieht seinem Schicksal ohne Kummer wegen des Zukünftigen entgegen, — er wünscht nur in einen Himmel zu kommen, wo sein getreuer Hund ihn begleiten wird.

So hart werden Männer, Weiber und Kin-

der unter den Wilden behandelt, und grade diese Härte gründet ihre Gesundheit und diese wiederum ihr fröhliches Herz, welches man unter allen Barbaren, wenn ihre Seelenkräfte nicht ganz abgestumpft sind, antrifft. Perrin du Lac sagt in seiner Reise in beyden Louisianen *) von den herumziehenden Bewohnern des hintern Virginiens: das Weib sorgt für des Mannes und der Kinder Bekleidung, wie sie es für gut findet. Kann sie keinen Stoff dazu erhalten, oder reicht er nicht für alle hin, so bleiben die jüngsten ganz nackend, indeß die ältern höchstens nur so viel bekommen, um diejenigen Theile zu bedecken, welche die Natur selbst zu verhüllen gebietet. Du Lac sahe mehrere solcher herumziehenden Familien, unter denen junge Mädchen von zehn bis zwölf Jahren sich befanden, welche ganz nackend gingen; er bedauerte anfangs diese unglücklichen Geschöpfe; allein bald bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß diese dem Anscheine nach so elenden We-

*) Unter die wilden Völkerschaften am Missouri durch die vereinigten Staaten und Provinzen am Ohio in den Jahren 1801 - 1803. Von K. L. M. Müller. Leipz. 1807. 1ster Theil. S. 89.

sen lustiger, heiterer und zufriedener waren, als diejenigen, welchen nichts gebricht.

Die Art und Weise, wie die kalmükischen Frauen entbunden werden, giebt einen neuen Beweis von der herculischen Dauer und Körperkraft — nicht verzärtelter und gesunder Weiber unter den Wilden. Wenn eine Frau ihre Niederkunft erwartet, sucht sie sich einen gesunden baumstarken Kerl aus, welchen sie zu seinem Entbindungsgeschäft täglich mit kräftigen Speisen herrlich bewirthet. So bald die Wehen der Gebährerinn eintreten, setzt sich der rüstige Kalmük auf den Boden, und die Kreisende auf sein Knie, umfaßt sie mit seinen Armen, und drückt und streicht sie oben von der Brust an bis hinunter in den Schooß mit allen Leibeskräften. Dieß gewaltige Pressen wird so lange fortgesetzt, bis sich das Kind zu zeigen anfängt, — nun beginnt die vor ihr lauernde Hebamme ihr Geschäft. Zeigt sich nun das Kind: so giebt sie den Umstehenden ein Zeichen, — und diese suchen nun durch Pistolenschüsse die Kreisende zu erschrecken, und dadurch die Geburt zu beschleunigen. Die ärmern Classen, welche einen so rüstigen Geburtshelfer nicht miethen und

bewirthen können, suchen das Kind der Gebährerinn auf eine andere Art zu entlocken. Sie umbinden nähmlich die Kreisende mit breiten Riemen, und pressen ihren Leib von oben nach unten zu, bis das Kind da ist, — oder — ein noch schrecklicheres Entbindungsmittel, — die Gebährende legt sich mit dem Bauche auf einen Stock, an dessen Ende eine weite Gabel ist, in dieser preßt sie ihren Leib so lange, bis sie sich ihrer Bürde entledigt hat. Es geschiehet oft, daß die Wöchnerinnen nach diesen entsetzlichen Anstrengungen und Selbstmartern eine lange Zeit ohne Empfindung liegen bleiben, — und bisweilen mit harten Krankheiten deßhalb zu kämpfen haben. Allein ihre starke Natur überwindet alles, und sehr selten hört man von einem Falle, daß die Frau durch die Niederkunft aufgeopfert worden. — Die Kinder werden oft Jahre lang von den Müttern gesäugt, und auf eine Art erzogen, die gesunde und kräftige Leiber hervorbringen muß. Wenn sie Geschäfte außer dem Hause haben: so lassen sie die Kinder daheim liegen, hängen ihnen eine Blase voll Milch über den Mund, und das Kind muß sich auf die Weise selbst speisen.

Sobald sie ein wenig herangewachsen sind, — werden das Reiten und Bogenschießen zu ihren Abhärtungsmitteln gebraucht. *)

Endlich giebt es auch ganze Nationen, worinn die größere Leidenschaftlichkeit gleichsam schlummert, indem sie [man könnte sagen] durch einen glücklichen Stumpfsinn gegen alle Härten des Lebens gleichgültig gemacht werden. Dieß sind die Naturphilosophen, die sich Montaigne in seinen oben angeführten idealischen Beschreibungen der Americaner imaginirte, — ohne daran zu denken, daß die Gleichgültigkeit und Ruhe des Gemüths auch nur climatisch seyn könne, — und nicht zu einer moralischen Kraft erhoben werden dürfe. „Diese Americaner können die größten Beschwerden der Witterung und Jahrszeiten, das höchste Uebermaaß von unverdaulichen und ekelhaften Speisen und eben so scheußlichen betäubenden Getränken, die langwierigsten Fasten, die heftigsten Schmerzen von Wunden und Operationen, und die grausamsten Zerfleischungen von Peinigern und Henkern nicht nur in höhern Graden

*) J. Lepechin Tagebuch. 1ster Theil. S. 138. u. f.

den als die Europäer, sondern selbst als die Neger aushalten. Weil sie von dem größten Glück oder Unglück fast gar nicht gerührt werden, auch nicht solcher Grade von Vergnügen und Schmerz fähig sind, als andere Menschen: so fehlen ihnen auch sogar die beyden Natursprachen, die Mienen- und Geberdensprache, fast ganz. Die neuesten und größten Gegenstände erwecken in den stumpfen Seelen der Americaner keine Neugierde, und in ihren starren thierischen Augen und Gesichtern nicht das geringste sichtbare Zeichen derselben. — Ihr Gesicht bleibt sich in der größten Traurigkeit und Wuth und bey den heftigsten Streitigkeiten ihrer Angehörigen immer gleich, und so wenig man das, was in ihnen vorgeht, aus ihren Blicken und Gesichtszügen errathen kann, so wenig ist man im Stande, die Bewegungen ihres Gemüths aus solchen Geberden zu schließen, die in den Menschen unseres Erdtheils damit verbunden sind. Die Americaner gesticuliren nie, erheben nie ihre Stimme, selbst alsdann nicht, wenn sie über die wichtigsten Angelegenheiten vor dem versammelten Volke reden. Diese, den Americanern eigenthümliche Starr-

heit und Ausdruckslosigkeit begleitet sie auf ihren Reisen, erhält sich während der langwierigsten und geräuschvollsten Feste, und behauptet sich in den Gefahren und Schmerzen des nahen und martervollsten Todes. Wenn die Americaner auch Wochen und Monate lang mit den Europäern in kleinen Canots reisen: so fangen sie nie an, mit den Fremdlingen zu reden. Sie sagen kein Wort, wenn sie auf ihren Reisen irgendwo einkehren, nicht einmal, wenn sie nach kurzen Abwesenheiten zurückkehren, und Weiber und Kinder wiedersehen. Erzählt man ihnen, daß ihre Söhne sich gut gehalten haben, oder daß sie gestorben sind: so antworten sie entweder gar nichts, oder sagen höchstens, daß dieß Alles von keiner Bedeutung sey. Wegen dieser mit der Geschwätzigkeit der Neger so sehr streitenden Stumpfheit der Americaner pflegt man daher in der neuen Welt zu behaupten, daß man die Americaner eher tödten, als zum Reden, die Neger eher tödten, als sie zum Schweigen bringen könne. Wenn die Americaner auch Tage und Wochen lang getanzt, gesoffen und gefressen haben: so wird doch ihr Gesicht nie erheitert. Sie bleiben in

den wildesten Festen eben so starr, so trübsinnig, als im Zustande der vollkommensten Ruhe und Gleichgültigkeit. In dem ausgelassensten Rausche klingt ihr Gesang so traurig, daß fast alle Spanier ihn mit dem Trauergesange von Ordensgeistlichen verglichen. Selbst die Schrecken und Qualen des Todes verzerren ihr Gesicht und stören ihre unerschütterliche Ruhe nicht. Gefangene, deren Schicksal noch unentschieden ist, oder die des langsamsten und peinlichsten Todes gewiß sind, verlieren deßwegen nichts von ihrer gewöhnlichen Eßlust, und keine Viertelstunde ihres gewöhnlichen Schlafs; ja sie schlafen sogar in den kurzen Zwischenräumen ihrer unnennbaren Qualen. Nichts ist häufiger, als daß gemarterte Gefangene in solchen Zwischenräumen sich mit ihren Peinigern über gleichgültige Dinge unterreden, daß sie nach den Sitten und Gewohnheiten ihrer Mörder fragen, oder die Sitten und Gebräuche ihres eigenen Volks erzählen." *)

Eton erzählt in seiner Schilderung des türkischen Reichs auch über den Gleichmuth orien-

*) Göttingisches historisches Magazin von Meiners und Spittler. 7ter Band, S. 114. u. f.

talischer Frauen folgendes Factum. *) Bey der schrecklichen Einnahme von Oczakof wurden auf 400 türkische Weiber und Kinder gefangen, in das Hauptquartier der russischen Armee gebracht, und vorläufig zusammen in ein Zelt gethan. Im ersten Gewirre konnte man ihnen keine bessere Wohnung verschaffen, ob es gleich außerordentlich stark fror, und sie wegen Mangel an Wärme und Kleidern, und viele an Wunden schrecklich litten. Da Eton türkisch sprach: so bekam er die Wache auf diesen Posten, und die Aufsicht über sie. Er bemerkte, daß unter ihnen eine gänzliche Stille herrschte, nicht ein einziges Weib weinte oder klagte, wenigstens nicht laut, ob schon vielleicht jedes einen Vater, ein Kind oder einen Gatten verloren hatte. Sie sprachen mit einer ruhigen und festen Stimme, und beantworteten seine an sie gerichteten Fragen ohne merkliche Unruhe. Er war erstaunt, und wußte nicht, ob er dieß der Unempfindlichkeit, der Gewohnheit, große Glückswechsel mit anzusehen und anzuhören, oder einer von ihrer Religion ihnen

---

*) Mit Anmerkungen aus dem Englischen von Dr. Berk. Leipz. 1803. S. 134. u. f.

eingeprägten Geduld und Ergebung zuschreiben sollte. Eine Frau saß stillschweigend, aber mit einer so auffallend melancholischen Miene da, daß er sich ihr einigen Trost zuzusprechen entschloß. Er fragte sie: warum sie sich nicht fasse, und ihr Unglück wie eine Muselmänninn, gleich ihren Gefährtinnen, ertrage? Eton erhielt folgende auffallende Antwort: ich sah meinen Vater, meinen Gatten und meine Kinder tödten; nur ein Kind blieb mir noch übrig. Wo ist dieß? fragte er hastig. Hier! antwortete sie ruhig, und zeigte auf ein neben ihr liegendes Kind hin, welches so eben verschieden war. Eton und seine Begleiter brachen in Thränen aus; sie aber vergoß keine Thräne. Darauf nahm er in sein warmes unterirdisches Gemach so viele von diesen unglücklichen halberstarrten Weibern und Kindern mit, als er nur fassen konnte; aber während der zwölf Tage, die sie bey ihm blieben, klagte auch nicht eine einzige laut, noch verrieth sie irgend einen tiefen innerlichen Kummer, sondern jede erzählte ihm ohne Ausrufungen, ohne Seufzer, ohne Thränen ihre Geschichte, als ob es eine gleichgültige Person betroffen hätte. — Es ist leicht begreif-

lich, wie viel solche ruhig gestimmte phlegmatische und kalte Frauen in allen übrigen Verhältnissen ihres Lebens von ihren hartherzigen Ehemännern ohne Murren ertragen können.

Aber die unsittliche Vielweiberey unter den Morgenländern, pflegen unsere Sittenrichterinnen zu sagen, ist doch etwas Entsetzliches für das dortige weibliche Geschlecht. Es ist wahr, daß dieser Gebrauch, wo er herrscht, überall Verachtung und Gleichgültigkeit gegen die Weiber mit sich führt. — Alle Nationen, worinn die Ehe nur mit einer Frau geheiligt war, haben auch die Weiber höher geachtet, weil der Mann schon einen höhern Grad von Humanität besitzen muß, welcher sein Herz lebenslang einem weiblichen Wesen hingiebt, als der, welcher nur, wie das Thier, einen Wechsel des Genusses sucht. Bey diesem hat also das Weib nur darum einen Werth, weil sie seine Wollüste befriedigt, oder weil die Menge der Weiber den Hofstaat des stolzen Orientalers ausmacht. Er ist also nicht der Freund, nicht der treue Gatte des Weibes, sondern der wechselnde Liebhaber derjenigen seiner Frauen, die am meisten seine Sinnlichkeit reizt,

also gewöhnlich der listigsten und jüngsten; dagegen seine verblühenden Frauen für ihn weiter keinen Reiz haben, und oft den schrecklichen Mißhandlungen ihrer jüngern Nebenbuhlerinnen ausgesetzt sind. Selbst Dankbarkeit und Erinnerungen an die frühere Liebe des alternden Weibes werden ihn nicht mehr zu ihr hinziehen, weil sein heißes Blut von so viel jüngern Schönheiten des Harems electrisirt wird, bis diese früh genug auch verblühen, und andern schönern Platz machen müssen.

Wenn wir aber bedenken, daß die Vielweiberey nun einmal aus mehrern physischen Gründen eine der ältesten dortigen Volkssitten ist, daß sie gleichsam zum Anstande und zur Cultur der Nation gehört, daß sie durch die Gewohnheit eine Art von Heiligthum geworden ist, und daß sie, wie z. B. den Muhamedanern, durch ihre Religionsschriften selbst geboten wird: so kann man leicht den Schluß machen, wie nachgebend sich das einfältige orientalische Weib in ihr Schicksal findet, und sich davon ganz andere Begriffe, als wir, macht. Das Leben in den Harems ist freylich sclavisch genug; aber es ist eine süßliche,

weichliche und nichtsthuende Existenz, grade wie sie die natürliche Faulheit der Orientalerinnen am meisten wünscht, und sie zu Zeitvertreiben ihrer kindischen Eitelkeit nöthig hat. Werden diese Geschöpfe nicht von der Eifersucht gefoltert: *)

---

*) Diese weibliche Eifersucht hat aber auch in den heißen Morgenländern oft keine Grenzen. „Die Frauenzimmer in Oberägypten, sagt der Arzt Sonnini, die weder lieben noch geliebt sind, werden demohnerachtet bisweilen von einer eifersüchtigen Wuth gegen ihre treulosen Männer ergriffen, die man mehr noch als grausam nennen könnte. Sie bringen nähmlich den ungetreuen Gatten ein heimliches und tödtliches Gift bey, — eine Rache, die nicht einmal der Wahnsinn einer verliebten Leidenschaft entschuldigen kann. Ihre Streiche werden im Stillen überdacht, und sie genießen mit kaltem Blute und mit langsamen Zügen die schreckliche Wollust, einem Unglücklichen langsam das Leben zu rauben. Sie finden in sich selbst das Gift, das ihrer Absicht entspricht. Die periodische Absonderung, deren sich die wohlthätige Natur zur Erhaltung ihres Daseyns und ihrer Gesundheit bedient, wird für diese boshaften Weiber ein Mittel, wodurch sie ihre Gatten morden. Vermischt man einen Theil dieses Fluidums mit einigen Nahrungsmitteln: so ist dieß ein Gift von den schrecklichsten Folgen für den, welcher es genießt. Es zeigen sich

so können sie sich kein besseres Leben wünschen, und würden sich sehr besinnen, ob sie eine ihnen angebotene Freyheit annehmen sollten, da sie hiervon nichts verstehen. Volkssitten, woran

---

hierbey fast dieselben Symptome, wie beym Scharbock. Der Körper wird mager, in allen Gliedern äußert sich eine außerordentliche Schwäche, das Zahnfleisch geht in Fäulniß über; die Bart- und Haupthare fallen aus; wenn endlich das unglückliche Schlachtopfer ein Jahr lang und bisweilen noch darüber ein elendes und kraftloses Leben hingeschleppt hat, stirbt es unter seinen Leiden. Man kennt kein Mittel gegen so viele Uebel, und man behauptet sogar, daß nichts die Schmerzen dieser Elenden lindern könne." — „Es ist sehr natürlich, sagt du Lac, daß die Eifersucht unter ungebildeten Menschen so fürchterlich zu seyn pflegt, weil sie durch die gebildeten Eigenschaften des andern Theils keinen Ersatz wegen irgend einer begangenen Untreue erhalten kann. Dagegen herrscht unter allen Wilden die Vielweiberey, — bringt aber hier nicht die geringste Unordnung oder Unbequemlichkeit hervor, denn die Weiber eines Mannes leben in gutem Vernehmen mit einander, indem sie die Männer überhaupt als höhere Wesen zu betrachten gewohnt sind, zu deren Vergnügungen sie alles beyzutragen sich für verpflichtet halten." P. du Lac 2ter Theil, S. 33.

der Mensch von Jugend auf gewöhnt wird, erscheinen ihm, wenn sie auch wirklich hart sind, nie als etwas Unangenehmes oder Lächerliches, und hat sie vollends seine Religion geboten: so wird er es für ein Verbrechen halten, dieselben anzutasten.

Grade diese Erscheinung finden wir da am meisten, wo unter barbarischen Nationen das Weib, nach unsern feinern Begriffen und Gefühlen, zu hart gedrückt wird. Die Religion und Religionsgebräuche aller Völker enthalten gewisse Beziehungen und Rücksichten auf das andere Geschlecht, und seiner ist in allen Satzungen gedacht, welche Priester und Schwärmer erfunden und eingeführt haben. Die Sache ist ganz natürlich. Zwey Geschlechter, die so nahe an einander stehen, so daß sie nimmer von einander getrennt werden können, sondern nur ein Ganzes der Menschheit ausmachen, — müssen sich auch in ihrer wichtigsten Angelegenheit, in den hellern oder dunklern Religionsmaximen eines Volks, einander berühren, — entweder als sittliche Wesen, oder als bloße Naturkinder. Da, wo Sittlichkeit und Cultur noch nicht hingedrungen sind,

wird das Weib von dem Manne bloß nach ihren Naturanlagen gewürdigt, oder entwürdigt, — und letzteres allemal zunächst aus Begriffen, die aus einem Verdachte gegen die weibliche Schwäche hervorgehen; ein Verdacht, der da nicht ungegründet ist, wo das Weib dem Manne an Schamlosigkeit und Sinnlichkeit nicht sehr nachstehet. Dieser Verdacht hat sich in den meisten Religionen der südlichen Barbaren durch strenge Befehle der Bewachung und Einkerkerung der Weiber ausgesprochen, — und diese haben sich diese Religionsstrenge gefallen lassen, weil ihre Gesetzgeber und Richter — Männer waren. Das Weib ist also schon nach den Glaubensartikeln des Barbaren seine Sclavinn, wenn sie es auch nicht vermöge ihrer schwächern Organisation wäre.

Eben so natürlich ist es, daß er sein Weib, oder seine Weiber so streng bewacht, weil sie immer das Nächste sind, was ihm umgiebt, weil er so früh heirathet, ehe er noch ein wenig zur Vernunft gekommen, und weil das Weib, gleichfalls noch ein einfältiges Kind, von ihm wie ein Kleid gekauft wird. Was kann ein junger roher Mann

für sich und sein Weib besseres thun, — als sie einzusperren, da andere Männer vermöge ihrer Rohheit sie so leicht entführen könnten, und da vornähmlich im Süden Alles so früh reift und so früh welkt. Die Natur scheint hier selbst zu einer ungewöhnlichen Eile und Vorsicht zu rathen, und die Einfalt, verbunden mit thierischer Liebe, muß dann oft in Ungerechtigkeit gegen das schwächere Geschlecht ausarten. Da, wo die Natur nicht so viel Wärmestoff, wie z. B. in den nördlichsten Theilen der Erde, für die Wollüste entwickelt, da wird auch weniger auf die weibliche Treue geachtet. — Es giebt auch überhaupt schon für das Weib in der höchst einfachen Lebensweise, worinn der Barbar vegetirt, nicht einmal viel Gelegenheit, über den Mann zu herrschen, wie wir dieß Wort nach unsern Begriffen deuten. — Der civilisirte Mann hat ein viel grösseres häusliches und anderweitiges Interesse, wo er mit dem ebenfalls größern Wirkungskreise des cultivirten Weibes zusammentrifft, und wo dieses den Mann in so vielerley kleinen Collisionen und Verhältnissen des positiven und negativen Lebens an sich ziehen, und willkürlich leiten

darf. Aber eben diese kleinen Collisionen, z B. bey der Haushaltung, Kindererziehung, den Berufsgeschäften, den Vergnügungen u. s. w. kommen in dem Leben des Barbaren nur selten vor, und sein Weib findet daher keine Motive, zu befehlen, wenn sie auch wollte. Sie kann sich des Mannes nicht so, wie bey gebildeten Nationen, bemächtigen, da die Faden einer gegenseitigen Verbindung so einfach und so schlaff sind, folglich der Mann meistentheils nur sich dem Weibe, nicht als ein biegsames, sondern als das stärkere Wesen, nach seinem Naturgefühle zeigt. Man könnte also auch sagen: der Barbar ist der Herr seines Weibes, nicht nur aus Uebergewicht seiner körperlichen Kraft, — sondern auch wegen seiner größern sittlichen Entfernung vom Weibe, die jedesmal nur durch Cultur dem Manne näher verwandt, und dadurch aus ihrer natürlichen Sclaverey gehoben wird.

Herrschaft der Weiber unter den Negern.

Gegen so viel Documente einer barbarischen Weibersclaverey unter ganz rohen, oder auch nur halb gebildeten Völkern treten aber doch wiederum so viele andere Beweise einer gewissen Weiberherrschaft unter jenen Nationen, oder doch wenigstens ihres großen Einflusses auf die Leitung ihrer Männer und Familien hervor, daß es dem Anthropologen wirklich schwer wird, zu entscheiden: ob nun auch der Mann gewiß im Allgemeinen so herrsche und tyrannisire, als es uns die sentimentalen Reisebeschreiber, bis zum höchsten Grade des Entsetzens, abgebildet haben. Außer den oben angeführten Gründen, warum die Frauen roher Nationen ihre Subordination unter ihre Hausdespoten viel weniger empfinden, als wir es bey der Weichlichkeit unserer Sitten, und der Tändeley unserer Galanterie, und den neuen Paradoxien, die Frauen in die Staatsrechte des Mannes hinaufzuschrauben, begreifen können, — hätten sich doch alle jene Reisebeschreiber gehörig umsehen und unterrichten sollen, — daß der Mann wegen seiner gan-

zen innern Oeconomie [auch ohne alle Liebe], schon aus Bedürfniß das Weib nimmer ganz unterdrücken wird, — daß die Natur ein Geschlecht so gut, wie das andere, erhalten will, — daß der Mann die Gesetze dieser Natur nicht aufheben kann, — daß er, wie bey dem Thiere, eher sein Geschlecht, als das weibliche angreift, — kurz, daß er ohne das Weib nicht leben kann, wenn er auch vielleicht ohne sein Geschlecht leben könnte.

Es ist daher in der Geschichte der Herrschaft des Mannes gewiß nicht überflüssig, unter jenen halb und ganz wilden Nationen die Achtung kennen zu lernen, welche er dem Weibe erzeigt, — gesetzt, daß diese Achtung auch bisweilen nur aus der Furcht hervorgehen sollte. Denn hierinn ist der Wilde, wenn seine Frau ihn an Klugheit übertrifft, dem feinsten Europäer gleich, wenn dieser seiner gescheidtern Frau keine Selbstkraft entgegensetzen kann. Die folgenden Erzählungen mögen es beweisen, wie viel die Weiber überall gelten, und sich geltend zu machen suchen. — Eins der auffallendsten Beyspiele hiervon ist die Gewalt, welche man den Prinzessinnen der Negerkönige eingeräumt hat, und die Alles

übertrifft, was wir in Europa von irgend einer despotischen Weiberherrschaft kennen. —

Diese souverainen Damen können sich aus ihrem Volke einen Mann wählen, welchen sie wollen. Diese Männer sind die eingeschränktesten Sclaven ihrer Frauen, und dürfen durchaus, nach den sonstigen Landesgebräuchen, sich keine Beyschläferinn halten. Natürlicherweise haben die Negerprinzen kein großes Verlangen zu solchen sclavischen Verbindungen, und selbst die gemeinsten Neger fürchten sich, einer solchen Despotinn als Gatten anzugehören. Indeß darf keiner bey Verlust seiner Freyheit, oder seines Lebens, eine solche Ehre ausschlagen. Anstatt, daß diese verheiratheten Prinzessinnen ganz (auch in Absicht der Liebe) nach ihrer Willkür leben dürfen, so ist es im Gegentheil ihren Männern nie erlaubt, irgend ein anderes Frauenzimmer nicht einmal anzusehen, geschweige sie zu berühren. So wie die Perser ihre Frauen, wenn sie ausgehen wollen, in verschlossene Käfige sperren; eben so sind die Männer der Negerprinzessinnen stets mit starken Bedeckungen umgeben, die alle Frauenzimmer mit Androhung des Todes verjagen. Die

min=

mindeste Untreue des Gatten würde ihn selbst jedesmal das Leben kosten. Oft werden diese Unglücklichen, die einer solchen Tyranninn gefallen, unvermuthet von der Seite ihres geliebten Weibes gerissen, und dürfen, wenn sie auch von der Prinzessinn verstoßen wurden, nicht einmal ohne Erlaubniß des Regenten zu ihrer Gattinn zurückkehren. — Einen solchen sclavischen Gehorsam sind ebenfalls die Männer der Priesterinnen in Whida schuldig. Kein Mann darf diesen Priesterinnen etwas befehlen, und sie würden ihren eigenen Gatten, ohne jemanden verantwortlich zu seyn, bey der geringsten Verletzung ihrer Ehre hinrichten dürfen. Die geringste Sclavinn, die zur Priesterinn erhoben wird, besitzt über ihren Mann jenes schreckliche Recht, und er ist verbunden, ihr in knieender Stellung, wie einer Königinn, aufzuwarten. — Eben so despotisch, ohne alle weibliche Humanität, herrschen nun vollends die Negerköniginnen, und stehen oft an der Spitze der wildesten Völker. Um ihre königliche Macht sicher und ungetheilt zu erhalten, vermählen sie sich selbst nicht, sondern begnügen sich mit Liebhabern, die sie willkürlich verstoßen, oder

vernichten können. Damit es auch keinem ihrer Söhne oder Unterthanen einfalle, sich des Thrones zu bemächtigen: so haben sie das Gesetz gemacht, daß nur ihre Töchter oder die nächsten weiblichen Verwandten in der Regierung folgen dürfen.

Eine dieser Negerköniginnen war es, unter deren Anführung das wildeste africanische Volk, die Gager, die größten Eroberungen machten, und von ihr mit einem sclavischen Gehorsam die blutigsten und unmenschlichsten Gesetze annahmen. Eine Königinn war es, welche den Befehl gab, keinem Feinde Gnade widerfahren zu lassen, sondern sie alle zu erwürgen, — dann ihr Blut zu trinken, und sich von ihrem Fleische zu sättigen; ferner, daß bei Todesstrafe kein Weib im Lager niederkommen, daß keine Zwillinge, keine Kinder mit natürlichen Gebrechen, und überhaupt keine Söhne aufgezogen werden sollten, — und daß, wenn auch einige dieser Schlachtopfer der Aufmerksamkeit dieser Gesetze nach der Geburt entrückt würden, — diejenigen wenigstens ohne Gnade umgebracht würden, denen zuerst die obern Zähne ausbrächen, weil das Volk der Gager durch

solche Personen dereinst würde vernichtet werden. Um ihren Kriegern und Kriegerinnen dieses unnatürliche Gesetz zu empfehlen, ließ sie im Angesicht des ganzen Heeres ihren einzigen, noch saugenden Sohn bringen, warf ihn in einen Mörser und zermalmte ihn ohne einen Ausdruck mütterlicher Rührung. Als der Körper des unschuldigen Kindes in eine unförmliche Masse zusammengestoßen war, setzte sie dieselbe mit Kräutern, Pulvern, Blättern und Oelen vermischt, auf ein Feuer, und bereitete eine Salbe daraus, welche sie, wie die Tyranninn versicherte, unverwundbar machen würde. Dieses schrecklichste aller Beyspiele weiblicher Grausamkeit — fand Beyfall; man zerstieß im ganzen Lager die neugebornen oder unerwachsenen Söhne, und behielt diese blutige Sitte viele Jahre lang bey. Unter den Negerinnen, die Cavazzi taufte, gestanden einige mit Thränen, daß sie fünf, andere, daß sie sieben, noch andere, daß sie zehn Kinder mit ihren eigenen Händen umgebracht hätten. *)

*) Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts. I. S. 79. u. f.

Die Achtung, welche die Malabaren ihren schwangern Frauen bezeigen, hat sogar etwas Zartes und Feyerliches, und könnte den feinern Europäern zur Vorschrift dienen. Nicht nur der Mann einer Schwangern, sondern auch ihre Aeltern, Verwandten und Nachbarn, interessiren sich für ihre Gesundheit, und ihr Wohlseyn auf die liebreichste Art. Sie betrachten die Schwangerschaft als einen ausgezeichneten Beweis von den Segnungen der Reichthumsgöttinn Lakshmi, die ein Symbol von der Fruchtbarkeit der Erde ist. Wenn sich eine Frau im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft befindet, wird ihr zu Ehren eine besondere häusliche Feyerlichkeit veranstaltet. Man errichtet nähmlich im Vorhofe der Dame eine Laube, die aus Zweigen, Blättern, Blüthen des Cocosbaumes besteht. Dann schickt ihr Mann allen ihren Verwandten und Freunden Betelblätter zu, und läßt sie zu diesem häuslichen Feste freundlichst einladen. Sobald die ganze Gesellschaft in der Laube versammelt ist, bringt man den Göttern auf einem Pananasblatte abgesottenen Reis, einige Stück Feigen, und etwas Zukker zum Opfer dar, so daß das Ganze einer Liba-

tion ähnlich sieht. Die Götter sollen hierdurch bewogen werden, für die Erhaltung des Kindes und der Mutter, besonders in den letzten Monaten, zu wachen. Hierauf hängt man der schwangern Frau, welche ihren Ehrenplatz mitten in der schönen Laube hat, einen Blumenkranz um, und stellt eine Schüssel mit aufgelößtem Safran und Kalk vor sie hin, wodurch die einfältigen Barbaren die bösen Geister zu vertreiben glauben. Eben deßwegen nehmen alle Weiber bey dieser Feyerlichkeit jenes Gefäß nach der Reihe in die Hand, und fahren damit der schwangern Frau dreymal vor dem Gesichte hin, um die Zaubermittel, welche der Dame oder dem Kinde schaden könnten, unwirksam zu machen. Darauf bringen ihre Freundinnen einen andern Napf mit etwas Milch und verschiedenen darinn liegenden Münzen herbey, und legen davon ein Geldstück nach dem andern der Frau zwischen die Schultern, um für sie den Segen der Lakshmi zu erflehen.

Der Barbar erlaubt, bey allem seinen Despotismus gegen das Weib, ihm sogar mancherley Freyheiten, Rechte und Vergnügungen, und selbst eine gewisse Ausgelassenheit, die wir

unsern Frauen nicht gestatten. Es liegt auch schon in unserer Natur, wenigstens das junge Weib bey zärtlichen Anträgen und Versicherungen unserer Treue durch Liebkosungen zu gewinnen, wenn sie auch als Sclavinn gekauft wäre. Selbst viele Thierarten machen den verliebten Antrag an das Weibchen mit einer gewissen Zärtlichkeit, und der Mann thut dieß bey allen Nationen zum Wahrzeichen, daß ihm das Weib etwas werth sey. Wir wollen hier nicht einmal von jenen unnatürlichen Freyheiten reden, die der Mann bey mehrern Völkern der Frau gestattet, — sich jedem andern preis zu geben, oder wie bey den Kamtschadalen, wo der Bräutigam den Schwiegerältern beißende Vorwürfe macht, wenn man ihm die Tochter als Jungfrau überliefert; wir reden nur von den allgemeinern Freyheiten des weiblichen Geschlechts, die der Mann dem Weibe zugesteht, oder sie gutmüthig genug nicht zu bemerken scheint. — So will es die Natur, wenn auch diese Erlaubniß seltener aus Hochachtung gegen ein gleiches Vernunftwesen, als aus Schwäche und Ueppigkeit des männlichen Charakters hervorgehen sollte. — Unter allen Natio-

nen herrschen die Wollüste, die Sinnlichkeit, die Geschlechtsliebe, die Galanterie, die Liebeshändel, die Eindrücke der weiblichen Schönheit; Mädchen, die sich den öffentlichen Vergnügungen widmen, Tänzerinnen, Schauspielerinnen aller Art, auch da, wo die Frauen eingeschlossen sind, wie z. B. in Persien, wo die öffentlichen Mädchen sogar unter einer Autorität der Regierung stehen: so daß zu Chardin's Zeiten zu Ispahan allein 14,000 solcher Geschöpfe eingeschrieben waren, und alle Volksfeste durch ihre verführerischen Tänze gleichsam die Weihe empfingen.

Liebesintriguen der Türkinnen u. s. w.

Richtet man seinen Blick auf das innere häusliche Leben der Orientalerinnen: so findet man dort keine allzugroße Beschwerlichkeiten, worunter das weibliche Geschlecht erliegen müßte, als etwa die eiserne Eifersucht der Männer; aber auch diese wissen die dortigen Frauen gar oft zu täuschen, und sich an ihr durch geheime, aber desto süßere Genüsse zu rächen. Olivier sagt: die Weiber in geringern Ständen überlassen sich unter den Türken mit ziemlicher Leichtigkeit den

Männern. Unter den Angesehenern kennt man, wie in Europa, die verliebten Intriguen. Die Frau thut jedesmal die ersten Schritte. Wenn sie einen wohlgebildeten Mann erblickt: so werden durch dienstfertige Matronen leicht Zusammenkünfte verabredet, wenn sie sich durch diese vorher erkundigen lassen, ob jener kommen will. Man benutzt eine Abwesenheit des Mannes, oder wenn er in der Moschee betet; die Zusammenkünfte werden wiederholt, der Geliebte auch wohl als Frau verkleidet, und wohl gar durch treue Sclavinnen zur Dame in das Bad geführt. In den großen türkischen Städten giebt es eine Menge Jüdinnen und Armenierinnen, welche Galanteriewaren in die Harems zum Verkauf bringen, und bey dieser Gelegenheit sich zur Anspinnung geheimer Liebeshändel leicht gebrauchen lassen. Da die Weiber selten schreiben können: so unterhalten jene Matronen die Correspondenzen durch die Anordnung der Blumen eines Bouquets, die Wahl der Farben und andere verabredete Zeichen. Vorzüglich in Syrien und Aegypten ist die Kunst, sich durch Blumen verständlich zu machen, zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß zwey

Liebende das thätigste Einverständniß mit einander haben können, ohne die Aufmerksamkeit eines eifersüchtigen Gatten zu reizen, oder sich den spähenden Blicken ihrer Wächter zu verrathen. *)

Die berühmte und feine Menschenbeobachterinn, Lady Montague **), drückt sich über die Galanterie der türkischen Damen sehr naiv aus. „Sie begehen, sagt die muntere Engländerinn, nicht weniger weibliche Schwächen, als wir christlich getauften Weiber, und ich kann mich des lauten Lachens nicht enthalten, wenn unsere Reisebeschreiber sie so häuslich und züchtig abbilden. Sie genießen, fährt sie fort, eine größere Freyheit, als die Christinnen. Sie sind zwar bis an die Augen wie ein Gespennst verhüllt, und keine Mannsperson darf es wagen, sie auf der Straße zu berühren, oder ihnen nur zu folgen; da aber alle Türkinnen von der geringsten Sclavinn bis zur vornehmsten Dame einerley verhüllenden Anzug tragen: so können die eifersüchtigsten Ehemänner durch diese Masquirung gar leicht hintergangen werden; und da sie diese Verhül-

---

*) G. A. Olivier Reise. 1ster Theil, Wien 1802. S. 130. u. f.

**) In ihrem 29sten Briefe ihrer Reisen.

lungen nie ablegen: so treibt hierunter die Galanterie ihr freyes Spiel. In den Boutiken der Juden werden Liebesbündnisse und Rendezvous genug verabredet, und für Geld kann man in der Türkey Alles haben. Auch lassen die Damen ihre Anbeter gewöhnlich in einer tiefen Unwissenheit, wer sie sind, und genießen die heimlichen Momente so verschwiegen, daß ein Liebhaber seine Schöne oft nach einem monatlangen Umgange noch nicht kennt, und diese glücklichen Sterblichen, wie die Lady jene Männer nennt, nicht einmal den Nahmen ihrer Göttinnen wissen. Sie können leicht urtheilen, schreibt sie an ihre Freundinn, wie klein die Anzahl getreuer Weiber in einem Lande seyn muß, wo die Schönen nichts von der Schwatzhaftigkeit ihrer Anbeter zu fürchten haben, und wo man, wie die Türkinnen, nichts von den Bestrafungen der Sünde in einem andern Leben weiß." Kurz, sie hält diese Weiber für die einzigen freyen Wesen in der Welt, vornähmlich dann, wenn sie den Männern ein ansehnliches Heirathsgut mitgebracht haben, und dieser, um zu leben, die Unabhängigkeit seiner Gattinn nicht einschränken darf. „Ist er auch

einmal seiner theuren Ehehälfte überdrüssig: so schleicht er schüchtern und verborgen in den entlegensten Winkel des Hauses zu seiner Maitresse, und überläßt die Hausdame ihrer eigenen Freyheit. Genug, es ist alles so, wie bey uns."

Eine Mahomedanerinn hält ihr eingezogenes Leben selbst nicht für etwas Lästiges, weil es zum guten Ton gehört, daheim zu bleiben, und dem orientalischen Müssiggange zu leben. Das Gesetz befreyet sie sogar von der Verbindlichkeit, die Moschee zu besuchen. Ihre Vergnügungen hängen von ihr selbst ab, und ihre Pflichten sind höchst unbedeutend. „Ihrem Manne zu gefallen, sagt Olivier, allenfalls für ihre Kinder zu sorgen, sich sehr viel mit ihrem Putz, und so wenig als möglich mit der Wirthschaft zu beschäftigen; in den vorgeschriebenen Stunden ihre Gebete zu verrichten, und Besuche von ihren Freundinnen anzunehmen, oder in dem Bade ihrer Sinnlichkeit zu pflegen, — dieß sind die einzigen Pflichten einer Mahomedanerinn. Ihr reitzendster Genuß besteht darinn, von Zeit zu Zeit eine Tasse Caffee in der einen Hand, und eine Pfeife Taback in der andern zu halten, und bald den wohlriechenden

Dampf des einen, bald das feine Oel des andern hineinzuschlürfen, ihre kostbaren Juwelen und reichen Gewänder vor ihren Freundinnen schimmern zu lassen, und in einem weichlichen Nichtsthun auf ihren üppigen Polstern zu liegen. Ein Türk muß sehr dürftig seyn, wenn er nicht wenigstens einige Sclaven für seine Frau halten kann, damit sie ja in ihrem Müssiggange augenblicklich bedient werde, und diese muß wenig Geschicklichkeit besitzen, wenn sie nicht in kurzer Zeit den größten Theil des Vermögens ihres Mannes in Kleider und Juwelen verwandelt.

Tavernier *) erzählt von den Comaniern und Circassiern einen Originalzug männlicher Nachsicht und Toleranz gegen die Frauen, welcher ihren Vergnügungen die größte Freyheit gestattet. Wenn dort ein Frauenzimmer in einem Liebeshandel verwickelt ist, und sie von ihrem Ehemanne sogar mit ihrem Anbeter ertappt werden sollte: so geht der Erstere ruhig und stillschweigend zur Thür hinaus, und macht der Dame des Hauses nie einen Vorwurf über das Geschehene. Die

*) Voyages. Tom. I. p. 379. u. f. à Paris 1678.

Frau ist dagegen ihrerseits eben so wenig eifersüchtig, und erlaubt ihm gern seine Galanterien. Auch ist dort eine Frau desto geachteter, je mehr begünstigte Liebhaber sie zählt, und bey ihren kleinen weiblichen Gezänken wird den Häßlichern gemeiniglich der Vorwurf gemacht, daß es ihnen an Anbetern fehle. Eben so bequeme und nachsichtige Männer sind die Bewohner der kleinen Tartarey, einmal weil sie von Natur so wenig eifersüchtig sind, zweytens weil sie gemeiniglich auf der Jagd und mit ihren Heerden herum streifen, und ihre Weiber alsdann daheim einen freyen Spielraum ihrer zärtlichen Verbindungen behalten.

Die Frauen der Habessinier leben fast ungebundener, als die europäischen Damen, — und bedienen sich auch wegen der geringern Eifersucht der Männer dieser Freyheit in mancherley Formen. Die Vornehmern dürfen, wenn sie wollen, aus ihren Häusern gehen, und sogar bey fremden Männern Besuche ablegen. Die Weiber und Töchter der Geringern schlafen ohne Unterschied mit Männern und Jünglingen in Einem Zimmer zusammen. Die Weiber der Hindus sind auch

an öffentlichen Oertern lange nicht so verhüllt, wie die übrigen Morgenländerinnen. Viele gehen mit offenen Busen, oder auch bis an die Hüften unbedeckt einher. An vielen Orten findet sogar die Gemeinschaft der Weiber Statt, und noch häufiger werden den Göttern des Landes und den Priestern die Jungfrauschaften zum Opfer gebracht. Auch in Ceylon können die Weiber ungestraft und öffentlich sich mit Männern unterhalten. Die Mingrelischen und Circassischen Weiber sind um desto geschätzter, je mehr Liebhaber sie zählen. Männer und Weiber essen gemeinschaftlich in Gesellschaft des ganzen übrigen Hausgesindes. Wenn ein Mingrelier seine Frau im Ehebruch ertappt: so läßt er sich von dem Ehebrecher ein Schwein geben, das er mit dem Buhlen der Frau und ihr selbst friedlich verzehrt. Auf dem Caucasus leben Mädchen und Weiber von ihrer ersten Kindheit an gleichfalls in einer nur zu freyen Ungebundenheit *). Türkische und Persische Bräute aus königlichem Geblüt verlangen, daß ihr Gemahl keine andere Frauen habe,

*) Meiners Geschichte I. in mehrern Stellen.

und keine Beyschläferinnen halte. Diese Enthaltsamkeit muß der Geliebte beobachten, wenn die Braut auch noch ein Kind, oder sehr alt ist, oder noch so weit von ihm entfernt lebt. Man vermählt oft Sultanninnen von vier bis fünf Jahren mit reichen Pascha's, welche die unmündigen Bräute mit ungeheuren Kosten ernähren müssen. — Ein Sultan Ibrahim verheirathete drey von seinen Töchtern in einem unreifen Alter, daß eine derselben viermal Wittwe wurde, ehe sie die Jahre der Mannbarkeit erreichte. Diese Sultaninnen verschwenden gemeiniglich in einem unsäglichen Luxus die Schätze, welche ihre Männer als Statthalter von unglücklichen Unterthanen erpressen.

Es giebt Nationen, deren Weiber sogar die Männer schlagen und mit weiblicher Kraft zu ihren Pflichten anhalten. „Kommen die Huswanas in Afrika von ihren Streifereyen ohne Beute wieder, dann sind die Weiber durch eigenen Hunger und durch das Geschrey ihrer hungrigen Kinder erbittert, gerathen in Wuth, und lassen es nicht an Vorwürfen, Schelten und Drohungen fehlen. Sie wollen weg, wollen ihre muthlosen

Männer verlassen, und sich andere suchen, die thätig sind, ihre Weiber und Kinder zu ernähren. Endlich, wenn sie Alles herausgestoßen haben, was Wuth und Verzweiflung eingiebt, machen sie ihre Keuschheitsschürze los, und schlagen den Männern damit einmal über das andere in das Gesicht. Unter allen Beleidigungen ist denn dieß für die Männer freylich die schimpflichste, und können sich dabey nicht länger halten; sie gerathen in Wuth, setzen ihre Kriegsmütze auf, — gehen dann wie rasend davon, und kommen nicht eher wieder, bis sie einiges Vieh für den Haushalt mitbringen können. Bey ihrer Rückkehr gehen ihnen die Weiber entgegen, und danken durch Liebkosungen dem männlichen Muthe. Nun denkt man an weiter nichts, als an Belustigungen und Gastereyen.“ S. Le Vaillant mehrmals erwähnte Reise.

Unter den Eingalesern [den unterhalb der Gebürge wohnenden Barbaren in Ceylon] ist die weibliche Keuschheit keinem Gesetze der Ehre unterworfen, — sondern ein gemeinschaftliches Gut, womit das andere Geschlecht willkürlich verfahren darf. Nach Knoxens Bericht herrscht dort

die

die zügellose Volkssitte, — daß ihre Weiber und Töchter sich ohne Bedenken den Umarmungen der Männer hingeben dürfen, und wenn sie nur von derselben Caste sind: so findet man in diesen Vermischungen nichts Unanständiges, und den jungen Männern ist's völlig gleichgültig, ob sie bei der Verheirathung ihre Bräute als Jungfern umarmen oder nicht. Hugh Boyd macht hierbey in seiner Gesandtschaftsreise nach Ceylon die Bemerkung: „daß unter einer Nation, worunter keine öffentlichen Beyschläferinnen öffentlich geduldet werden, — die weibliche Schwachheit unzähligen Gefahren ausgesetzt sey, und daß daher die Sitten der Weiber, wenn sie nicht jenes hohe Ehrgefühl haben, das ihr natürlicher Wächter ist, ihrer scheinbaren Sittsamkeit ungeachtet, nothwendig äußerst locker seyn müssen." *). Auch hier wird, so wie im ganzen Orient, die Liebe nicht bey ehelichen Verbindungen befragt, — und diese Leidenschaft richtet sich dann mit einer schlaffen Willkür überall so ein, wie es ihre Grillen,

*) Herausgegeben von L. D. Campbell. Aus dem Engl. Hamb. 1802. S. 41.

— wie es das heisse Clima und die Schwächen — weibischer Männer selbst erlauben.

Kinderliebe unter barbarischen Nationen.

Die harten Behandlungen der Kinder, welche diese unter wilden Nationen von ihren Vätern ertragen müssen, — sind denn doch auch so fürchterlich nicht, — wenigstens nicht so allgemein, als sie uns beschrieben werden. Die Natur läßt den Menschen nie so weit ausarten, daß er sein eigenes Fleisch und Blut vertilgen oder zermartern sollte. — **Vater- und Mutterliebe** herrscht als ein heiliges Gesetz der Geschlechtserhaltung durch die ganze Natur, — und man könnte sagen: sie sey einer der schönsten und unverweslichsten Keime, aus welchem die Menschheit hervorgeht und hervorstrahlt. — Die Natur hat ihre höher stehenden Geschöpfe, die Menschen, zur Erhaltung ihrer Species nicht bloß wie das Thier an den Instinct gewiesen, sondern sie hat auch für sie die Herzen und Gefühle geschaffen, damit der Mensch selbst auf der niedrig-

sten Stufe seiner Cultur der Schutzengel seines Geschlechts sey und bleibe. Gerade dieß ist der höhere Standpunct seiner Menschenwürde, selbst unter den rohesten Nationen; — sein Herz spricht in tausend vernehmlichen Lauten noch da seine Humanität aus, wo sein Verstand sich nur wenig von der mechanischen Thierheit zu entfernen scheint. Auch die Wilden kennen den süßen Vater= und Mutternahmen, und diese zarte Sympathie giebt den Kindern unter ihnen sogar hier und da Vorrechte über ihre Aeltern, die ihnen kaum die verzärteltste Erziehung einer empfindsamen deutschen Mutter gestatten würde *).

*) De la Loubere macht in seiner Beschreibung des Königreichs Siam die sonderbare Bemerkung: daß die Siamesen allerley Manieren mit den Affen, auch sogar die Liebe, welche die alten Affen für ihre Jungen äußern, gemein haben. Die Siamesen haben eine auffallende Zärtlichkeit für alle kleine Kinder, es mögen die ihrigen oder fremde seyn. Selbst der König ist immer von ihnen umgeben, und erzieht sie mit Vergnügen bis in das achte Jahr; so wie sie aber nachher ihre kindische Art verlieren, — hört auch seine Gunst gegen sie auf, und es werden ihm neue jüngere Kinder zugeführt.

Es läßt sich kaum denken, daß der Wilde seine Töchter an ihre künftigen Gatten verkaufen sollte, um sie absichtlich elend zu machen, sondern er thut es darum, weil diese Gewohnheit seit undenklichen Jahren unter seinem Volke herrschte, weil seine Mutter und Großmutter gleichfalls verkauft wurden, weil er ferner überzeugt ist, daß sich ein junges Weib durch die Liebkosungen des jungen Mannes gar leicht in ihren Stand findet, und weil durch Nachgeben und Entgegenkommen des Weibes selbst der Barbar menschlicher und geschmeidiger wird. Jene Sitte ist auch um so natürlicher, da der Wilde, bey einer zahlreichen Familie, und doch zugleich bey einem dürftigen Boden, und einer oft wirklichen Bettlerarmuth, seine Töchter so bald als möglich zu versorgen sucht, indem er ihnen einen rechtmäßigen Ernährer, — einen Mann giebt; nicht zu gedenken, daß ein junges Mädchen überall sich nach einem eigenen Haus- und Mutterstande sehnt, und unter Naturmenschen die gezwungenen Ehen vielleicht seltener, als unter Gebildeten vorfallen mögen.

Die Grönländer geben nach Cranz Berichte

niemals wider den Willen ihrer Töchter ihre Einwilligung, sondern sie lassen dieselben für sich handeln, und erlauben nur, daß ihre schamhaften Ziererereyen bestraft werden, wenn sie es zu arg machen. — Die Kamtschadalen haben ihre Kinder gemeiniglich so affenlieb, daß diese sogar das Regiment im Hause führen, die Aeltern nach Gefallen ausschmälen dürfen, und ihnen gleichsam alle älterliche Gewalt streitig machen. Die Kinder nehmen das, was sie finden, ohne zu fragen; sie ziehen sogar ihre Aeltern nicht einmal zu Rathe, wenn sie sich verheirathen wollen. Die Macht eines Vaters und einer Mutter kommt nur darauf an, daß sie zu dem Liebhaber des Mädchens sagen: „berühre sie, wenn du kannst," — und von nun an macht die Schöne selbst die fast unerbittliche Spröde. Die Geliebte wird wie eine Festung in so viel Wämser, Beinkleider, Fäden und Riemen eingehüllt, daß die arme Creatur sich kaum bewegen kann. Wenn sie nun endlich einmal der heiße Liebhaber allein, oder nur schwach begleitet antrifft, fällt er wie ein wüthendes Thier sie an, reißt ihre Kleider und Bänder, worinn die Puppe fest eingewickelt ist,

herunter, und bereitet sich durch seine Hand den Triumph der Berührung, wozu ihm die Aeltern selbst den Wink gaben. Hat er sein Ziel erreicht, und hat ihm das Mädchen selbst in einer klagenden und zärtlichen Stimme ihre Eroberung eingestanden: so ist sie sein, und er führt sie als Frau in seine Wohnung. Oft aber geschiehet dieß, nach Steller's Bericht, erst nach mörderischen Anfällen, und ein Mädchen kostet oft einen mehrjährigen Kampf, ehe es überwältigt wird. Die Frauen, welche es vertheidigen, fallen über den Angreifer mit gräßlichem Geschrey und starken Schlägen her, reißen ihm das Haar aus, zerkratzen ihm das Gesicht, und werfen ihn zuweilen von den Balaganen herunter. Der zerquetschte, zerprügelte, mit Blut und Wunden bedeckte Freyer läßt sich wieder heilen, fängt den schmerzlichen Kampf von neuen an, und ruhet nicht eher, bis ihm das Mädchen den Zuwink ihrer überwundenen Schamhaftigkeit giebt. Aber auch dieß ist noch nicht genug; er darf den gefährlichen Liebeskampf nicht einmal anfangen, ohne die älterliche Erlaubniß zu haben. Um daher die Herzen der Familie zu rühren, gehet er

in die Wohnung des Mädchens, und dienet da eine Zeitlang wie der gemeinste Knecht. Gefallen seine Dienste nicht: so sind sie gänzlich verloren; hat er aber die Aeltern einmal gewonnen: so wird ihm das Wagestück obengenannter geheimer Berührung gern erlaubt.

Die Persischen Mädchen erlauben sich, bey aller knechtischen Eingezogenheit ihres Geschlechts, ähnliche Freyheiten. So lange sie unverheirathet sind, und ihnen ein oder mehrere Liebhaber die Aufwartung machen, genießen sie sogar große und bey uns unerhörte Vorrechte. Ohne Bedenken befehlen sie jenen — tagelang vor der Aeltern Hause zu stehen und Verse auf ihre Schönheit, und ihre übrigen jungfräulichen Vollkommenheiten herzusagen. Selbst unter den Tartaren haben die Mädchen die Freyheit, den ihnen vorgeschlagenen Bräutigam zu wählen oder nicht. — Man fragt sie nähmlich in Gegenwart ihrer Verwandten und anderer Personen: ob sie den und den jungen Manne gut sey, und ihm als Frau angehören wolle? Ihre beifällige Antwort entscheidet den ganzen Handel;

— der Priester wird gerufen; — ein Gebet verrichtet, und dann das junge Paar hinter einen Vorhang gestellt, um nähere Bekanntschaft mit einander zu machen. Kann der junge Mensch die Kaufsumme für das Mädchen sogleich entrichten: so führt er die Braut heim; — kann er dieß nicht auf einmal abtragen: so bleibt die Geliebte so lange bey ihren Aeltern, bis Alles berichtigt ist. Indessen hat der Bräutigam das Recht, seine Schöne von Zeit zu Zeit heimlich zu besuchen, — welches bey ihnen „an den Busen" gehen heißt; — denn nur bis auf dem Busen der Braut, aber weiter nicht, darf sich die Freyheit des Bräutigams erstrecken. Selbst wenn ein Tartar mehr als Eine Frau heirathet, ist er, nach seinen Religionsgesetzen, streng gehalten, keinen Unterschied unter seinen Weibern zu machen, sondern sie Alle gleich zu halten. Denn, wenn eine Frau wegen der schuldigen Abwechselung im Ehebett, oder wegen anderer harter Begegnung von Seiten ihres Mannes Klage anbringt: so bestraft die Geistlichkeit den Mann, nach Vorschrift des

Korans, mit Prügeln, auch wohl mit der Peitsche *), um ihn an seine Pflichten zu erinnern.

---

*) J. Lepechin Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs in den Jahren 1768—1769. Erster Theil. Altenb. 1774. S. 111 u. f.

Zweyter Theil.

Der Mann, des Weibes Herr, auf den Stufen der Cultur.

Abhängigkeit des Weibes von dem Manne in der cultivirten Societät.

Der Mensch, sagt man, ist ein höheres Wesen auf höhern Stufen seiner Bildung; der cultivirte Mensch gleiche nicht mehr dem Barbaren; die wilde Natur des Sinnlichen sey in ihm zerstört, und das Geistige, das Ideale in ihm wundersam herausgehoben. Seine Bedürfnisse des physischen Lebens wären durch das Gefühl eines höhern Seyns in ihm vermindert, und größere Ziele und

Zwecke führten ihn über das Irdische hinaus. Nur zu seiner thierischen Erhaltung wären ihm die Organe verliehen; mit diesen tappe er so lange im Dunkeln, bis ihn das Licht der Cultur begeistere, und ihn durch das Bewußtseyn seiner höchsten Bestimmung vollende. — Auf die Art repräsentire der Mensch das höchste Wesen durch die Wunder seiner Erziehung, und der cultivirteste Mensch sey zugleich in allen seinen Prädicamenten der beste. Seine Natur sey ewige Perfectibilität, und obgleich in dieser Einrichtung alle seine Fehler durch einen Mißgriff seiner Tendenz lägen: so reiße ihn doch der stille Hauch der Cultur mit sich fort, und mache ihn zum Wiedergeborenen. — Endlich werde auch die ganze Menschheit diesen erstaunlichen Flug nehmen; alle Geister würden sich in den schönen Regionen des Lichts berühren, und das Schöne und Gute würde die Gesetzgebung aller Zeiten und aller Geschlechter werden.

Wenn man diese Ideen für einen lieblichen Traum hält: so scheinen dagegen die folgenden desto gegründeter zu seyn, weil sie bisher von allen raisonnirenden Köpfen als Thatsachen benutzt

und interpretirt worden sind. — Wir lassen uns vorläufig auf keine Entscheidung der Sache ein, sondern referiren nur ohngefähr das, was sich die Cultur als ein Verdienst gegen das weibliche Geschlecht zuschreibt, — die verminderte Regentschaft über sie. Man kann sich kein freundlicheres Gemählde als diese liebe und liebliche Cultur denken, welche dem Weibe so hold ist, während die cultivirtesten Männer so oft ihre Tyrannen sind. Sobald der Mann, sagen die Culturfreunde, aus dem rohen Stande der Natur heraustritt, der Mensch menschlicher, sinniger und geselliger wird, das Thier in ihm stirbt, und das Weib seine Freundinn werden kann: so behandelt er auch sie selbst menschlicher und herzlicher; er betrachtet sie nun nicht mehr als ein materielles Eigenthum, was er nach Laune und Willkür wegschicken darf, sondern als eine zarte und liebe Natur, die seinem Herzen anvertrauet ist, wenn sie zu seinem Herzen sprechen kann. Sie erscheint ihm nun nicht mehr bloß unter der lockenden Form des Bedürfnisses, nicht als ein Weib seines Harems, sondern als ein theilnehmendes, liebevolles und schätzbares Wesen, das

den Mann wirklich bilden und veredeln soll, — indem es ihn wirklich liebt. Er macht zwar die Bemerkung so gut, wie der Wilde: daß das Weib schwächer als der Mann organisirt sey; aber im Culturstande macht er keinen Mißbrauch von dieser bemerkten Schwäche.

Er fühlt es vielmehr mit der tiefsten Innigkeit seines Herzens, daß das Schwächere sich allein an sein inneres Gemüth unauflösbar anschließen kann, daß das Stärkere immer in einiger Entfernung von ihm bleibt, daß der Umgang zwischen zwey gleichmännlichen Seelen aller Zerstörung trotzt; aber daß er nie die Innigkeit, Zartheit und den süßen Wohllaut des Seelenvereins zwischen Mann und Weib erreicht. — Er glaubt, daß die kleinen Schwächen der weiblichen Natur zu seinem Glücke vorhanden sind, damit sich sein finsterer Ernst an ihnen auflöse, und sein Weib, das ihm bisweilen zu entschlüpfen scheint, desto kräftiger an sein Herz drücke. Die Erziehung lehrt ihn, diese Schwächen mit Liebe zu tragen, weil die seinigen gleichfalls vom Weibe getragen werden, und weil er sich wohl nicht leicht unglücklicher fühlen würde, als der Gatte

eines männlichen Weibes zu seyn. Er wird in seinem Bildungsstande eigentlich erst des Weibes Mann, indem er aufhört, ihr Regent zu seyn; denn der Mann, im edlern Sinne des Worts, respectirt den vernünftigen Willen der Frau; der Regent hat keinen andern, als den seinigen. Im cultivirten Manne neigt sich das Uebergewicht seiner Kraft zum Herzen des Weibes, als seinem lieblichsten Labsal; — im Regenten wirft es das Herz des Weibes danieder, aus dem höchst unbedeutenden Grunde, — weil er keiner Liebe fähig ist.

Aber selbst die höhern Grade der Cultur sind so verschieden, daß wir nichts als Ungleichheit der Cultur selbst sehen; unendliche Abstände zwischen Menschen, die wir alle cultivirt nennen, und wenigstens die glänzende Uniform der Cultur tragen. Es giebt sogar einen hohen Grad der Cultur, dem die Ehe lächerlich erscheint, oder die wahre Ehe nicht einmal kennt, — eine Cultur, die sittlich schlimmer und verwerflicher, als alle Uncultur ist. — Aber eine Originalspur, sagt man weiter, muß doch alle Cultur dem Menschen aufdrücken, daß, indem er selbst

liebenswürdiger wird, zugleich zärtlicher und schonender gegen das andere Geschlecht handelt, indem er gewiß dafür sorgen muß, daß er es durch einen höhern Bildungsgrad zu sich heraufziehe, durch die Kunst es sich ähnlicher mache, und durch die Sittlichkeit und den geselligen Umgang mit sich amalgamire. *) Auch dadurch nähert sich

---

*) „Durch das innere Steigen der Cultur lernte der Mensch den Menschen als das Werkzeug seiner Glückseligkeit ansehen. Durch sie entwickelte sich allmählich das erste Gesetz des geselligen Lebens, das edle Gefühl und die reizvolle Wollust, welche die Seele des Menschen erquickt, wenn er eine Handlung ausübt, wodurch die Glückseligkeit eines andern Wesens seiner Art befördert wird, indem er sich zu einer solchen entschließet, oder sich einer solchen erinnert. — So wurden nach und nach die Empfindungen der Bessern edler, ihre Leidenschaften sanfter, ihre Erfindsamkeit geschäftiger, ihr Verstand aufgeklärter. Die erweiterte und erhöhete Empfindlichkeit verstärkte immer mehr das liebliche Gefühl der größern Schönheit und der vorzüglichen Anmuth, und erzeugte die süße Regung, welche ein Herz zu einem gleichgestimmten Herzen neigt, — und das außerordentliche Vergnügen, das eine zärtliche Seele erfüllet, wenn sie sich versichert glaubt, in einer andern gleiche Flammen der Zuneigung

der cultivirte Mann dem Weibe, daß er seine Kinder als die seinen liebt; er wird nun Vater im edlern Sinne des Worts, — er verkauft und verstößt sie nun nicht mehr, weil er sie als ein Pfand der bessern Liebe von seiner Gattinn erhielt, weil sie seinem Herzen anvertrauet sind, weil er es nun weiß und fühlt, was er ihnen schuldig ist, welche große Anlagen in dem zarten Keime der Kindheit liegen, welcher Veredlung dieselben fähig sind, und welche unnennbare Freuden hieraus für edle Aeltern entspringen. Seine Kinder sind nun erst ganz sein schönstes Eigenthum

---

entzündet zu haben. Die Entwickelung dieser Gesinnungen veredelte die menschlichen Triebe, welche vorher nur körperliche Bedürfnisse gewesen waren, und machte zu einer schönen Leidenschaft, was ehemals nicht edler war, als Durst oder Hunger. So entstand unter den bessern Stämmen die feinere Liebe, eine bessere Art von Eifersucht, der Gedanke von der Sittlichkeit und von der Ordnung in dem Umgange beyder Geschlechter und die eheliche Gesellschaft. So wurde der Mensch der Ehemann seines Weibes und der Vater seiner Kinder." J. Iselin über die Geschichte der Menschheit. 4tes Buch.

thum geworden; er liebt sie wie sein eigenes Leben; er trennt sich mit tiefem Schmerz von ihnen, wenn sie der Tod oder das Schicksal von ihm fordert; er kann ihnen die größten Opfer des Fleißes, der Arbeitsamkeit und selbst der Gesundheit bringen; er könnte selbst darben und vergehen, wenn nur seine Lieblinge leben. Oft ist ihm die ganze Welt todt und verödet, wenn sie ihn verlassen; sein Herz schlug nur für sie, — in ihrem vertraulichen Kreise fühlte er die Stürme des Lebens kaum; sein Muth, seine Fassung stieg durch ihren freundlichen Anblick oft bis zum Heroismus; — es ging ein neues Daseyn in ihm auf, — er sieht sich in einer glücklichen Nachwelt fortleben, und wenn seiner lange nicht mehr unter den Lebendigen gedacht wird, tragen die Bäumchen, die er pflanzte, — köstliche Früchte, und die Menschheit ruht gern in ihrem Schatten.

Allein der Charakter des Mannes, als Herr des Weibes, ist eben so unzerstörbar, als sein Geschlecht, weil er aus dem Geschlechte hervorgehet und daraus zum Naturzweck gebildet wird. Er ist sich daher auf allen Stufen der

Cultur ähnlich, nur unter verschiedenen Modificationen und Abstufungen, worinn er bald sittlicher, bald unsittlicher erscheint. Indem er sich nähmlich nach und nach aus der Thierheit zur Geistescultur erhebt, und gleichsam ein verherrlichter Mensch wird, — geht seine Herrschaft über das schwächere Geschlecht nicht unter, sondern nimmt nur eine freundlichere Form an, — wobey er sogar ein Despot des Weibes seyn kann. Als Barbar herrscht er über sie, — wie ein Krieger mit Feuer und Schwert, mit Gefängnißstrafen und einem schrecklichen Kerkerleben, weil er sie nach Gefallen umbringen kann, und sie nur ein Gegenstand momentaner Lust für ihn ist. Der Zustand der Cultur zerbricht zwar seine Ruthen; aber er fühlt sich immer als Oberherr, — nur auf eine würdigere Art, und bey einer rationalen Gesetzgebung, vermöge welcher er sich nicht willkürlich vom Weibe trennen darf. Seine Herrschaft wird ihm nun auch nicht mehr durch die einseitige physische Stärke, sondern durch die vielseitige Pflicht geboten, und jene kann im Culturstande aufhören, ohne daß er, vermöge der Pflicht, aufhört, — das Oberhaupt des Weibes zu seyn.

A.

Jene freundlichere Form seiner Herrschaft über das Weib giebt er sich aber nicht sowohl selbst [wenigstens nicht immer], — sondern nimmt sie durch das Entgegenkommen der verfeinertern weiblichen Natur, und durch die kleinen Schwächen derselben an, wodurch sie den Mann selbst zu ihrem Gesetzgeber und Richter erklärt, — indem sie ihn zu ihrem Geliebten macht. Unter allen Gründen, warum der Mann auch im Culturstande über das Weib herrscht, steht dieser oben an, und wird die Herrschaft des Mannes gründen, so lange es noch ein Geschlecht auf Erden giebt. Im rohern Naturstande ist die Liebe weiter nichts, als ein physisches Verkehr, — und alle Reisebeschreiber, die den Menschen genau beobachtet haben, sagen, daß der Barbar nicht liebe, und auch nicht geliebt werde, so daß eine zwischen Eheleuten herrschende Herzlichkeit dort ein Unding sey. Wie könnte auch da eine wahrhafte Liebe im Weibe wohnen, wenn sie sich durchaus nur als einen Gegenstand der thierischen Lust hingeben, und dabey noch die armselige Sclavinn des Lüstlings seyn muß! Giebt

es auch da noch ein Gefallen des weiblichen Auges an der kräftigen Form des Mannes: so ist doch auch dieß nur thierischer Hang, den die Natur zur Erhaltung der Species in einzelnen Momenten weckt, — ohne daß die zartere Liebe, die nur erst durch die Sittlichkeit entstehen kann, dabey wirksam wäre.

Aber im cultivirten Weibe wacht die Liebe als die reinere Spur der Humanität auf, und begleitet sie als eine nie verlöschende, bisweilen nur unterdrückt scheinende Flamme bis an ihren Tod. Ihr erstes, stilles, leises Erwachen zur Weiblichkeit, ihr erstes jungfräuliches Bewußtseyn, ihre erste sittliche Schamröthe ist der subtile Funke einer höhern Liebe, die sie noch nicht einmal auszudrücken versteht, — aber in ihr, wie ein stiller, heiliger Instinct des ahnenden mütterlichen Gefühls, sich nach einem gleichgestimmten Herzen sehnt, — und sich fast jedes Mal die Zukunft als die schönste Entwickelung ihres Daseyns denkt. Hat sie endlich das ersehnte Herz gefunden: so giebt sich das weibliche Gemüth mit seiner gesammten Bildung, mit allen seinen Ansprüchen und Wünschen, mit der gan-

zen Fülle seiner Kraft und seines Gefühls dem Manne hin, — als ob es von nun an nichts mehr für sich behalten wolle, oder könne. Seine Persönlichkeit wird zu einer andern Person; es lebt und webt nur in dieser, es schöpft aus ihr alles Licht und allen Sonnenschein des Lebens, und sieht in ihr einen Heiligen, dem sie einen unbedingten Gehorsam schuldig sey, weil die weibliche Liebe höherer Art jedes Mal ihren Heiligen wirklich anbetet. *)

*) Psyche schildert den Zustand ihrer innigsten Liebe, nachdem sie sich von ihrem Agaton trennen müssen, auf folgende lebendige und zärtliche Art: „die Welt schien mir nun ein leerer Raum, alle Gegenstände um mich her Träume und Schatten; du und ich waren allein; ich sah nur dich, hörte nur dich; ich lag an deiner Brust, legte meinen Arm um deinen Hals, zeigte dir meine Seele in meinen Augen. Ich führte dich in die heiligen Schatten, wo du mich einst die Gegenwart der Unsterblichen fühlen lehrtest; ich saß zu deinen Füßen, und meine an deinen Lippen hangende Seele glaubte den Gesang der Musen zu hören, wenn du sprachst. Wir wandelten Hand in Hand beym sanften Mondenscheine durch Elysische Gegenden, oder setzten uns unter die Blumen stillschweigend, indem unsre Seelen in

Die weibliche Liebe ist bey aller Freyheit des Gemüths und bey ihren noch so hohen Ansichten, ja bey ihrer möglichsten Geistigkeit, doch nur eine Dependenz von dem männlichen Herzen, und sie decretirt ihre eigene Sclaverey, indem sie den Mann nicht nur gern, sondern auch mit einer fröhlichen Hingabe ihres ganzen Willens, zu ihrem Gebieter ernennt, während der Mann selbst zu ihren Füßen liegt. Der Gedanke, daß sie über ihn anders, als durch die Liebe herrsche, hat für ihr Gefühl etwas Empörendes, und sie unterdrückt daher in höhern weiblichen Naturen wirklich alle jene Symptome einer willkürlichen Herrschaft über den Mann, und überläßt Alles seinem Herzen und seiner Vernunft, gleichsam

---

ihrer eigenen geistigen Sprache sich einander enthüllten, lauter Licht und Wonne um sich her sahen, und nur unsterblich zu seyn wünschten, um sich ewig lieben zu können. Ich, die sich selbst nur für einen Theil deines Wesens hielt, konnte nicht glauben, daß wir immer getrennt bleiben würden. Die Hoffnung machte nun mein Leben aus; denn ich zweifelte nicht, ich wußte, daß du nicht aufhören konntest, mich zu lieben." Wieland's Agathon. 1ster Theil, Leipz. 1794. S. 40. u. f.

als ob es eine Ehre des Weibes sey, sich dem Manne zu unterwerfen. — Seine leisesten Winke werden für sie Gesetze, seine Wünsche heilige Befehle. Die kleinen Ausbrüche des männlichen Zorns zerreißen ihr Herz; sie würde oft gern eine Welt hingeben, um dem Unzufriedenen ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Der Herr eines solchen Herzens hat es kaum nöthig, seinen Willen zu äußern; das Weib versteht ihn bis in das Gewebe seiner leisesten Empfindungen hinein. Alle Laute seiner Denkungsart und seines Sinnes hallen in ihr wieder, und indem sie ihn gleichsam mit unsichtbarer Hand leitet, ist sie ganz seine freundliche Dienerinn; ehe der Mann noch winkt, und seine Wünsche kaum äußert, ist oft schon Alles geschehen, und nicht selten wird er durch eine Schnelligkeit des weiblichen Diensteifers überrascht, die er sich kaum denken konnte. Es ist der gebildeten weiblichen Liebe eigen, mit einem freudigen Sinne unserm Verlangen voran zu fliegen, und uns eine Zukunft zu verschönern und zu veranstalten, die oft ganz allein das Werk des Weibes ist.

Aber es ist eben so wahr, daß uns diese Innigkeit und Geschäftigkeit des weiblichen Ge-

horsams nur zu oft verwöhnt, und unsere Herrschaft durch seine Zudringlichkeit in eine willkürliche Gewalt übergehen läßt. Viele Weiber sind durch ihr schlaffes Gehorchen die Ursache ihrer eigenen Sclaverey, indem sie der Willkürlichkeit des Mannes keine Resistenz zeigen, und ihren weichen Sinn unserm Uebermuthe und unsern Launen hingeben. Wir halten dieß leicht für eine Art Charakterlosigkeit und Gemüthsschwäche, die freywillig das Spielzeug des männlichen Despotismus seyn will, und eben dadurch wird dieser Despotismus nur zu oft geweckt. Wir glauben, daß so schwache Naturen zur Sclaverey durch sich selbst bestimmt sind, weil sie es selbst so wollen. Es giebt Weiber, die jener schwachen und weichlichen Liebe getreu bleiben, wenn der Mann schon längst ein gewisses kaltes und erstarrendes Wesen gegen sie angenommen hat; es giebt Weiber, die ihre Männer bey den größten Ausschweifungen derselben lieben und entschuldigen, und ihnen sogar bey der Unlauterkeit ihres Lebens dienstfertig zu Hülfe kommen.

B.

Der Mann herrscht ferner über das Weib im

Culturstande [eben so rückwirkend, wie bey der Liebe] durch ihr Vertrauen auf seine männliche Vernunft und seinen Charakter. Die Herrschaft der Liebe verbindet sich hier mit der Herrschaft der Achtung, und eben darum ist vielleicht von Anbeginn her das Weib dem Manne getreuer und geneigter gewesen, als er es gegen sie zu seyn pflegt. — Sie kann sogar Vorzüge des Geistes und Charakters vor ihm besitzen; sie kann ihn weit übersehen, und dennoch wird sie ihm vielleicht mehr, als sich selbst vertrauen, und ohne seinen Rath nichts wagen. So siehet man nicht selten die gebildetsten und helldenkendsten Frauen nicht aus Zwang, sondern aus freyer Willkür ganz gewöhnlichen Männern gehorchen, und ihnen nachgeben, wenn diesen nur nicht alle gesunde Menschenvernunft abgeht, und die weibliche Ehre durch einen männlichen Schwachkopf nicht ganz aufs Spiel gesetzt wird.

Die Autorität des Mannes über das Weib beruhet daher nicht sowohl auf seiner feinern Erziehung, auf seinen großen Kenntnissen [so gern auch sonst die Frauen und mit Recht ihre Männer geachtet sehen], nicht immer auf der Würde seines

Standes, auf seinem größern Wirkungskreise, nicht einmal auf der Liebenswürdigkeit seiner Person und auf der Höhe seiner Verdienste, — sondern auf der festen, consequenten und männlichen Art, wie er seinen Beruf als Staatsbürger, als Ehemann und Hausvater erfüllt, wozu eigentlich selten tiefe Einsichten, aber gewiß immer Kraft des Charakters erfordert wird. Der thätige, arbeitsame Mann wird darum schon von allen verständigen Weibern geachtet, und sie leben gern unter seinem Schutze, weil sie einen so hohen Werth auf den Beruf des Mannes legen, und so gern davon reden. — So sehr sie auch über unsere eingebildete Herrschaft über sie bisweilen spötteln mögen: so gönnen sie doch gewiß jedem verständigen Manne sein Regiment herzlich gern, und bemitleiden jedesmal die Schwächlinge, welche sich von ihren Frauen blindlings beherrschen lassen. Sie achten auch die Weiber nicht einmal, von denen das Publicum sagt, daß sie den Hut des Mannes tragen. — Man frage alle vernünftige Weiber auf ihr Ehrenwort: was sie am meisten an dem Manne schätzen, und worauf sie selbst sein Regentenrecht

über sie gründen, und sie werden euch antworten: den männlichen Charakter, — wenn er auf guten Maximen fest stehet, wenn er seine Plane mit fester ehrlicher Kraft ausführt, wenn er nicht der Sclave eines Mannes, noch weniger eines Weibes ist; wenn er seine Ehre bauet und rettet; wenn er selbst der Ehre große Opfer bringen kann, und wenn er lieber gar nicht da seyn möchte, als mit Schande bedeckt zu leben.

Die personelle Ehre des Mannes ist den rechtlichen Weibern so viel und oft noch mehr als ihm selbst werth, — daß sie schon tausendmal den Verachteten oder sich Lächerlichmachenden alle Liebe und Freundschaft aufgekündigt haben, — so wie sie sich tausend Männern blindlings in die Arme warfen, welche bey dem Publicum etwas galten. Man kann immer voraussetzen, daß es nur kleinliche Weiberseelen sind, welche bey ihren Verheirathungen nur auf ein volles wichtiges Einkommen des Mannes rechnen, oder sich dadurch für ihn stimmen lassen; edlere Frauen sehen mehr auf das, was er unter seinen Nebenmenschen nach der allgemeinen Meinung gilt, oder was er aus sich selbst machen kann, wenn er will. Die Kraft,

das Talent ist in den Augen der Frauen seine größte Ehre und sein größter Reichthum. Weiber von einer höhern Natur und einem höhern Charakter können daher Unglück und trübe Tage gern und voll heroischer Entschlossenheit mit ihren Männern theilen, wenn diese nur ihre Ehre und ihren Rang behaupten, und sich zu keinen Kriechereyen erniedrigen; — dagegen gemeine Weiber untröstbar sind, wenn der Mann einen Theil seines Vermögens verliert, wenn sie nun nicht mehr den Glanz ihrer Lebensart fortsetzen können, und sich dadurch gleichsam als vernichtet ansehen. Man hat Beyspiele genug, daß solche kleinliche weibliche Geister ihren Gatten keine Treue und keinen Gehorsam mehr schuldig zu seyn glaubten, wenn sich diese in ihren Ausgaben und ihrem Haushalte einschränken mußten.

C.

Wenn es durch die Erfahrung bestätigt wird, daß der Mann [sogar ohne Liebe] so viel durch seine Ehre über das Weib vermag: so ist es eben so wahr, daß er sie ferner durch ihre Eitelkeit beherrscht, — indem sie diese eigenthümliche Leidenschaft ihres Geschlechts ohne den Mann nicht

befriedigen kann. Schon im rohen Naturstande will sie ihm durch ihre Reitze, durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre Liebkosungen gefallen; die Wildinn ist von Natur und in ihrer Art eben so coquett, wie die Coquetten in der künstlichern und vornehmen Welt; aber wer dem andern zu gefallen sucht, — unterwirft sich dessen Urtheile, und wird dadurch von ihm dependent. Es ist wahr, — die Frauen würden eitel seyn, wenn sie auch gar nicht unter Männern, sondern allein unter ihrem Geschlechte lebten. Ihre Neigung zum Putz, zu dem Bunten und Farbigen, zur Pracht, auch wohl zur Reinlichkeit, würde auch ohne die Männer — den Spiegel und die Toiletten erfunden haben; allein dieß ist denn doch eine ganz andere Art der Eitelkeit, als jene, welche die Männer anzuziehen sucht, und zugleich den ganzen Bau des weiblichen Körpers und die ganze zärtliche Sprache des weiblichen Herzens mit in ihr Interesse zieht, — und eben dadurch, daß sie so viel Hebel zur Besiegung des Mannes in Bewegung setzt, — ohne die Männer sehr unglücklich seyn würde.

Die Männer kennen diese weibliche Schwäche,

und sie ist die vorzügliche Handhabe ihrer Gewalt über das andere Geschlecht. Wenn die eine Hälfte dieses Geschlechts durch seine Liebe in den Händen des unsern liegt, so kann man sagen, daß die andere durch die Eitelkeit zu unserer Sclavinn gemacht wird. Ja man könnte noch weiter gehen und behaupten, daß durch die Eitelkeit, wenigstens oft genug, die weibliche Liebe geweckt und unterhalten wird. Millionen weibliche Herzen wurden durch glänzende Geschenke und durch die Aussichten eines glänzenden Lebens gewonnen; die Unschuld und Tugend selbst brachte sich nicht selten ihnen zum Opfer dar, und kam bisweilen von ihren Verblendungen nicht eher zurück, bis das Alter das Leere alles Außenschimmers erkannte und verwünschte. In den niedern Volksclassen, wo die Erziehung der Verführung noch mehr vorarbeitet, fallen die meisten Mädchen zuerst durch die Neigung zum Putz, und sie verharren in diesem verwerflichen Zustande, so lange sie in ihm jene Neigung befriedigen können. Es scheint ihnen erträglicher und erlaubter zu seyn, ihre Ehre — der Schande preis zu geben, als ihre Garderoben aufopfern zu müssen. — Die Co=

quetten von Profession werden vollends durch ihre Eitelkeit unserm Geschlechte ganz unterworfen. Während sie in dem Irrthume stehen, daß wir zu ihren Füßen liegen müßten, — und alle Netze zu unserer Sclaverey auswerfen; während sie zur Erreichung ihrer Absichten sich der niedrigsten Künste und Intriguen bedienen, sind wir gewissermaßen ihre Despoten, weil sie nichts ohne unsern Beyfall zu unternehmen wagen, und mit eifersüchtiger Bangigkeit unsere Gunst zu erschleichen suchen.

Warum nähmen sie auch wohl so verschiedene Formen und Manieren des Handelns an, wenn es nicht darum geschähe, um uns zu gefallen und fest zu halten? Warum lassen sie ihre Launen spielen und intriguiren, wenn wir näher hingezogen werden sollen? Warum zeigen sie bisweilen eine heroische Beständigkeit in der Liebe, und morgen gehört diese Liebe der ganzen Welt? warum heucheln sie Tugend, Freundschaft und Unschuld bis zur höchsten Täuschung? — Warum geben sie sich in zweydeutigen Lagen so leicht hin, und zeigen in gewissen Augenblicken ein unerwartetes Entgegenkommen? Warum gehen sie

aus einem künstlichen Frohsinne so oft in ein künstliches trauerndes Schmachten über? — Warum verwandelt sich ihr spröder schneidender Witz bisweilen in eine scheinbare Gutmüthigkeit? Warum studieren sie so genau und so listig das männliche Herz? — Gewiß aus keinem andern Grunde, als daß wir ihnen auf einige Zeit unsere Gunst, — unsern Beyfall schenken sollen.

Diejenige nicht kleinere Anzahl der Coquetten, die durch ihren Verstand glänzen wollen, sind eben so sehr unsere Sclavinnen, sie mögen es selbst glauben oder nicht. Was suchen und was wollen sie? Nichts als den lauten Beyfall der Männer, — weil sie die andern Weiber wenig achten. Wären sie von keinen Männern umgeben: sie würden bald ihre gesammte gelehrte Rüstkammer hinwerfen, — oder sich überhaupt wenig danach umgesehen haben. — Ihre Anstrengungen, — schön zu reden und zu schreiben, ihre gekünstelten und gesuchten Raisonnements, ihre philosophischen Näschereyen, ihre Bemühungen, der weiblichen Klugheit und Politik einen glänzenden Anstrich zu geben, ihre gelehrte Plauderey, ihre Verse und Romane, ihr Hindrang

zu

zu berühmten Männern, ihre Gleichgültigkeit gegen ihr eigenes Geschlecht, ihre Affectation, Interesse zu erregen, selbst ihre Andächteley und Devotion, wodurch uns bisweilen die Coquetten des Verstandes auf einige Zeit zu fesseln suchen, — beweisen weiter nichts, als ihre große Abhängigkeit von uns, und daß sie durch ihre Eitelkeit allein von uns beherrscht werden. Sie sind eben so gut Coquetten, wie jene, welche durch die Ausstellung ihrer Reize und ihrer sichtbaren Liebenswürdigkeit zu gefallen suchen. Der Charakter der Gefallsucht ist von Einer Natur; nur in der Art der Ausübung und seiner Praxis ist er verschieden. Die Verstandesweiber suchen, wie junge Mädchen, die Schmeicheleyen der Männer; sie hängen, wie jene, davon ab; sie sind eben so unglücklich, als jene, wenn ihre Künste nicht siegen wollen, wenn ihnen andere gescheidtere Weiber vorgezogen werden; sie sind eben des Hasses und der Eifersucht gegen einander, wie ganz gemeine Nebenbuhlerinnen, fähig, — weil sie alle nur eine Kleinigkeit, — den zweydeutigen Beyfall der Männer, suchen.

Die Welt wird durch Meinungen und durch

Schmeicheleyen regiert, und diese letztern gefallen so sehr, weil sie die vortheilhafte Meinung von uns selbst bekräftigen und decoriren. Wenn sich die weisesten Männer gern Schmeicheleyen sagen lassen, und einigen wenigen Lobsprüchen ihr ganzes Leben aufopfern können, wer wollte das schwächere Geschlecht darum tadeln, daß es nicht stärker, als das sogenannte starke Geschlecht ist! Doch der Tadel gehört in eine Moral und nicht in eine Anthropologie. — Hier kann also nur von den Wirkungen der Schmeicheley auf das weibliche Herz die Rede seyn, in so fern es dadurch von uns beherrscht wird. — Die Schmeicheley ist gemeiniglich eine feine und süße, auch oft nach der Natur des Sprechenden sehr plump gesagte Lüge, indem man die guten Eigenschaften des andern entweder über ihre wahren Grenzen hinaus erhöhet, oder ihm wohl gar Verdienste und Vorzüge andichtet, die er nicht besitzt, oder sogar nicht einmal besitzen kann. Sie ist also jedes Mal eine freche Wortheucheley, weil wir entweder etwas ganz Anderes, oder vielleicht selbst das Gegentheil, oder auch gar nichts dabey denken, was wir dem Andern vorsagen. Dieß

wäre denn wohl vornähmlich der Fall bey jener galanten und feinen Artigkeitssprache, welche die Französischen Sitten und deren flüchtige Leichtigkeit des Umganges nach und nach bey uns eingeführt haben, so daß man den für einen schlecht erzogenen Menschen zu halten pflegt, welcher jene beliebte Höflichkeitssprache nicht zu reden versteht, und dem andern Geschlecht nichts Liebes und Freundliches zu sagen weiß. Indessen wissen doch auch die Frauenzimmer recht gut, wenn sie nicht anders zu eigenliebig sind, was jene Schmeichelsprache zu bedeuten hat, und daß man darauf nicht allgemein bauen dürfe. Die Gescheidtern wissen hierauf oft sehr muntere und geistreiche Repliquen zu geben, und der geistlose Schmeichler ist in ihren Augen nur eine armselige Natur. Allein sie hören doch nicht ungern kleine Schmeicheleyen, die ihnen ohne Ueberladungen gesagt werden; sie betrachten sie als Huldigungen, die der Ehre ihres Geschlechts gebühren, und als Zeichen einer versteckten Anhänglichkeit, hinter welchen sich eine schuldlose Liebe oder Achtung verberge. Der feine und angenehme Schmeichler ist in den Zirkeln der Damen gewiß nicht unwill-

kommen, sobald er gegen Alle gleich artig ist, und seinen Weihrauch nicht nur einer einzigen bringt. Einige Züge dieses süßen Dufts werden doch immer mit Behaglichkeit genossen, — und Eine Seite hat jeder Mensch, also auch gewiß ein jedes Frauenzimmer, wo sie in dieser Rücksicht verwundbar ist, und die artig gesagte Schmeicheley nicht ganz für eine grobe Lüge halten wird. Es können vielleicht tausend schöne Worte und Complimente vor ihrem Ohr vorüber fliegen, die sie alle nur belächelt, oder wohl gar spöttisch zurückweist, aber endlich wird eins die kleine Schwäche des Gemüths berühren, wo seine Eitelkeit geschmeichelt seyn will. — Nicht zu gedenken, daß diejenigen Frauenzimmer, welche sich am meisten gegen die Flaterie zu entrüsten scheinen, am lobsüchtigsten zu seyn pflegen. Ihre Bescheidenheit ist oft nur ein versteckter Stolz, der vielleicht nur das Schmeichelwort zurückweist, um den Lobredner noch mehr zur Sprache zu bringen.

Man bemerkt auch schon früh an jungen Mädchen, daß ihnen nicht leicht etwas willkommner ist, als das Lob aus dem Munde eines Mannes, so daß oft die sichtbarste Unannehmlichkeit

seiner Person vor den Augen junger Mädchen verschwindet, wenn er ihnen etwas Angenehmes zu sagen weiß. Dieß ist auch der Grund, warum so viel junge Frauenzimmer schon so früh jene unleidliche Ziererey annehmen, die sie oft ihr ganzes Leben hindurch begleitet, weil sie überall gefallen, und überall Lobsprüche erringen wollen. Wir sehen ferner, daß junge Frauenzimmer nicht leichter in ihrem freundschaftlichen Verkehr mit andern Mädchen wanken, als wenn der einen mehr Huldigungen, als der andern gebracht werden. Wir wissen, daß viele Männer ihr Glück dadurch machten, wenn sie einem in der Gesellschaft isolirten Mädchen, während die andern von ihren Anbetern umringt waren, — auch etwas Schmeichelhaftes sagten, oder sie zum Tanz aufforderten, und sie gleichsam unter die Zahl der übrigen Siegerinnen hinstellten.

Weiberherrschaft im Culturstande.

Ihre Gründe und Erscheinungen.

Dagegen kann es aber auch nur in dem verfeinerten Culturstande, und bey der moralischen Gleichstellung beyder Geschlechter eine Herrschaft der Frauen geben, die außerhalb der Civilisation nicht existiren, und bey der Vielweiberey nicht einmal gedacht werden kann. Denn wie sollte da ein weibliches Wesen unbedingt herrschen können, wo der Mann das Weib, wenn sie über die Grenze ihrer Bestimmung hinausschweift, augenblicklich gegen ein anderes Weib vertauschen, und ihren Aeltern zurückschicken darf, — und wo ihn die Frauen selbst als den alleinigen Souverain seiner kleinen oder großen Hütte betrachten, nicht zu gedenken, daß man eine unbedingte Herrschaft eines oder aller seiner Weiber über ihn für seine Schande, und eine Beleidigung des Nationalcharakters seines Volks oder seiner Kaste halten würde. — Man würde einen solchen für einen Geächteten, oder wohl gar für einen von den Göttern Verworfenen erklären, weil er seine

Mannheit der Willkür seiner Weiber hingegeben habe, und von nun an der Ehre des Kriegers, und der Stimmengebung bey den Volksversammlungen nicht mehr würdig sey.

Sobald man aber das weibliche Geschlecht durch die Cultur und Veredlung zu freyen Wesen in der Societät erhebt; sobald man seine Rechte durch eine höhere Gesetzgebung bestimmen läßt, die dem Manne keine Vorzüge in der sittlichen Welt gestattet: — so muß es auch dem Weibe frey gelassen werden, über den Mann nach Gefallen zu herrschen, wenn er sich dieß nähmlich selbst gefallen lassen will, und in dieser Dependenz seines Willens nicht etwa eine Entehrung seines Berufs, seiner Jahre und seines Charakters findet. Die Gesetze haben auch über eine solche Weiberherrschaft und deren Einschränkung so wenig festgesetzt, daß eine Hausfrau ihren Eheherrn ganz in ihrer Gewalt behalten darf, wenn sie ihn nur nicht öffentlich mißhandelt, oder körperlich verletzt, — obgleich auch dieß der Staat nicht ahnden wird, wenn der Mann keine gerichtliche Klage über seine Mißhandlungen eingiebt.

Wie wollte man auch die Einschränkung einer solchen weiblichen Regentschaft gesetzlich bewirken, da sie gemeiniglich von klugen Weibern geführt wird, und sich sogar schuldlos bey tausend Kleinigkeiten und Privatverhältnissen des ehelichen und häuslichen Lebens äußern darf, worum sich der Staat unmöglich bekümmern kann. Sein Zweck ist die Erhaltung des harmonischen Ganzen zur Sicherheit und Beglückung eines Volks; — die kleinen Herzensangelegenheiten der Eheleute, ihre gegenseitigen momentanen Zänkereyen und Prätensionen; ihre einzelnen Begriffe, die sie sich über die Herrschaft und Nichtherrschaft im Ehestande machen; ihre mancherley kleinen übeln Gewohnheiten, die sie aus der Kinderstube mit in ihn hinüber nehmen; ihr Geist des Widerspruchs, des Egoismus, der Rechthaberey; — alle diese kleinlichen Dinge liegen ganz außerhalb den Gerichtsstuben der Justiz, und sie müßten ihre heiligsten Pflichten vernachlässigen, wenn sie sich um alle jene Kleinigkeiten, wodurch ohnehin die Ehen nicht immer getrennt werden, bekümmern wollten. Der Staat überläßt es ganz dem Manne, in wie weit und wie lange er den

Despotismus seiner Gattinn tragen will, und diese würde sich zu beschweren Ursache haben, wenn sich eine so ganz fremde Gerichtsbarkeit in ihre ehelichen Verhältnisse und Herzenssachen mischen wollte. — Ja es giebt sogar eine gewisse unsichtbare Gewalt der Frauen über die Männer, die eben darum nicht gerichtet noch berechnet werden kann, weil sie sich den Augen aller Menschen entzieht, und weil die Eheleute oft selbst nicht wissen, welcher von beyden das Regiment führt.

Der Staat könnte ja auch dem Manne seinen Charakter und seine Rechte als solche nicht wieder geben, wenn er sie einmal an die Herrschaft seines Weibes demüthig verspielt, oder überhaupt schon vorher gar keinen Charakter besessen hätte; — der Staat müßte in solchen Fällen sogar ein kluges und verständiges Weib in ihrer souverainen Herrschaft über einen solchen Mann unterstützen, damit durch ihn bey seinem möglichen Range und seinem möglichen Einflusse nicht unheilbarer Schaden in der Societät gestiftet werde. Wie unendlich viel Gutes und Großes mögen nicht hellsehende Frauen ganz insgeheim in der hohen

und niedern Welt bewirkt haben, welches ohne sie ihre Männer, — der schwache Minister, der schwache Regent, der schwache Sachwalter und Geistliche, — gewiß nicht gestiftet haben würden! Wie viel mögen sie zum Heil und zur Ehre der Staaten unmerklich eingeleitet, wie viel durch ihr kluges Rathgeben bey schwächern Männern verhütet, und wie viel Familien durch ihre practische Vernunft gerettet haben! — Und vielleicht ist es ein Glück für die Welt, daß es in den höhern Regionen des Lebens bey so viel leeren und frivolen Köpfen so viel gescheidte Weiber giebt, die mit ihrem Geiste der männlichen Dürftigkeit zur Seite stehen, und die Ordnung und Regelmäßigkeit des geselligen Lebens in ihren Schutz nehmen. Der schnelle, oft augenblickliche Vernunftsinn der Weiber ist selbst den gescheidtesten Männern, vornähmlich in Gefahren und bedenklichen Lagen, von jeher sehr nützlich gewesen, und tausend Männer wären ohne sie todte und kraftlose Maschinen geblieben. Weibliche Vorsicht, Schlauheit, Biegsamkeit und Accommodation nach den herrschenden Umständen, hat unzählig oft ihre Zwecke leichter erreicht, als

der harte männliche Eigensinn, der durchdringen will, wo er nicht durchdringen kann, und sich oft da den Weg verrammelt, wo er ihn sich öffnen sollte. — Schon dadurch, daß uns vernünftige Frauen von dem sogenannten Zufahren und dem Ungestüm des Handelns zurück zu halten suchen, zeigen sie uns, daß sie mit der Philosophie der Prudenz sehr oft vertrauter, als wir sind, daß sie die Menschen besser kennen, und durch schuldlose Umwege oft mehr als wir durch alle unsere geraden Linien gewinnen, weil der Umweg ihnen mehr Gelegenheit zur Umsicht und zum Nachdenken giebt.

Demohnerachtet ist jeder einzelne Mann als wirklicher Sclave seines Weibes jedesmal ein kläglicher Gegenstand in unsern Augen, und wird im Culturstande nur geduldet, aber nicht geachtet, weil wir immer voraussetzen, daß sein ganzer Charakter verloren gegangen sey. Die Societät betrachtet ihn nun nicht mehr als einen, der seinem Geschlechte würdig geblieben, sondern als das Uhrwerk eines schwachen Weibes, dessen ganzer Wille ihm untergeschoben wird. Sogar unser Vertrauen auf seine Pflicht und seinen Beruf

hört nach und nach auf, weil wir wissen, daß er nichts ohne seine Regentinn thut, nichts ohne sie will, und in dieser kleinlichen Dependenz von einem kleinlichen Geiste freywillig nichts Gutes und Großes hervorbringen kann, ja, bey vorhandenen Geschicklichkeiten, nur noch mehr gegängelt und gemißbraucht wird. Wie wehe thut uns dieser Anblick bey so manchen achtbaren Gelehrten, den wir als Sclaven seiner Gattinn kennen! Es schmerzt uns, daß ein Mann von großen Talenten in unsern Augen nun nicht so groß ist, als er es seyn könnte; daß er nicht selbstständig wirken, nicht seinen eigenen Weg gehen kann, und seine Gattinn gleichsam täglich um seine Denk- und Preßfreyheit anflehen muß. — Selbst seinen Freunden ist ein solcher schwacher abhängiger Mann nichts werth. Man kann einem solchen kein Herz entgegen tragen, welches erst durch die Launen und den Eigenwillen eines herrschsüchtigen Weibes an die Behörde gelangen könnte.

Wir bemitleiden sogar den Verliebten, wenn er zu lange und zu sichtbar in diesem Zustande der Sclaverey beharret, und seine sclavische Liebe als eine unwillkürliche Tändeley des Her-

zens in den Ehestand mit hinüber nimmt, weil wir wissen, daß er bey solchen Schwächen der Liebe endlich die Consequenz des männlichen Charakters verlieren muß. Der Ehemann, welcher seine Gattinn herzlich und als Freund liebt, ist in unsern Augen allemal ein gutes und rechtliches Wesen; aber der, welcher noch im Ehestande den verliebten Geck seiner Gattinn macht, erscheint uns wie ein Thor, der nicht durch sich selbst, sondern durch ein anderes Wesen außer ihm denkt und handelt, und sich also nur noch auf der Stufe der kraftlosen Kindheit befindet. — Indeß erscheint uns der Sclavischverliebte vor dem Ehestande mehr als ein Belachenswerther, weil seine Leidenschaft nur ein Spiel seines Bluts und seiner Phantasie ist, die ihm auf einige Zeit den Kopf zu nehmen scheint, um ihn nachher desto vernünftiger zu machen. Wir verachten ihn darum nicht, wenn er die leisesten Winke seiner Braut für die heiligsten Gesetze seines Willens hält, wenn er ihr bis zu kindischen Kleinigkeiten gehorcht, und durchaus keinen andern Willen, als den ihrigen, anerkennt. Alle Verliebte sind nun einmal so; aber wir wissen es recht gut,

daß diese leidenschaftliche Verblendung und Schwärmerey endlich aufhören, und sich in eine ruhigere Liebe verlieren wird. Wir wissen auch, daß der Verliebte seiner Angebeteten ganz andere Dinge zu eröffnen hat, als die, welche etwa seine Berufsgeschäfte, seine Amtspflichten, seine Methode zu arbeiten, und alle jene trocknen Verhältnisse des Lebens betreffen, wovon Verliebte nicht gern mit einander reden, und daß daher die Braut nicht so sehr Herrinn über ihn ist, als es nachher die Frau wird. Denn da die Letztere nun auch aus dem Herzensverein in das Hausregiment von Rechtswegen übertritt: so wird sie sich von nun an in alle Angelegenheiten des Mannes zu mischen suchen, und, wenn sie kein kluges Weib ist, die Herrschaft allein führen wollen.

Daß die Herrschaft des weiblichen Geschlechts über das unsrige, — oder doch wenigstens seine moralische Freyheit im Culturstande viel größer als auf den verschiedenen Stufen der Barbarey seyn müsse, — liegt ganz in der Natur der Sache, und man hat daher in einem gewissen Sinne Recht, wenn man meint, daß der Culturstand für die Frauen vortheilhafter, als für die

Männer geworden sey. Durch die Cultur haben sich nicht nur die Verhältnisse und Wirkungskreise des andern Geschlechts, sondern auch seine Ansprüche, Talente und Fähigkeiten vermehrt und vervielfältigt. Die Frauen sind uns durch ihre Civilisation so nahe gebracht worden, daß wir ihnen nicht mehr ausweichen können, auch nicht mehr ausweichen sollen noch wollen. Wir sollen nicht, weil sie nun mit uns auf Einer Stufe der Sittlichkeit stehen, und weil uns diese die größte Achtung gegen das zarte Geschlecht gebietet; — wir wollen nicht, weil wir ohne den Umgang mit gebildeten Frauen eine Leere in unsern Herzen wahrnehmen, die uns der Umgang mit Männern wenigstens nicht immer vergüten kann. Wir lassen uns also die Wohlthätigkeit einer gegenseitigen Geschlechtscultur, vermöge unsers eigenen Bedürfnisses, gern gefallen. Es ist uns auch nicht unangenehm, daß sich sogar unser Interesse mit dem ihrigen so oft durchkreuzt, weil dadurch die Herzen einander noch näher gebracht werden, und jeder desto besser seine eigene Kraft und seinen eigenen Werth kennen lernt. Daher sind denn nun aber auch die

die Folgen entstanden, daß dem andern Geschlechte durch seinen höhern Rang in der Societät eine viel größere Willkürlichkeit eingeräumt ist, die bey dem weiblichen Eigenwillen uns nicht selten zu umgehen und aus dem Felde zu schlagen pflegt; daß wir wegen dieser vergrößerten Willkür nun nicht mehr in dem öffentlichen Leben mit den Männern allein zu thun haben, sondern oft noch mehr auf den Einfluß der Weiber sehen, und uns danach bequemen müssen, wenn wir unser Glück nicht von uns stoßen wollen, und daß wir endlich genöthigt sind, wegen der Nähe jenes Geschlechts nicht nur mit einer Frau in Eintracht und Frieden zu leben, sondern die Rechte und Ansprüche so vieler andern im Auge haben müssen, wenn wir nicht in einem ewigen Kampfe leben wollen.

Ferner sind durch den Culturstand die Seelenkräfte und Kenntnisse der Frauen nach und nach so erweitert und verfeinert worden, daß wir uns bey unsern Handlungen ihrer Kritik nicht mehr entziehen können, sondern von ihnen gewöhnlich am ersten vor das Richteramt ihrer practischen Vernunft gefordert werden, ja, daß wir

sie

sie sogar oft darum bitten müssen, weil sie nicht selten in der Beurtheilung der Umstände und Lebensentwürfe gewandter und verständiger als wir sind. Es giebt daher auch tausend gescheidte Männer, über welche die Urtheile ihres eigenen Geschlechts weniger, als die des weiblichen vermögen, und die nicht leicht etwas Wichtiges unternehmen, ohne es vorher der Prüfung vernünftiger Frauen vorgelegt zu haben. Wir können sie auch im Ehestande, so viel Vorrechte sich auch hier der Mann anmaßt, nicht mehr als Sclavinnen behandeln, weil sie uns längst in der Vernunft eingeholt haben. Man sagt freylich: die Männer hätten sich durch die Cultur das Schwert aus den Händen winden lassen; allein es ist nun einmal nicht anders, und wir befinden uns selbst hierbey gewiß besser, und genießen die edlern Freuden des Umganges auf eine viel menschlichere Art, als da, wo die Frau nur des Mannes Magd ist. Unsere Dependenz erhält auch wirklich schon dadurch einen freundlichern Anstrich, weil uns die weibliche Vernunft gemeiniglich auf eine anständige Weise zu umzäumen weiß, weil sie ihre Befehle in die Form zärtlicher Bitten

einkleidet, und unsern Gehorsam so einzuleiten sucht, daß er nicht unmittelbar in die Augen fällt, ohne daß wir unsere Dependenz fühlen.

Ferner, je mehr vernünftige Wesen uns umgeben, die große Ansprüche auf ihren Werth machen, also sich selbst lieben und sich selbst fühlen, desto eingeschränkter muß auch allemal unsere Freyheit werden, welches wiederum im Culturstande besonders der Fall ist. Die Frauen erlauben uns gern einen Theil unseres Eigendünkels, unserer Forderungen und Prätensionen, unserer Vorurtheile und Launen, und unserer Rechte; sie fordern aber auch dagegen die ihrigen oft mit desto unerbittlicherer Strenge, und gleichsam mit der ganzen Zurüstung ihres lebhaften Charakters, weil wir ihnen jene Rechte selbst eingeräumt haben, und es nicht nur unschicklich, sondern auch unbillig wäre, ihnen ihr Eigenthum wieder zu rauben; ja, es würde sogar grausam seyn, wenn wir ihnen ihre großen Ansprüche auf unsere Achtung versagen wollten. Sie verlangen hierinn durchaus nichts Ungerechtes, und alle vernünftige Männer sind von jeher die wärmsten Freunde des andern Geschlechts gewesen. — Die

Frauen machen Ansprüche auf unsere Liebe, weil sie fühlen, daß sie liebenswürdig sind; aber sie wollen im Culturstande nicht bloß thierisch, das heißt verächtlich, — sondern eben wegen ihrer Liebenswürdigkeit, wegen ihrer zarten Gefühle, wegen des innigen weiblichen Herzens geliebt seyn, — und das ist Recht Sie machen Ansprüche auf Feinheit, Aufklärung, Kunst, Literatur und Geschmack, und auch dieß werden wir ihnen zugestehen, weil wir sonst selbst als geschmacklos erscheinen würden, — auch wohl aus Dankbarkeit ihre Bildung verehren, weil die unsrige davon ausging, und weil wir es fühlen, welche rohe Barbaren wir ohne ihre zarte Einwirkung seyn würden. Sie machen selbst Ansprüche auf Festigkeit und Beharrlichkeit des Charakters, — und wer wollte ihnen diese abläugnen, da sie wirklich, wenn sie nicht durch die Erziehung verweichlicht wurden, mit großer und achtbarer Consequenz handeln können, uns hierinn sogar oft übertreffen, und oft genug durch ihren Muth den einschlummernden Geist des Mannes beleben, und ihm einen neuen Schwung und eine neue Richtung geben.

Sie machen endlich Ansprüche auf tiefes moralisches Gefühl, und auf ihre Tugenden, — und wenn auch hier sich so mancher Schein, so manche Prüderie, so manche devote Ziererey einmischen: so verdient doch im Allgemeinen die weibliche Sittsamkeit unsere größten Huldigungen, weil sie sich immer noch in einer größern Reinheit, als die unsrige, erhalten hat. Die Frauen haben daher in dieser Hinsicht ein moralisches Recht, uns zu richten. — Wer aber richten darf, darf auch herrschen. Wir dürfen uns auch dieser Herrschaft um unserer eigenen Ehre willen nicht entziehen, sobald uns die Cultur die Sittlichkeit als die höchste Ehre der menschlichen Natur gebietet, und beyden Geschlechtern eine gleiche Theilnahme an der Tugend gestattet. Je mehr daher die Nationen verwildern, sinnlicher und deßhalb auch schwächer werden, je weniger können sich auch die Geschlechter einander achten; das stärkere wird das schwächere tyrannisiren, weil dieses jenem keine Achtung abgewinnen kann, und weil da die zartern Bande, welche das Sittlichgute knüpft, fehlen. Die Tugend allein kann das andere Geschlecht in seinen

höchsten Ansprüchen auf unsere Achtung erhalten, und darinn befestigen, und die Männer selbst können wohl kein höheres Glück erreichen, als von der weiblichen Tugend beherrscht zu werden, — weil diese die Freyheit des Mannes nicht sowohl einschränkt, sondern durch das Hinrichten auf tausend neue Zwecke und edle Freuden des Lebens erweitert. Sein ganzes Hauswesen gleicht dann einem glücklichen Staate, dessen Regierung von einem weisen und edlen Fürsten geführt wird, worinn schuldloser Frohsinn und die Achtung für das Gute mit einander wetteifern, ohne daß eine Herrschaft gefühlt oder gefürchtet wird.

Wenn die Frauen ihren Vortheil verstünden: so würden sie mehr durch die Grazie ihrer Sittlichkeit, als durch jede andere schnöde Kunst des Vernünftelns zu herrschen suchen. Auch die verwildertsten Männer ehren die weibliche Sittsamkeit, wenn sie auch bisweilen darüber spötteln, oder sie verdächtig zu machen suchen; auch die leichtsinnigsten Lüstlinge nehmen in Gegenwart ehrbarer Frauen eine gewisse Behutsamkeit an; ein Beweis, daß sie die weibliche Tugend achten, wenigstens fürchten, und in ihren

Augen nicht ganz verwerflich erscheinen wollen. Es sind auch gewiß unzählige Männer eher durch edle Freundinnen, als durch Freunde, zu verständigen Menschen gemacht worden, und auf dieser Wage des Verdienstes um die Humanität hat das weibliche Geschlecht gewiß ein großes Uebergewicht vor dem männlichen voraus. Man hat Beyspiele genug, daß die lasterhaftesten Jünglinge im Ehestande ganz umgeschaffen wurden, und ohne diesen Stand höchst wahrscheinlich in ihrer Verwilderung bis zum kraftlosen Alter fortgegangen seyn würden. Zu dieser wohlthätigen Herrschaft über den Mann hat auch das Weib keiner besondern Vorkehrungen und Klügeleyen nöthig, wenn sie nur das Vertrauen des Mannes zu gewinnen und zu erhalten weiß, und ihn wirklich liebt. Denn fehlt das Letztere: so wird ihre Herrschaft auch bey allem Anschein der Gutmüthigkeit sehr leicht für den Mann drückend werden, — sie wird nun mehr herrschen, um zu herrschen, als um den Mann durch ihre sittliche Güte zu beglücken, und seinen Geist zu veredlen.

Man sage nicht, daß die Bekehrung der

Ehemänner durch die Befriedigung ihrer Sinnlichkeit nach und nach von sich selbst komme. Die so sprechen, entehren ihr eigenes Geschlecht bis zur Verachtung, indem sie uns zu bloßen Lüstlingen machen, die endlich durch thierische Uebersättigung vernünftig zu werden anfingen. Wenn die Hausfrau wirklich ein edles, züchtiges, verständiges Weib ist: so wird es der Mann nach und nach auch werden, wenn er nicht ganz mit seinem Kopfe und Herzen betrogen war. Man gewöhnt sich die Moralität, so wie das Laster an, weil es gleich natürlich ist, das Gute eben so wie das Böse nachzuahmen, wenn wir in seiner Atmosphäre leben. Auch wollen wir in der Nähe des erstern doch nicht gern schlechter, als unsere Vorbilder, erscheinen. Außerdem hat die Art und Weise, wie sich edle Frauen bey ihrer Sittlichkeit benehmen, einen gewissen Zauber für uns, der uns mehr als eine noch so heroische Tugend des Mannes gefällt. Die stille, zarte, ohne Geräusch und ohne Glanz einhergehende weibliche Sitte ziehet uns viel mächtiger an, weil sie nichts anders seyn will, weil sie sich selbst genügt, und nicht einmal Dank für ihren Edelsinn ver-

langt, sondern nur will, daß man sie dafür erkennen und sich an ihrer freundlichen Wärme erquicken möge, — während der männliche Tugendheld sich so oft nach Beyfall umschauet, oder ihn wohl gar fordert. — Jene weibliche Tugend verrichtet tausend kleinere und größere moralische Handlungen, ohne daß sie dieselben laut verkündet, und ohne dafür eine andere Belohnung, als den stillen Beyfall ihres eigenen Herzens zu suchen. Sie übt ihren Beruf mit edler Bescheidenheit; sie klagt über die Beschwerlichkeiten desselben nicht; sie rechnet ihre Pflichten und Lasten nicht dem Gatten und den Kindern vor, und der Tag ist ihr ein Festtag gewesen, wenn sie einmal in ihrem Berufe recht thätig und lebendig seyn konnte. Mit Lust thut sie ihre Pflicht, und könnte nur die Frauen beneiden, welche noch besser, als sie selbst sind. Ihr ganzes Leben ist gleichsam nur ein Leben für die Pflicht, und es ist leichter zu begreifen, daß man Frauen zu dem Range der Heiligen erhoben, als daß man Männern diesen Nahmen gab.

Die allergefährlichste und schlüpfrigste Herr-

schaft der Weiber über ihre Männer ist die, welche sie auf die Erregung und Unterhaltung der männlichen Eifersucht zu gründen suchen, — die aber gewiß nie von verständigen Weibern, wenigstens gewiß nie lange, versucht wird. Im Stande der Liebe kann ein solcher Versuch zwar oft genug glücken, weil der Liebhaber sein Kleinod nicht verlieren, auch sich nicht das Ansehen geben mag, als ob er seine Eroberung nicht behaupten könne. Er läßt sich also nun desto mehr unterjochen, jemehr sein Herz für die Geliebte glühet. Allein im Ehestande, worinn die Leidenschaften schon kühler zu werden anfangen, und das Eroberte in unserm Besitz ist, — bauet sich die Frau durch die erregte Eifersucht des Mannes gemeiniglich ihr eigenes Unglück. Denn die Erregung dieser quälenden Leidenschaft ist doch weiter nichts, als ein neckendes und grausames Spiel, wodurch man den Gatten, der so gern in seinem Innern durch die Liebe des Weibes glücklich seyn möchte, unglücklich macht. Wird dieses Spiel fortgesetzt: so befindet er sich als Ehemann in einer noch schrecklichern Lage, als der eifersüchtige Liebhaber. Denn dieser kann

im Nothfall, und wenn es die Geliebte ihm zu arg macht, dieselbe wieder verlassen, dagegen der Ehemann sein muthwilliges Weib behalten und mit ihr leben muß, und befürchten muß, daß sie ihm bey so vielem Anschein der Untreue endlich noch weiter gehen könne.

Ist der Mann kein schlaffer und blödsinniger Kopf: so entsteht die ganz natürliche Folge daraus, daß er sein Weib hart zu behandeln anfängt, und ihr die Härten der Herrschaft gleichsam zurück giebt, die sie über ihn durch die Eifersucht zu erlangen meint. Selbst bey aller Schuldlosigkeit des weiblichen Herzens ist jener Versuch, die Liebe des Mannes durch die Eifersucht zu probiren, sehr gefährlich. Das andere Geschlecht hat viel edlere und schönere Mittel in den Händen, sich von unserer Liebe zu überzeugen, — Mittel, die seinem Herzen viel theurer, als jeder Kunstgriff der zu erregenden Eifersucht seyn müssen, weil diese nie ohne Gemüthskummer des Mannes gereizt werden kann. Denn auch ein sittliches Weib könnte bey einem argwöhnischen Manne in den Verdacht der Untreue kommen, weil es sich nicht leicht berechnen läßt, wie weit

und in welchen Graden der böse Schein von der That entfernt ist, und weil die Erfahrung lehrt, daß selbst sittsame Frauen nach und nach durch eine anfangs ganz schuldlos scheinende Coquetterie so tief fallen konnten, bis alle Festigkeit des Charakters dahin war. — Nun will der Ehemann freylich das durch Despotismus erhalten, was er nicht durch Liebe gewinnen konnte, nähmlich die Treue seines Weibes, — obgleich eben diese Treue, wenn sie auch vorher noch fest stand, durch die Härte des Mannes oft zu sinken anfängt. In einer solchen Ehe herrschen nun auf einmal alle jene Widersprüche und Verkehrtheiten, welche eine aufrührische Republik ihrem Untergange nahe bringt. Eine Partey sucht in einem solchen zerrütteten Staate durch jede grausame und rachsüchtige Mittel zu herrschen, und sich ihre Existenz einander so bitter als möglich zu machen; eine wirbt gegen die andere Stimmen und Verläumdungen; eine entwirft von der andern die gräßlichsten Gemählde, bis alle Annäherungspuncte gänzlich verschwunden sind, und ein tödtlicher Haß die Einigkeit des Staats auf ewig verbannt.

D.

Endlich herrscht der Mann im Culturstande über das andere Geschlecht durch die Natur und die Einrichtung unsers geselligen und gebildetern Lebens, — indem hierdurch die Frauen zwar zu einem höhern und ehrenvollern Range in der Societät erhoben, aber auch eben dadurch wegen der Menge neuer Verhältnisse und Annäherungen von uns abhängiger gemacht werden. Wenn die Weiber mit uns die Rechte einer veredelten Geselligkeit gemeinschaftlich genießen, und durch die eingeführte Galanterie hierinn sogar noch Vorzüge vor uns haben wollen: so räth ihnen ihre eigene Klugheit, und ihre große Geselligkeitsneigung, — uns zu Freunden zu behalten, weil ohne den männlichen Schutz, und ohne unsere öffentliche gute Meinung von ihnen ihr geselliges Leben sehr eingeschränkt seyn würde. Sie gestehen es selbst, daß sie uns in dieser Hinsicht die angenehmsten Stunden ihres Lebens, und alle jene Vortheile des gebildeten Umganges und der weiblichen Freundschaft verdanken, die nur durch die Civilisation und durch den gemischten Geselligkeitston zwischen zwey Geschlechtern erhalten werden könne.

Dadurch, daß wir ihre Thronen gleichsam neben die unsrigen gesetzt haben, wodurch ihre Geister und Gefühle einen so weiten Spielraum bekommen mußten, genießen sie eigentlich in höhern Ständen die Freuden und den schönen Wechsel des Umgangs fast noch mehr, als die Männer. Denn diesen ist doch gewöhnlich ihr Stück Arbeit aufgegeben, während die höhere Welt der Frauen ihr Leben in einem üppigen Müssiggange zuzubringen pflegt, und ihre Männer oft nur als Handlanger der weiblichen Phantasien betrachtet. Aber eben dadurch, daß sie, so wie wir, öffentlich erscheinen dürfen, sich also dem Urtheile der Welt ohne Unterschied ausgesetzt sehen, sind sie gezwungen, sich als solche zu zeigen, die durch ihre Artigkeit und ein sanftes Nachgeben mit ihren Männern in guter Harmonie leben. Denn man würde ihren Umgang wenig suchen, und sie würden in der Societät selbst wenig Genuß finden, wenn sie ihre eigene Bildung nicht durch eine stille Abhängigkeit vom Manne documentiren wollten. Wenn auch tausend zur Herrschsucht geneigte Frauen gern in ihrem häuslichen Despotismus weiter gehen möchten: so fürchten sie sich doch

vor den öffentlichen Urtheilen der Societät, und nicht sowohl vor dem Urtheile des Mannes, als Mann, — sondern in so fern er einen öffentlichen ehrenvollen Rang bekleidet, und weil sie als Frau daran Theil nimmt. Man siehet daher in der großen Welt eine Menge Ehen, welche nicht durch die Liebe und Achtung, sondern nur durch eine contractmäßige Uebereinkunft der Familien geschlossen wurden, und doch unerschütterlich fest stehen, weil der Frau der Rang und die Würde ihres Mannes gefällt, und sie dadurch selbst in der Societät ihr Ansehen behauptet.

Das ist eben der größere und allgemeinere Vortheil unserer Civilisation, daß durch ihren Einfluß die Weiber unsere Freundinnen sind, und doch zugleich von uns abhängig seyn wollen. Hierdurch zeigt die Natur ihr freundlichstes Geschäft zur Beglückung beyder Geschlechter, und der gesellige Verein beyder ist die möglichste Vollendung menschlicher Vollkommenheit, in so fern sie durch einen veredelten Umgang erreicht werden kann. Ein Geschlecht, welches ohne das andere isolirt da stände, würde jene humane Vollendung nie erreichen; denn wo gäbe es da jene un-

endliche Mischung der Ideen und Gefühle für das Schöne, Herzliche und Große, die Resultate jeder Geschlechtssympathie, in dem bessern umgänglichen Leben, wo das gegenseitige Festhalten an einander zu heilsamen Zwecken, wo die grössere Kraft, welche die schwächere in ihren Schutz nimmt; wo die schwächere, welche die starke mildert und mäßigt, — wo gäbe es Liebe und Freundschaft und Tugend zwischen beyden Geschlechtern, wo Vertrauen und Ehrlichkeit im geselligen Leben, wo irgend ein innig froher Genuß für den zur Geselligkeit geschaffenen Menschen, wenn das andere Geschlecht sich von uns in der Societät trennen, und für sich in der unnatürlichsten Welt ohne Männer allein da stehen könnte! — Die Natur hat dafür besser gesorgt; sie ließ die Societät entstehen, und durch sie sind die Weiber durch unauflösliche Bande mit uns vereinigt worden.

Die Cultur begründet die Dependenz des weiblichen Geschlechts von dem unsern auf eine noch unauflöslichere Art durch das Bedürfniß der Cultur selbst. Der Mann ist es doch eigentlich, welcher dem zarten Geschlechte zu seinen

Veredelungen des Geschmacks vorarbeitet, erfindet und seine Erfindungen ausstreuet. Dieß haben von jeher alle verständige Frauen, und vornähmlich die Freundinnen der schönen Künste, mit warmer Dankbarkeit gefühlt. Die höhern Freuden des Umganges sind nicht immer unser Werk, dessen Kunst wir weniger als die Frauen verstehen, aber wir liefern die schönen Materialien hierzu, und erhalten dadurch den Umgang selbst in einem fröhlichen Schwunge. Die Männer führten die freundlichen Musen in die Zirkel der Frauen ein, wir schenken ihnen die Werke unserer Musik, wir zeichnen ihnen die schönen Formen der Antique vor. Männer sind es, welche durch ihre genialischen Geistesproducte geistreichen Weibern die schönsten Stunden des Lebens schenkten, und vielleicht wird das männliche Genie mehr von dem andern Geschlecht genutzt und genossen, als von dem unsrigen. Alle wissenschaftliche Ausbildung haben die Weiber von dem Manne; alle reinere und edlere Erziehungsbegriffe haben sie aus unsern Büchern; denn man lasse den Mann in die Nacht der vorigen Jahrhun-

hunderte zurücksinken, und der weibliche Geist wird mit uns verlöschen.

Das ganze gesellige Leben ist eine fest in einander verschlungene Kette, wo ein Glied von dem andern abhängig ist, und keins ohne das andere bestehen kann. Die Frauen sind als die zartern Glieder in diese Kette mit eingeflochten, und müssen sich an die stärkern Windungen derselben festhalten und ihren Schutz davon erwarten. Durch diese Verbindung des Zarten mit dem Starken entspringt die schöne Fülle alles geselligen Lebens, und ergießt sich als ein nie ruhender Strom durch alle Stände, Geschlechter und Alter, — so daß da, wo beyde Geschlechter durch ihre Ausbildung sich am stärksten berühren, auch der größte Reichthum des humanen Lebens und des geselligen Glücks herrscht. Der Mann thut in solchen nahen Verhältnissen nichts, was nicht auf das Weib Einfluß und Bezug hätte, so wie auch das Weib ihrer Seits nichts thun kann, was nicht unser Geschlecht auf irgend eine Art im Guten oder Bösen berührte. Da er aber der arbeitende Theil des Staats ist, und sich hier überall an die Spitze gestellt hat, auch Alles selbst verantworten will:

so wirkt er in der Regel mehr auf das Weib, als sie auf uns. Sie muß von den Feldern unserer Thätigkeit eigentlich ihren schönsten Lebensgenuß erndten. Sie ist also auch durch eine sehr heilige Pflicht, durch die Dankbarkeit, von uns abhängig, wenn sie auch in der tiefsten klösterlichen Einsamkeit lebte; denn es sind wiederum Männer, welche ihr das Klosterleben gestiftet und gebauet, und selbst die Rechte ihrer Einsamkeit gegründet haben.

In dem häuslichen Leben giebt es zwischen gebildeten Eheleuten noch engere Verhältnisse, und das Herz des Weibes wird gleichsam augenblicklich zu dem Geiste des Mannes hingezogen, indem er sie nicht bloß unterhält, sondern auch, wenn er ein vernünftiger Mann ist, ihre Lebensstunden durch einen heitern und lehrreichen Umgang auf eine liebreiche Art ausfüllt. Die schönsten Seiten des geselligen Lebens und die lieblichsten Früchte einer gegenseitigen Cultur finden sich gemeiniglich in jenen glücklichen Familienzirkeln, worinn der Mann auf eine vernünftige und freundliche Art seinen Willen äußert, und die

Frau auf eine gleiche Weise nachgiebt. Dieß ist alsdann die schöne Harmonie eines kleinen Staats, der sich um die übrigen Welthändel wenig bekümmert, nur seine Mitglieder vervollkommnet und glücklich macht, und, weil er nicht die zerstörende Jalousie größerer Staaten kennt, in seinem kleinen stillen Umfange schon den Himmel auf Erden genießt.

Allgemeine
Betrachtungen über die Galanterie,
als ein scheinbares Aufhören der Herrschaft des Mannes.

Sobald die geselligen Verbindungen und Rechte zwischen Mann und Frau verfeinert und veredelt werden, [ja selbst schon da, wo sich der rohe Naturmensch aus seiner harten Individualität hinaus zum Gesellschaftsleben erhebt,] entsteht ein gewisses artiges, zuvorkommendes gefälliges und decentes Benehmen gegen das weibliche Geschlecht, welches man mit dem allgemeinen Nahmen der Galanterie bezeichnet hat, und nach den Nationalcharakteren so mancherley edle und unedle Formen annahm. — Dieses Benehmen ist Theils Folge der Achtung, worinn alle bessere Weiber als redliche Mütter und Gattinnen, oder auch als schöne Werke der Natur bey uns stehen; Theils eine Folge der Cultur, indem das Weib mit uns gleiche Ansprüche auf Bildung, Geschmack und Geistigkeit machen darf, und also mit uns nicht bloß durch die Liebe, sondern auch durch ihre Talente

mit uns in Verwandtschaft tritt. Es ist der Geist und die stille Kraft des Weibes, welche die Männer in allen Zeiten zu den Huldigungen des schönen Geschlechts eingeladen hat. Die Galanterie ist so alt, wie die Geschlechter, und man irrt sich sehr, wenn man sie aus den bekannten Ritterzeiten, und aus den lächerlichen Gebräuchen der Chevallerie abzuleiten sucht. Jene Rittergalanterie war nur eine temporelle Art von der allgemeinen, dem andern Geschlecht huldigenden Artigkeit, und ist uns darum wohl nur so sehr aufgefallen, weil wir sie als ein Product so roher Jahrhunderte bemerken, oder auch, weil wir es nicht begreifen können, wie der rohere Mann es wagen dürfe, decenter und liebenswürdiger als der Elegant unseres Jahrhunderts zu erscheinen.

Die Galanterie ist eine allgemeine Naturerscheinung. Sie geht aus dem Geschlecht hervor, und ist gleichsam die Vorläuferinn der Liebe, und ihrer Versuche, das schwächere Geschlecht durch Gefälligkeiten an uns zu ziehen, indem man ihm selbst zu dienen scheint, oder auch wirklich dient. Man bemerkt sogar schon bey Thieren, welche in einer Art von Geselligkeit leben, ein gewisses

zärtliches Bestreben des Männchens, sich der Gunst des Weibchens zu versichern. Die Natur hat die Erhaltung des Geschlechts durch einen gegenseitigen Gehorsam begründen wollen, und es giebt unter den Thieren eine Sprache der Sehnsucht und Liebe, die sich zärtlicher, als in dem rohen Wilden ausspricht; eine Sprache, welche klagend um Gegenliebe bittet; aber auch sich abweisen läßt, wenn das Weibchen nicht einwilligt. — Eifersucht der Thiere ist eine eben so merkwürdige Erscheinung, wobey sie oft ihr Leben wagen und ihre Nebenbuhler mit einer fürchterlichen Gewalt angreifen, ohne den Gegenstand ihrer Liebe selbst zu bekämpfen. In dem wüthendsten Zorne, mit welchem sie aus den Kämpfen ihrer Eifersucht zurückkehren, gebrauchen sie doch selten gegen das Weibchen Gewalt, sondern liebkosen sie von neuen; ihre rohen Stimmen verlieren sich in freundlichere Laute, und der Thier-Mann liegt gleichsam zu des Weibchens Füßen.

Ueberall gebietet die Liebe dem Manne die Bewerbung um die weibliche Gunst; eine Art Achtung gegen ihren Willen, eine Unterwerfung und Demüthigung, ein wiederholtes Bemühen,

sich in ihr Herz einzuschleichen, ein ungeduldiges Beharren der Liebe, sogar oft schon bey einigen wilden Völkern eine Art romantischer Huldigung ihrer Reize, welche an die Galanterie der Ritterzeit grenzt, und Leib und Leben um ihren Besitz wagt. *) Die Natur will ihm die Freuden der Liebe durch ihren eigenen Kampf erhöhen; das schamhafte Verweigern des Weibes soll ihn reitzen, und zugleich Achtung einflößen; er soll ihre Liebkosungen nicht als den Ausdruck einer thierischen Sclaverey hinnehmen; er soll sie nicht umsonst haben, er soll darnach ringen, damit das Errungene ihm theuer und werth bleibe. Die Natur hat durch diese Grundlinien des Geschlechts ihm schon das erste, obgleich noch unvollständige, Bild der Ehe vorzeichnen wollen, indem das Weib sich ungern seiner blinden Willkür unterwirft, sondern als seine Gefährtinn seine Hütte mit ihm theilen will.

Lange vorher, ehe man die Rittergalanterie kannte, lange vor der Einführung des Christenthums standen die Frauen der Celtischen Völker,

---

*) Wie z. B. der Bräutigam bey den Kamtschatkalen.

wozu die Deutschen gehörten, in ausgezeichneter Achtung. Diese edlern Menschenstämme kannten die orientalische Sclaverey des Weibes nicht. Liebe und Ehe hatten unter ihnen eine menschlichere und gesetzlichere Form! die Societät vereinigte beyde Geschlechter schon zu einem gefälligern Ganzen; die Vater- und Mutterliebe reichte sich bereits zur Erziehung der Kinder freundlich die Hand; das deutsche Weib war die Freundinn des deutschen Mannes, und seine treue Hausgenossinn. Ihr Muth und ihre untadelhafte weibliche Sitte flößte dem Manne eine Achtung für sie ein, die wir bey keiner andern barbarischen Nation bemerken. — „Weiber, sagt ein achtbarer Schriftsteller, die so treu, so keusch und zärtlich, — Hausfrauen, die so gewissenhaft, fleissig und verständig, — Mütter, die so liebevoll und sorgfältig, und Gefährtinnen, die so muthig und freyheitliebend, als die Weiber der alten Germanier waren, — verdienten allerdings eine andere Behandlung, als die kindischen Frauen der Morgenländer. Unsere Vorfahren müßten Ungeheuer gewesen seyn, wenn sie nicht die Verdienste und Vorzüge ihrer Weiber anerkannt, und

durch die treueste und zärtlichste Gegenliebe belohnt hätten. — Anstatt, daß andere Völker die Weiber als unreine Wesen von dem Dienste der Götter ausschlossen, zogen unsere Vorfahren Jungfrauen und Frauen an die Altäre, und erlaubten ihnen den Zutritt nicht nur zu den Festen und Tempeln, sondern auch zu den innersten Geheimnissen der Druiden, und meinten, daß in ihren Weibern und Töchtern vorzügliche Anlagen zur nähern Verbindung mit guten Göttern, und der daher entstehenden Gabe der Weissagung liegen. Ganze Völkerschaften hingen an dem Göttermunde solcher heiligen Jungfrauen, und harreten auf ihre Göttersprüche, welche sie in den Streitigkeiten mit andern Nationen, oder bey großen Unternehmungen geben würden. — Wenn alle übrigen Völker die Frauen von allen männlichen Geschäften und öffentlichen Vergnügungen entfernten: so machten dagegen die alten Germanen edle Frauen und Jungfrauen zu Theilnehmerinnen oder gar Vorsitzerinnen aller öffentlichen Ergötzungen, und fragten sie in den wichtigsten Volksangelegenheiten um Rath, — ja, man setzte sie sogar als Richterinnen — Fürsten und

Edeln an die Seite, oder wählte sie auch allein als Schiedsrichterinnen zwischen Königen und ganzen Na ionen."

Nachher, als die christliche Religion — Liebe, Duldung und Sittlichkeit als die heiligen Grundfesten ihres innern göttlichen Sinnes aufstellte, und die ganze Menschheit als eine Brüderschaft der Moralität betrachtete, worinn alle Menschen gleiche Rechte und gleiche Pflichten zum Guten beseelen müßten, — da trugen die Weiber mit Recht den endlichen Sieg über die Barbarey der Männer davon, und dieser Religion haben sie eigentlich die Wiedereinsetzung in ihre ursprüngliche Würde zu verdanken. Die glücklichste Revolution für sie wurde durch das Christenthum bewirkt; nun begann ihr Geschlecht einen höhern Flug, nun war die schreckliche Scheidewand, welche das Weib von dem Manne so tief absonderte, nicht mehr. Sie hatten nun eben so viel Theil an der bürgerlichen Societät, wie der Mann; sie durften nicht mehr eingeschlossen werden; die Religion hatte ihre Ketten zerbrochen, und ihre Menschenrechte waren auf immer gesichert; sie durften nun selbst dem gottesdienst-

lichen Unterrichte und den heiligen Gebräuchen desselben mit beywohnen, kurz, sie durften Alles das seyn, was ein Weib, welche diese Religion hat, seyn darf.

Dieser Verein der Männer und Frauen zu einer kirchlichen Gemeinschaft hat den Weibern den höchsten Rang in der Societät gegeben. Denn die Gleichheit der Rechte in einer Sache, welche der Mensch seine höchste Angelegenheit nennt; diese gemeinschaftliche Versammlung vor dem Angesichte der Gottheit, gleichsam zwischen Brüdern und Schwestern; diese Sittenlehre und diese Ewigkeit, welche dem einen Geschlechte so gut wie dem andern verkündet wird; dieses gemeinschaftliche Bekenntniß eines Glaubens — mußte für die Erhöhung des weiblichen Geschlechts entscheidend seyn. Der Mann, ihr Freund, ihr Religionsverwandter, ihr Mitgenosse eines Systems und einer Zukunft kann dem Weibe ihr schönstes Kleinod nicht wieder rauben, oder er müßte es ihr verbieten können, eine Religion zu haben. Die christlichen Schriftsteller aller Jahrhunderte haben daher das andere Geschlecht als Glaubensgenossinnen in ihren Schutz genommen,

und die heiligen Väter reden sehr oft von ihm mit Achtung und sogar mit Begeisterung, so sehr sie auch auf der andern Seite gegen die tausendfachen Versuchungen durch dieses Geschlecht declamiren. Es ist keinem dieser heiligen Männer eingefallen, das weibliche Geschlecht aus der Societät hinaus zu stoßen; selbst die nachherige Errichtung der Klöster war kein Beweis der männlichen Despotie, sondern nur eine Art heiliger Sorgfalt, Pflanzschulen für die weibliche Tugend anzulegen, und, ihrer Meinung nach, unschuldige Seelen für die Ewigkeit zu retten. Auch durch die Einführung des Cölibats wollte man keine Verachtung gegen das schöne Geschlecht documentiren, indem dadurch der vertrauliche Umgang zwischen beyden Geschlechtern nicht aufgehoben wurde. Die römischen Hierarchen meinten nur: daß sich ihr Reich und ihre Intriguen besser durch unbeweibte als durch verheirathete Priester gründen ließen. — Auch war in den ersten Zeiten der christlichen Kirche die Ehe ein so geheiligter Stand, daß man sie als ein auf immer abgeschlossenes Bündniß der Herzen betrachtete, und nicht einmal eine zweyte Verheirathung

gestattete, wenigstens durfte der Priester, welcher zum zweyten Mal, oder auch nur eine Wittwe heirathete, nicht mehr Priester seyn. *)

„Das Christenthum, sagt Thomas in seinem Essai sur le caractere, les moeurs et l'esprit des femmes — ward eine ganz neue Gesetzgebung, und gebot den Frauen und den Sitten strengere Verpflichtungen; es zog die Bande der Ehe enger zusammen; es machte aus einem politischen Verein ein heiligeres Band, welches nun der Staat und die Kirche unter dem Schutze der Gottheit knüpften. Das Christenthum begnügte sich nicht damit, Handlungen nur zu verbieten, sondern dehnte sein moralisches Reich bis auf die Gedanken des Menschen aus. Ueberall setzte es der Sinnlichkeit Grenzen; es verfolgte das Verbrechen bis in seine Schlupfwinkel, und befahl ihm sein eigener Verräther zu seyn, und vor seiner Schwäche zu erröthen. Die Gesetzgebung der Griechen und Römer bezog alles auf den Nuzzen der Societät; das Christenthum befahl dagegen die Verachtung dieser Welt, und richtete den

---

*) Bayle Wörterbuch, im Artikel Athenagoras.

Geist zu einer ganz von ihr verschiedenen hin. Daher entsprang die Idee einer gewissen unsichtbaren Vollkommenheit; das Christenthum befahl seinem Volke die Verwerfung alles Sinnlichen, die Herrschaft über die Seele und eine gewisse übernatürliche und erhabene Stimmung des Gemüths, von der nun Alles ausgehen mußte. Daher die Gelübde der Enthaltsamkeit und des Cölibats; das Leben wurde nun wie ein Kampf betrachtet; die Heiligkeit der Sitten verbreitete einen Schleier über die Geselligkeit der Natur; die Schönheit fürchtete, den Männern zu gefallen, und die männliche Kraft ward gegen sich selbst schüchtern; man mußte sich selbst beherrschen lernen, und der Ernst des Gemüths wuchs täglich durch die Schwächung der Sinne. Alles dieß gab den Sitten eine neue Richtung. Da die Frauen fast alle eine sehr lebhafte Einbildungskraft und ein sehr warmes Gefühl haben: so übten sie jetzt Tugenden aus, wodurch sie um so mehr geschmeichelt wurden, je mühsamer ihre Ausübung war. Es macht den Menschen fast eben so glücklich, große Leidenschaften zu überwinden, als sie zu befriedigen. Das Gemüth fühlt sich in seinem

Anstrengungen beglückt, und wenn es nur thätig seyn darf: so liegt ihm wenig daran, seine Thätigkeit gegen sich selbst zu richten."

„Ein anderes Gesetz befahl den Bekennern des Christenthums, sich einander zu lieben und als Brüder beyzustehen. Das andere Geschlecht, von Natur tugendhaft, zärtlich und mitleidig, reichte nun seine Hände zum Dienst der Dürftigen hin. Zu gleicher Zeit führten die Verfolgungen neue Gefahren herbey; man mußte für seinen Glauben oft Ketten, Verbannung und den Tod selbst tragen. Der Muth ward Pflicht; aber es giebt eine Herzhaftigkeit, welche als ein Product der Vernunft kalt, unerschrocken und ruhig ist; dieß ist der Muth der Philosophie und des Geschäftsmannes. Es giebt aber auch einen Muth der Einbildungskraft, dieser glühet auf, und stürzt sich in die Gefahren; man findet ihn gewöhnlich bey Religiosen; bey den Christinnen wurde er durch die größten Beweggründe unterstützt. Indem sie gleichsam über die Kraft ihres eigenen Geschlechts hinausgingen, stürzten sie sich in Flammen und Scheiterhaufen, und opferten ihren zarten Leib den größten Martern."

„Als das römische Reich durch die herbeyströmenden Barbaren unterging, nahmen die Ueberwinder von den Ueberwundenen das Christenthum an, und überall waren hierbey die Frauen geschäftig. Die Bekehrungssucht und der heilige Eifer ist von jeher dem andern Geschlecht eigenthümlicher, als uns gewesen.“ „Entweder, sagt Thomas, schließt sich ihre Schwäche so gern an sogenannte heilige Meinungen an, um für ihre Seele eine Stütze mehr zu haben, — oder ihre lebhaftere Einbildungskraft entglühet in einem höhern Grade für Gegenstände, welche ausserhab der Natur, und bisweilen selbst außerhalb den gewöhnlichen Grenzen der Vernunft liegen, — oder die religiöse Ueberzeugung der Männer ist mehr an das Nachdenken, die der Frauen mehr an das Gefühl gebunden, — oder sie betrachteten die Religion als einen Rückhalt ihrer Schwäche gegen die Kraft des Mannes, — oder sie wollten, vermöge ihrer natürlichen Neigung, über Alles zu siegen, auch die Meinungen und die Seelen beherrschen; — genug, Frauen waren es, welche dem neuen Glauben durch ihre Reize dienten, und durch die Bekehrung ihrer Männer den

größten

größten Theil Europens für das Christenthum anwarben. Sonderbar, daß eben die Barbaren, welche Verheerung und Verwüstung überall mit sich führten, zugleich den Geist der Galanterie gründeten, der noch jetzt in Europa herrscht. Die Sitte, die Frauen als unsere Regentinnen zu betrachten, ist aus dem entferntesten Norden zu uns gekommen; dort war gleichsam die Wiege der Chevallerie; die Weiber waren der Preis ihrer Tapferkeit. Der Krieger mußte, um seiner Dame würdig zu werden, in entfernten Weltgegenden kämpfen, und für sie sterben können. Das Recht des Schwerdts entschied in Heirathen." u. s. w.

Galanterie in den mittlern Jahrhunderten.

Anthropologische und historische Gründe ihrer Entstehung und Verbreitung. In einem allgemeinen Gemählde derselben.

Die Galanterie der mittlern Jahrhunderte gewährt dem Menschenbeobachter so mannigfaltige große und kleinliche Ansichten, und die Geschichte selbst zeigt sich da in einer so sonderbaren Crise der Cultur und der Sitten, daß man sich jene Erscheinung beliebig bald so, bald anders erklärte. Das bloße Abschreiben aus den Turnierbüchern, wie aus den ältern und neuern Ritterromanen führt zu keiner bestimmten Ansicht jener Galanterie, die selbst ein Montesquieu nicht recht ins Auge faßte, ob er gleich darinn Recht haben mochte, wenn er sie für eine Lüge der Liebe erklärte. Ein so wichtiger Gegenstand der Geschichte und ihres localen Zeitgeistes darf nicht ein-

seitig beurtheilt werden, und mit einzelnen Noten und absprechenden historischen Sentenzen wird hier nichts ausgerichtet. Es ist besser, daß die raisonnirende Vernunft sich in jenen Zeitgeist hineinwirft, die Entstehung einer ausgezeichneten Devotion roher Männer gegen das zartere Geschlecht aus der Natur des menschlichen Gefühls und der damals sich darauf gründenden Sittenweise, d. i. aus der Originalität des geschichtlichen Menschen, zu erklären sucht. Denn die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Jahrhunderts ist weiter nichts, als die Abbildung des menschlichen Gemüths in irgend einer individuellen Form, und es ist daher in der ganzen Geschichte nie etwas Besonderes oder Wunderbares, wenn man den allmähligen Fortschritt zu dem individuellen Zeitgeiste berechnet. Wir sehen überall nur in dem großen Spiegel der Geschichte den Menschen als ein despotisches oder abhängiges Wesen. Eine andere Form hatte er nicht, und seine Existenz liegt mithin zwischen Befehlen und Gehorchen. Aber das Letztere ist eine gewisse heroische Sclaverey, wenn der Mann, wie in den Ritterzeiten, sich selbst dem schönen

Geschlechte als einen gehorsamen Schutzheiligen anbietet, da er wohl weiß, daß er von der einen Seite der Stärkere ist, aber auch von der andern Seite wieder unter dem Weibe steht; — denn wie könnte er sonst sie, als der Schutzgott der Sitte, schützen und zugleich gehorchen?

Damit wir uns bey Erklärung der ritterlichen Galanterie in keine Chimären verlieren, auch nicht einmal, wie Palaye, in dem Rittergeiste selbst zu viel Großes und Erhabenes erblicken: so wollen wir lieber die Sache ganz so nehmen, wie sie war, und die Gründe in der Natur der Dinge aufsuchen, warum und wie in den mittlern Jahrhunderten die Galanterie entstand.

I. Wenn sich eine gesellige Nation nur einigermaßen zu veredeln anfängt, und aus ihrer Uncultur sich durch mildere Sitten, und durch die Bildung einer freundlichern Sprache hebt: so scheint diese Veredlung bey dem **zarten** Geschlechte gemeiniglich zuerst hervor, fast so wie sich das Mädchen gemeiniglich früher, als der Knabe, bildet und hebt. — Alles Edle, Schöne und Gute drückt sich der weiblichen Form des Denkens und Handelns leichter und lieblicher, als

dem härtern Charakter des Mannes auf, — zeigt frühere Blüthen und Früchte, und das gesittete Weib des mittlern Zeitalters war im Vergleich mit dem rohen, kaum halb gebildeten, unter den Waffen herangewachsenen Ritter gewiß schon ein sehr vollendetes Wesen. Wenn sie auch noch wenig Kenntnisse und noch weniger Kunstfertigkeiten besitzen mochten, wie denn auch die vornehmsten Damen jener Zeit kaum lesen und schreiben konnten: so war sie doch wenigstens eine gewandte, fleißige und religiöse Hausfrau, die auf ihr und ihrer Familie Ehre hielt, — oder ein Mädchen, welche durch ihre sittsame Unschuld oder durch die Reize ihrer Schönheit selbst den rohern Mann an sich zog. Er mußte es fühlen, daß er in Absicht der feinern Bildung unter ihr stand, und betrachtete daher ihre Zuneigung zu ihm um so viel mehr als ein unverdientes Geschenk, welches seine ganze Huldigung verdiene. Auch hier berührten sich die Extreme in der weitesten Entfernung auf eine freundliche Art, weil die Rohheit sich der gebildetern Weiblichkeit zu Füßen werfen mußte, wenn jene den Beyfall männlicher Tapferkeit in dem schönen Auge des Weibes

lesen und sich belohnt fühlen wollte. — Dieser Beyfall entging dem rohen Krieger nicht, weil ihn das andere Geschlecht in so stürmischen Zeiten, wo kein schönes Weib vor Entführungen sicher war, als einen Schutzgott seiner Schwäche öffentlich verehren mußte. Wirklich thaten auch damals die Ritter für das schöne Geschlecht so viel Großes, Kühnes und Erstaunliches, als noch in keinem Zeitalter geschehen war. Aber der natürliche, hellere Verstand jenes Geschlechts mochte auch über den Kleingeist tausend irrender Ritter weit hinaus ragen, und ihnen nicht selten zum Leitstern dienen, wenn sie in ihren harten Befehdungen und tollkühnen Kämpfen zu weit gehen wollten. Nun verband sich in der Seele des rohen Kämpfers die Achtung gegen das andere Geschlecht mit jener Art der Dankbarkeit, die fast immer entsteht, wenn der Muthige sich sanft und klug geleitet siehet. Sein aufgebrachter Sinn will endlich selbst an der Seite der Weiblichkeit wieder ausruhen, und horchen und vernehmen, ob er den Kampf von neuen beginnen, oder der Vernunft Gehör geben soll. Die stürmische Kraft des Kriegers kann und will nicht immer wirken;

er sehnt sich nach dem stillen Frieden seines Hauses; er denkt sich dasselbe in der Ferne als einen Tempel des stillern Glücks, und seine Göttinn ist dort sein Mädchen oder sein Weib.

Daher waren auch die Ehen in jenen Jahrhunderten der Halbcultur so heilig gehalten, weil der rohere Mann, entfernt von unserer Erziehungskünsteley, sein besseres, verständiges und keusches Weib als eine Heilige betrachtete, die ihm vom Himmel gesandt sey, den rauhen Sinn des Mannes zu biegen und zu veredeln. Alles Gute, was er an sich selbst fand, schrieb er damals der Königinn seines Herzens zu. Daher das Hingeben seines ganzen Ich's an ein weibliches Wesen, dessen Heiligkeit er nicht erreichen zu können glaubte; daher das Ideal eines solchen Wesens, welches sich die schwärmerische Phantasie des Ritters um so viel dreister entwarf, weil seine Geliebte mit ihm einerley Religion hatte; daher alle Formen der Rittergalanterie, die so oft ins Kleinliche fielen, weil die Liebe, sie mag wahr oder verstellt seyn, diesem Charakter nicht ausweichen kann; daher das festere und lebendigere Anschließen des Starken an das zartere Geschlecht,

weil er ohne dasselbe seiner eigenen männlichen Kraft gar bald überdrüssig wird, und in sich selbst, — in seiner eigenen Stärke, einen Grund des Gehorchens findet. Die Galanterie, wenn sie wirklich der Liebe oder auch nur der Achtung gegen das andere Geschlecht angehörte, also wie so oft nicht bloß das Spiel eines leeren Ceremoniells war, — ging daher aus einem Bedürfniß der Stärke hervor, sich mit dem Sanften und Zarten näher zu verbinden, um einen Theil ihrer rohen Natur durch das Weib abzulegen. Dieses Bedürfniß entglühet auch in den ungebildetsten Männern oft auf eine sichtbare Art, wenn sie sich in der Nähe edler Frauen befinden, und so sah man oft verwilderte Renommisten in die Form zärtlicher Ritter übergehen, weil sie die Contraste ihrer Ungeschliffenheit mit der Sittenfeinheit liebenswürdiger Frauen nicht länger tragen konnten. — Das Gefühl in der Nähe des Edeln und Schönen: „du bist das noch nicht!" — wirkt in einem nicht ganz seelenlosen Manne einen unbehaglichen Zustand, der sich sein Zurückbleiben selbst zum Vorwurf macht, und, um es zu verstecken, wenigstens das Aeußere gefällige

Decorum gegen das schöne Geschlecht, — und die Schminke der Cultur annimmt. Dieß Gefühl ist um desto lebendiger, wenn das Zeitalter dem Manne und dem Weibe, wie in damaligen Zeiten, eine gewisse Andächteley gebietet, und der gesellige Ton fast ganz durch die Priester bestimmt wird. Diese Erklärung der Rittergalanterie wird die Folge dieses Werks zeigen.

Dieß sey nur der vorläufige Eingang zu der anthropologischen Ansicht einer Zeitsitte, die vorher nie vorhanden war, und auch nachher nie wieder gesehen worden ist, also immer als ein seltenes Gestirn an dem großen Himmel der Geschichte eine größere Aufmerksamkeit verdient, als man ihr bisher geschenkt hat. Nachher, als die Männer durch die neuere Cultur vielleicht zu hohe Begriffe von ihrem ausschließlichen Genie bekamen, also die Contraste zwischen geselliger Rohheit des Mannes und weiblicher Civilisation verschwanden, folglich ein Geschlecht dem andern in der geselligen Vollkommenheit gleich seyn wollte, — da hörte auch die Galanterie in ihren alten Formen auf. Man kämpfte nun nicht mehr für das zartere Geschlecht, sondern schuf die alte

heroische Rittersitte nun in die Hofsprache des Ceremoniells um, die Montesquieu so richtig beschreibt *).

II. Die Eitelkeit des Mannes, sich als den Vertheidiger des andern Geschlechts hinzugeben, verbunden mit dem frommen Glauben jedes Ritters, daß sein Fräulein die schönste und herrlichste unter allen sey, hatte keinen geringen Einfluß auf das Originelle der Chevallerie. Wir dürfen nur die Leidenschaft der Liebe in ihren wunderlichen Aeußerungen und theatralischen Wendungen näher beobachten, — und wir können uns schon einzelne Theile und Theilchen des Rittergeistes daraus erklären. — Man begeht die nähmlichen Thorheiten, wenn man sich einbildet, verliebt zu seyn, oder wenn man es wirklich ist; oder vielleicht im erstern Falle noch mehrere, weil die überspannte und exaltirte Phantasie zu viel comische oder tragische Künsteley

*) „Ce desir général de plaire produit la galanterie, qui n'est point l'amour, mais le délicat, mais le leger, mais le perpétuel mensonge de l'amour.“ Esprit des Lois, Liv. 28. Chap. 22.

erfinden muß, um den äußern Schimmer der Liebe zu behaupten, — dagegen die wahre, als eine so einfache Natur, auch einfacher wirkt, mit dem Schimmer nichts zu thun hat, und sogar weniger schwärmerisch ist. Die erkünstelte Liebe mußte sich in ihrem Schwunge durch Ceremonien, durch zärtliche Gebräuche, durch große Opfer zu kleinen Zwecken, und sogar durch Andächteley und sogenannte Gottesfurcht gründen und erhalten, ohnerachtet der Ritter, welcher für seine Geliebte sterben wollte und konnte, vielleicht ein höchst unsittlicher Mensch war. Aber aus jener theatralischen Ritterliebe ging doch gewiß sehr oft die wahre hervor, weil es eine bekannte Erscheinung der Seelennatur ist, daß eine innere Leidenschaft durch das bloß zufällige oder absichtliche Nachahmen ihrer äußern Zeichen und Symbole selbst geweckt werden kann; daher sogar bey einem muntern Umgange kein Mensch in allen Augenblicken derselbe ist, sondern durch die flüchtige Mittheilung des geselligen Feuerstoffs gegen den Geist Anderer, bald theilweise, bald ganz umgetauscht wird. — Der Ritter des Mittelalters, welcher, nach der romantischen Weise je-

ner Zeiten, eine Heilige im Himmel oder auf Erden anbeten mußte, [wobey aber doch immer die irdischen den Vorzug behielten,] dachte Anfangs wohl selten daran, daß aus diesen Tändeleyen nach und nach oder auf ein Mal ein ernstes zärtliches Wohlwollen gegen die Dame seines Herzens entstehen werde. —

Aber die Eitelkeit des Mannes schlummerte gar säuberlich im Hintergrunde seines Rittergoismus, und die Liebe entstand oft in dem Augenblick, wenn er den romantischen Heldenkampf für die Königinn seines Herzens begann. Diese machte von nun an das höchste Ziel seiner Ehre und sein Ehrgefühl selbst aus, und ging eben darum gar leicht zu dem innigsten Wohlwollen gegen das zweyte Geschlecht über. Was konnte man auch von einem jungen, gefühlvollen schwärmerischen Kopfe, bey einem solchen Kampfe auf Leben und Tod, anders erwarten, als daß er sich für seine Göttinn begeistert und bezaubert fühlte, — wenigstens sich so anstellen mußte, weil es die Zeitsitte unerbittlich von ihm forderte. Was man überdieß mit so vieler Kraft und so vieler Gefahr vertheidigt, was unserer Ehre schmei-

chelt, was die Eifersucht und die Phantasie so mächtig hebt, — wird unserm Herzen werth, und mußte vollends dem Ritter doppelt werth seyn, weil er, vermöge seiner Pflicht, nicht nur die Schwäche und Unschuld des Weibes in Schutz nahm, sondern auch durch die Geschlechtsliebe bey seinen Kämpfen angefeuert wurde.

Eben so war es die höchste Beleidigung jener Rittereitelkeit, wenn man seiner Dame nicht den Preis einer vollendeten Schönheit oder anderer Vorzüge einräumen wollte. In solchen Fällen schonte der Ritter seiner besten Freunde nicht, und konnte aus verliebter Wuth ein niedriger Mörder werden, weil er eines Theils sich nicht in seinem Geschmacke geirrt haben wollte, und andern Theils sein weibliches Ideal nicht einem fremden Tadel aufopfern durfte. Je tapferer und wüthender man für die Auserwählte focht, je mehr glaubte man ihre Schönheit zu demonstriren, und über den Werth aller andern Frauen hinauszuheben. „Man setzte voraus, sagt Palaye, daß die Schönste unter allen Damen auch nur den tapfersten Ritter lieben könne." Eben darum boten sich Eitelkeit und Liebe in je-

nen Schwindlern so oft die Hand, so daß man schwerlich bestimmen wird, welche von diesen exaltirten Leidenschaften die Rittergalanterie am meisten begünstigte. Die Geschichte erzählt hiervon die seltsamsten Beyspiele ritterlicher Unvernunft. Bisweilen fiel es einem so durchaus verliebten oder sich verliebtstellenden Heros ein, mitten im Schlachtgewühl andere Ritter heraus zu fordern, und höhnisch zu fragen: ob ihre heiße Liebe der seinigen gleiche? Eine solche Ausforderung wurde für eine Beleidigung gehalten, und war jedesmal die Losung zu einen fürchterlichen Zweykampf. Ein solcher Fall ereignete sich 1379 bey einem wüthigen Rittergefechte zwischen englischen und französischen Herren bey Cherbourg. Sämmtliche Ritter waren von den Pferden gestiegen, um zu Fuße desto hitziger zu streiten. Einer von den Rittern war nicht abgestiegen, und that obige Frage: wer der Verliebteste unter ihnen sey, möge den Kampf mit ihm beginnen. Er fand einen Gegner. Die Ritter sahen unbeweglich diesem Gefechte zu, und setzten ihr weiteres Handgemenge nicht eher fort, bis der eine seinen Enthusiasmus mit dem Leben bezahlt hatte. Eben so schoß

man sich nachher zur Ehre der Frauen nicht selten mit Pistolen, und bey der Belagerung einer Festung sah man einst einen tödtlich verwundeten Officier und sterbend den Nahmen seiner Herzensköniginn auf einen Schanzkorb niederschreiben. *)

III. Vornähmlich müssen wir bemerken, daß die Ritter gleich nach ihrer Entstehung den obern, man könnte sagen, den obersten Rang in der Societät einnahmen, und auf eine hundertfache Art sich darinn willkürlich und despotisch behaupteten. Der ganze Geist und Stolz des hohen und niedern Adels scheint bereits aus den mittlern Jahrhunderten schon mächtig hervór. Schon damals sah er alle übrige Stände zu seinen Füßen. Der Bürger war der verachtete, der unedle; — der Ritter allein der geehrte Mann. Er allein durfte sich den ehrenvollen Nahmen eines Miles geben; seine Weiber hießen allein Frauen, und da er sich selbst so große Huldigungen brachte: so durfte er diese um so weniger seinen gebildetern Damen verweigern. Alles,

*) De Sainte-Palaye. S. 95. nach Klübers Uebersezzung. 1ster Theil.

selbst die größten Kleinigkeiten, die ihn betrafen, betrachtete er als wichtige Ehrensachen. Nur Ritter durften sich allein mit dem Schwerte schlagen, den andern Ständen erlaubte man den Stock. Nur die Nichtedeln kämpften mit entblößtem Gesicht. Schläge in das Gesicht konnten daher nur Nichtedle treffen, und so wurde eine Ohrfeige zur Schande. In Deutschland beehrte man damit den jungen Ritter zum letzten Mal, ehe man ihn wehrhaft machte, d. i. das Ritterschwert feyerlich umhing.

Nur Ritter trugen goldne Zierrathen, Scharlach, Hermelin und andere Kostbarkeiten; waren frey von Zöllen; genossen Vorzüge vor Gericht, wurden zu Gesandtschaften gebraucht, und durften ohne Rücksicht auf ihre Geburt Ansprüche auf Verbindungen mit den größten Häusern machen. Kaiser- und Königssöhne, die noch nicht zu Rittern geschlagen waren, hießen nur Junker. Kaiser und Könige ließen sich von Rittern zu Rittern schlagen, und verpflichteten sich einander bey feyerlichen Gelegenheiten nicht auf Fürsten-, sondern auf Ritterehre. Alles dieses warf einen hohen Glanz auf ihre Frauen

und Töchter, und wir finden daher das andere Geschlecht in den höhern Ständen nie so geehrt, als zu einer Zeit, wo sich die Ritterwürde selbst über die königliche erhob, und alle andere Stände so weit überstrahlte. Durch die Turniere bekam die Ritterschaft noch mehr Glorie, und fing nun vollends an, sich von den übrigen Classen der bürgerlichen Gesellschaft förmlich zu trennen. So wie niemand vor Gericht schuldig war, mit jemand den Kampf einzugehen, als der seines Gleichen war, eben so wollte man sich nicht einmal mit jemand im Kampfe üben, wenn dessen Voraltern nicht schon Zutritt zu den ritterlichen Uebungen gehabt. Ja, der Adel wollte auf den Domstiftern und mehrern Klöstern nicht einmal mit jemand beten oder singen, als mit seines Gleichen. Dieser seltsame Ritterstolz ward die Ursache, daß man nun aufmerksamer auf Geschlechtsregister wurde. Der hohe und niedere Adel legte sich Geschlechtsnahmen und Wappen bey, welche letztere Anfangs auf den Schildern und Helmen, nachher in Sigillen geführt wurden. Die Waffen wurden in dieser Zeit ein so großes Vorrecht des Adels, daß sich kein Unadlicher da-

mit blicken lassen durfte; Kaufleute, die auf ihren Reisen zu ihrer Sicherheit Waffen mit sich führen mußten, durften ihre Schwerter nicht um den Leib tragen, sondern mußten sie neben den Sattel herabhangen lassen. *)

---

*) M. J. Schmidt's Geschichte der Deutschen. 6tes Buch. 15 Cap.

Anmerk. Man betrachtete in den damaligen Zeiten die Ritter als die mächtigsten Arme des Staatskörpers, und sie waren es auch wirklich, denn sie und die Geistlichen regierten damals die Welt, und die Fürsten waren gewissermaßen die Sclaven beyder Stände. Beyde wollten auch durch ihre Geistesvorzüge herrschen, und beyden machte man das Compliment, daß die Wissenschaften und die schönern Künste des Lebens bey ihnen einheimisch wären. Der Verf. des Buchs: Roman des ailes, sagt unter andern: die Ritterschaft ist die Quelle des Gefälligen. Sie trocknet nie aus, so viel man auch daraus schöpfet. Sie ist ein Geschenk des Himmels, und die Ritter sind die einzigen und wahren Besitzer derselben; ihnen gehet alles das zu Lehn, was davon auf die übrigen Erdensöhne herabträufelt; andere Leute haben davon nur die Oberfläche." — „Mancher Ritter, sagt Schmidt B. 6. C. 16., der nach der heutigen Verfassung kaum be-

Es war natürlich, daß dieser Ritterstolz bey aller innern Rohheit des Gemüths und bey dem

---

merkt würde, machte damals auf seinem Schlosse eine Figur, die selbst Fürsten respectirten, und bisweilen zu fürchten Ursache hatten. Wenn er nichts mit Fehden zu thun haben wollte: so stand ihm ein weites Feld zur Ehre und Ansehen im Turniere offen. Die bloße Zulassung zu demselben war ihm schon Bürge seines unbescholtenen Leymundes und seines edeln Bluts. Mehrere Siege machten ihn nicht allein zur Zierde seiner Verwandten und Mitgenossen, sondern auch seiner Nation; dahingegen die heutige Art Krieg zu führen fast alle persönliche Tapferkeit aufhebt. — Noch mehr konnte ein Graf oder Dynast, der sich heut zu Tage ebenfalls unter seines Gleichen verlieren würde, die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich ziehen, der Schrekken und die Stütze seiner Nachbarn werden, und sich durch Tapferkeit, Großmuth und Verstand einen solchen Nahmen machen, daß ihn ganz Deutschland zu seinem Oberhaupte verlangte, welches der Fall Rudolphs von Habsburg, und noch einiger seiner Nachfolger war."

Daher schilderten selbst die mächtigsten Monarchen ihren Sohnen den Ritterstand als die Grundlage aller Fürstengröße und aller Staatsregierung. Selbst königliche Prinzen durften nicht mit an der Tafel der

großen Mangel damaliger Cultur unter den Männern, doch auch manche gute Seite hatte, wobey

---

Ritter speisen, so lange ihnen diese Würde noch nicht ertheilt war, und der reichste Edelmann erschien in der großen Welt wie eine unbedeutende Null, wenn ihm jener Rang fehlte. Daß ein jeder junger Ritter, sobald er die Einweihung empfangen, sogleich Andern eben diese Würde ertheilen konnte, setzte ihn neben die Mächtigsten der Erde, und gestattete ihm von da an den vertraulichsten Umgang mit den größten Höfen. Starb ein solcher Rittersmann: so nannte man die Anzahl seiner Ritterjahre, wie man die Regierungszeit eines Regenten bezeichnete. Konnte der Ritter eine Anzahl Krieger für den Staat halten: so hatte er Ansprüche auf die Würde eines Grafen, Markgrafen und Herzogs, welchen Rang dann seine Gemahlinn mit ihm theilte. Sein höchster Rang und seine höchste Würde waren, wie bereits erwähnt, seine Waffen. Als der Vater Carls VI. von Frankreich dem jungen Prinzen eine mit Diamanten besetzte Krone und einen schlichten Ritterhelm sandte, um sich eins von beyden zu wählen, sagte der junge Fürst: „geben Sie mir den Helm, und behalten Sie Ihre Krone!“ Auch hat sich vielleicht unter keiner Nation ein Stand in seinem Aeußern so ausgezeichnet, als der Ritterstand. Selbst ihre Wohnungen wurden als heilige Tempel der Ehre betrachtet. Ihre Bur-

wiederum das schöne Geschlecht am meisten gewann. Denn da der Ritter auf seinen ausgezeichneten Standpunct einen so hohen Werth legte, daß er sich stolz neben Könige und Fürsten stellte: so mußten auch die Ritterfrauen nicht nur glänzende Vorzüge erhalten, sondern auch ihre eigene Ehre in einer vorzüglichern Sittlichkeit und Anständigkeit zu behaupten suchen. Hierdurch entstand in den damaligen Zeiten ein gewisser moralischer Stolz der höhern Frauenwelt, der um so sicherer seinen Weg ging, weil er sich wirklich selbst auf Moralität und Religiosität gründete, und jede Beleidigung des Weibes als eine Verletzung der Sittlichkeit und Religion selbst betrachtete. Von dieser Seite erscheint uns das Mittelalter der weiblichen Sitte und ihres edeln Stolzes als ein freundlicher und glücklicher Zeitraum unserer Vorwelt, — während die Männer in eben diesem Zeitraume bey allen ihren tactischen Uebungen in der Galanterie nicht sehr lie-

---

gen allein durften stattliche Mauern, Thürme und Wetterfahnen haben, und das Innere ihrer Häuser prangte von Decorationen ihres Ranges.

benswürdig waren. Die Frauen hatten in diesen Zeiten, wie durch eine gemeinschaftliche Uebereinkunft, ihre geselligen Menschenrechte unter sich selbst ausgemacht, und da ihnen hierbey der Schutz der Religion zu Hülfe kam: so wagten es die Männer nicht, diesen schönen moralischen Bund, bey dem sie selbst so viel gewannen, anzutasten, sondern halfen ihn sogar gründen und verherrlichen, indem sie Anfangs nachgaben, und in dem äußern Cultus der Frauen ihre eigene Ehre suchten. Diese Auszeichnung der letztern würde gewiß nie Statt gefunden haben, wenn die edeln Frauen der Vorzeit es nicht im ganzen Sinne des Worts und in einem Grade gewesen wären, wodurch selbst der ungebildete Ritter bezaubert und begeistert werden mußte. Darum wurden sie auch so feyerlich zu den öffentlichen Turnieren eingeladen, weil sie wegen ihrer Tugend und ihres weiblichen Muths, der in jenem Zeitalter oft so heroisch hervorglänzte, jenen Ehrenplatz verdienten, und weil die Männer nicht bloß von dem Muthe, sondern auch von der Schönheit und Liebe gerichtet seyn wollten. Man legte auch hierauf einen so unendlichen Werth, daß

man die Entehrung oder Beschimpfung einer adlichen Dame gleichsam für ein Majestätsverbrechen hielt, welches den Ritter öffentliche Bestrafungen zuzog, und ihn aus den Schranken warf.

Wir wollen von der damaligen großen Autorität der Damen bey jenen öffentlichen Kriegesspielen nur Folgendes erzählen. Wenn ein Turnier gehalten werden sollte: so wurden die Wappenschilde der Ritter vorher in den benachbarten Klöstern zur Schau aufgestellt. Gewöhnlich strömte das schöne Geschlecht dahin, um seine Neugier an diesen Kostbarkeiten zu belustigen. Ein Herold nannte den Damen die Ritter, welchen diese Schilder zugehörten, und wenn unter diesen Prätendenten, die mitkämpfen wollten, sich einer befand, über welchen sich eine Dame zu beschweren Ursache hatte: so berührte sie nur seinen Helm oder sein Schild, und dieß war sogleich die Losung zu einer strengen Inquisition seines Vergehens. Wurde er schuldig befunden: so folgte die Bestrafung auf der Stelle; er wurde, zu seiner größten Beschimpfung, von der Ehre des Turniers ausgeschlossen, und wagte er es dennoch, sich im Turnier blicken zu lassen: so ward

er für seine Unbesonnenheit durch öffentliche Mißhandlungen mit Stößen und Schlägen herausgetrieben. Nichts konnte den Unwillen der ihn züchtigenden Ritter einhalten, als die Verzeihung der Damen selbst, die er mit lauter Stimme erflehen mußte. Noch auffallender zeigte sich das große Ansehen des schönen Geschlechts bey diesen öffentlichen Lustbarkeiten auf folgende Art, — daß es die ihm dienenden Ritter nicht selten an Fesseln, wie gebundene Thiere, mitten durch die zuschauende Menge vor die Schranken führte, und ihnen dieselben wieder abnahm, wenn der Ritterkampf beginnen sollte. Beym Eintritt in das festliche Turnier nannte sich der Ritter einen Sclaven der Liebe, und einen Diener seiner Dame, deren Nahmen er mit tiefer Veneration aussprach. Von dem Augenblick an war dem zärtlichen Schwärmer keine Heldenthat zu groß; er betrachtete den Nahmen seiner Göttinn als das Unterpfand eines gewissen Sieges, und kämpfte bisweilen so lange, bis er von seinem Gegner todt zur Erde gestreckt wurde. Man hat mehrere Beyspiele, daß eine große Menge solcher verliebter Thoren auf dem Platze blieb, während ihre Damen dem gräßlichen Schauspiele beywohnten.

Die damaligen Schönen ließen es auch an keinen Aufmunterungen fehlen, um die verliebten Ritter nur noch mehr zu diesen Hahnenkämpfen zu spornen, indem sie dieselben mit einem Stück ihrer eigenen weiblichen Kleidung beschenkten, und an diese Zeichen den Muth des Ritters fesselten. Es war ein Gürtel, Schleier, ein Knopf oder Armband, ein Kopfputz, eine Manschette, oder auch etwas von ihren eigenen Händen Gefertigtes. Hiermit schmückte der Liebhaber seinen Helm, seine Lanze, seinen Schild, oder einen andern Theil seines Kleides aus, und er war untröstlich, wenn ein solcher Lappen verloren ging. In diesem Falle schickten dann die Damen ihren Rittern ein anderes Kleidungsstück, damit ihnen ja der wunderthätige Talisman des männlichen Heroismus und seiner Liebe nicht fehle. So trug es sich denn bisweilen zu, daß die Damen ihre Kleider bis auf das Hemd an die Ritter verschenkten, und bey dieser schwärmerischen Freygebigkeit einstmals fast ganz entblößt da standen. — Es ist nicht zu läugnen, daß die Galanterie wenigstens die halbe Seele dieser Spiele war, und daß die anziehende Feyerlichkeit

derselben durch die Gegenwart und Mitwirkung des schönen Geschlechts sehr erhöhet wurden. Man hatte auch wirklich keinen andern Grund hierzu, als Uebung der Kraft und Ostentation einer romantischen Liebe, die durch den Zeitgeist angefacht wurde. Schon bey den Abendgefechten, welche vor dem größern Turniere zum Zeitvertreib, aber ohne große Gefahr, gehalten wurden, rief man: „Liebe den Damen! Tod den Pferden!"

Nach den Turnieren spielten die Damen wiederum die Haupt- und Ehrenrolle. Die Ritter fanden es höchst billig, ihren Göttinnen, beym Beschluß der Feyerlichkeit, noch ein besonderes Merkmal ihrer Achtung zu geben. Die Ritter endigten nie ein Lanzenrennen, ohne noch eine Lanze zur Ehre der Damen zu versuchen, welches man den Damenstoß nannte, und dieses war unter allen Turniergängen derjenige, worinn sich unsere Helden am meisten hervorzuthun suchten, weil dieses Gefecht zugleich das gefährlichste des Turniers war. — Oft entschieden die Damen auch ganz allein, wem der ehrenvolle Nahme des Siegers zukomme, und betrachteten sich als förmliche Richterinnen in den Sachen des Muths und

dessen Belohnung. Frauenzimmer waren es, welche dem Sieger den feyerlichen Dank, das ruhmvolle Angebinde seines Heldenmuths, mit hohen Lobsprüchen überreichten. Beym Empfang desselben durfte der sieggekrönte Ritter einen Kuß auf schöne Lippen drücken, und dieß schien das höchste Ziel seines Triumphs zu seyn; Frauenzimmer führten ihn durch die Menge des jauchzenden Volks, unter dem Schall der Trompeten und Pauken, nach dem Pallast, wo ihn die Großen erwarteten; Frauenzimmer entwaffneten ihn, und legten ihm prächtige Kleider an, kurz, das schöne Geschlecht war bey diesen Volksfesten die schöne Triebfeder und der Abglanz ihrer Herrlichkeit.

Da der Mensch vornähmlich in rohern Zeitaltern und überall so sehr von sinnlichen, besonders feyerlichen Eindrücken abhängt, und einen Theil seines Glücks darinn sucht: so ist es leicht begreiflich, warum auch hierdurch das andere Geschlecht damals so hoch verehrt wurde. Der Ritter wäre ohne die Frauen damals gar nichts gewesen; wenigstens hätte seine Ehre nur von den Lobpreisungen anderer Männer abgehangen, die

doch wohl eben so tapfer, wie er selbst, seyn konnten. Ein solches Lob wäre für ihn nicht zureichend gewesen; er suchte es daher bey dem schwächern Geschlechte auf, weil ihm das Lob der Schönen desto unverdächtiger und liebevoller erscheinen mußte, jemehr sie damals durch die Tapferkeit des Mannes geschätzt wurden.

IV. Vornähmlich muß man zur Erklärung der Galanterie des Mittelalters Folgendes bemerken. Schon die ganze Erziehung der Ritterjugend war ganz dazu geeignet, ihr die Huldigungen und die große Veneration gegen das schöne Geschlecht einzuflößen, — und man weiß, wie mächtig alle Jugendeindrücke auf das ganze Leben hinaus in uns wirken. Dieß mußte vornähmlich bey einer Leidenschaft der Fall seyn, die gerade dann in ihren ersten leisen Funken aufglühete, wenn der Jüngling die ersten Lectionen in der Kunst zu lieben bekam. An dieser Erziehung hatten die Damen selbst den größten Antheil, und die feine und galante Lebensart konnten doch wohl die jungen Männer nur in der feinern Frauenwelt erlernen. Denn der rohe Rittersmann selbst bildete seine Jungen doch eigentlich

nur zu Kämpfern und Soldaten, lehrte sie die Lanzen zu gebrauchen, ihren Körper abzuhärten, mit Schnelligkeit ein Roß zu besteigen, und in seiner Rüstung den Helden zu machen; — kurz, es war weiter nichts, als eine Stallmeistererziehung, welche bloß die körperliche Stärke des Mannes betraf, ohne dessen Sitten und Liebenswürdigkeit zu bilden. Selbst in der Religion und ihrer Geschichte, welche erstere an sich schon nur eine Menge von Ceremonien und äußern Gaukeleyen ausmachte, wodurch der junge Ritter überhaupt schon an das Ceremonielle gewöhnt wurde, — erhielt er den ersten Unterricht von seiner Mutter oder seinen Schwestern, und das dankbare Andenken an diese feyerlichen Stunden mußte den Jüngling lebenslang für das zärtliche Geschlecht gewinnen. Die Hauptformel dieser Erziehung hieß damals: „liebe Gott und das schöne Geschlecht!" Beyde Maximen machten gleichsam nur ein Ganzes aus, und so ging vorzüglich bey jungen schwärmerischen Köpfen die Religion bald in Galanterie, bald die Galanterie in Religion über. Nach der Glaubenslehre der Dame: des belles Cousines, ward sogar derje-

nige Ritter selig, welcher seiner Huldgöttinn treu zu dienen verstand.

Nach der Versicherung des Saintré pflegten die Damen die Ritterknaben zu gleicher Zeit in dem christlichen Catechismus und in der Liebe zu unterrichten. Um den jungen Anfängern zu den Uebungen der Galanterie Gelegenheit zu geben, durften sie sich schon frühzeitig eine der schönsten und tugendhaftesten Damen des Hofes, wo sie lebten, zu ihren Huldgöttinnen wählen. Diese war gleichsam ihre Seelenfreundinn, und dieser vertraueten die jungen Leute ihre Gedanken und Handlungen an. Aber diese Liebe, setzt St. Palaye hinzu, war so nachsichtsvoll wie die Religion des Zeitalters, und erlaubte auch andere minder reine und minder anständige Leidenschaften. — Uebrigens ist es sehr begreiflich, daß ein solcher Umgang mit dem schönen Geschlechte auf den Anstand, auf die Sitten, und selbst auf die Tugend junger Männer einen großen Einfluß haben mußte. Bey der großen Autorität des andern Geschlechts in der höhern Welt und ihrer damals noch so herrschenden Frömmigkeit durften sich die jungen Ritter in Gegenwart der Frauen

keine unschickliche Freyheiten erlauben, und die Achtung selbst, welche die Knappen ihren Wohlthätern und Wohlthäterinnen, von denen sie erzogen wurden, schuldig waren, erhielt jene bey einer anständigen und sittsamen Lebensweise, wenigstens so lange, bis sie in das öffentliche Leben hinausstürmten. Ihre Jugend war eigentlich nur ein strenges Erziehungsleben, welches durch die Nähe ihrer Gebieter und Gebieterinnen überall bewacht wurde, und am wenigsten gegen die Ehre der Hausfrauen anstoßen durfte. Auch an den Gesellschaften und Familiengesprächen, an häuslichen Belustigungen und Festen, nahmen die Knappen Theil, und wurden wie Kinder des Hauses gehalten. Es lag also schon in ihrem Berufe, sich die Gunst des Familienvaters und der Familienmutter zu erwerben, und, wenn sie zu verständigern Jahren kamen, entstand daraus ein Eifer und eine Achtung für die Hausmutter, die lebenslang dauerte, und die Verehrung des Edeln und Schönen nur desto tiefer gründete.

Wenn auch in dieser Erziehungsperiode der jungen Ritter sich manche pädagogische Thorheit und manches lächerliche Ceremoniell einzumischen

pflegte: so mußte doch das Beyspiel so vieler edler Frauen und deren anständige Sittenweise gar mächtig auf die jungen Leute wirken. Hierzu kam noch der wichtige Umstand, daß sie den übrigen Adel bey seinen Besuchen und Festen mit Artigkeit und Bescheidenheit bedienen, seinen Wünschen entgegenkommen, und sich durch einen freundlichen und rittermäßigen Anstand empfehlen mußten. Hier übten sie sich in der herrschenden Kunst und Sitte des bessern Umganges, in der Manier des gefälligen Ausdrucks, in den mancherley kleinen Versuchen und Artigkeiten, dem schönen Geschlechte zu gefallen, in der sogenannten Courtoisie und in der Geschicklichkeit, den Schönen ohne Uebertreibung etwas Liebes und Gefälliges zu sagen. Dieß weckte ihre Aufmerksamkeit auf den bessern Geselligkeitston, und auf die Mißgriffe desselben; dieß machte sie bey ihren Tänzen mit vornehmen Damen angenehm, und da ihnen immer das glänzende Ziel ihrer künftigen Rittereinweihung vor den Augen schwebte, und diese mit von dem Beyfalle der Damen abhing: so war es sehr natürlich, daß sie das schöne Geschlecht als ihre größten Wohlthäte-

rinnen und Erzieherinnen lebenslang verehrten.

V. Ferner darf man behaupten, daß vielleicht nichts einen so großen Einfluß auf die Entstehung und Ausbreitung der Rittergalanterie gehabt habe, — als die Priester und das Priesterthum. Diese andächtigen und zärtlichen Schlauköpfe wußten es recht gut, daß oft rohere Männer von gebildeten und verständigen Frauen am leichtesten beherrscht werden, und daß sich der rohe männliche Stolz für sie nicht ungern interessirt. Auch fanden die Priester und Mönche in ihrer Religion Gründe genug, das andere Geschlecht in Schutz zu nehmen, und ihm um so mehr zu huldigen, je mehr Vortheile sie von diesem weichen und mildthätigen Herzen erwarten konnten. — Es ist doch auch in der That auffallend, daß die Galanterie der Ritterzeit mit dem Verbote der Priesterehe fast ganz zusammentrifft. — Ein Verbot, wodurch die liebevolle Hinneigung so vieler junger Männer zu dem weiblichen Geschlechte nicht aufgehoben, sondern vielmehr gespornt wurde, sich ihm in allen Formen der Artigkeit und Galanterie zu nähern, —

und so ist wohl nichts natürlicher, als daß hierinn die Geistlichen selbst die galanten Lehrmeister des Ritterstandes wurden. Hierzu kam noch der wichtige Umstand, daß die Priester in den Häusern des Adels sich ein fast unumschränktes Ansehen und Vertrauen zu erwerben wußten; daß sie die Bildung und den äußern Anstand der vornehmen Jugend leiteten; daß sie die Bestrafungen der Aeltern selbst fast allein in den Händen hatten; daß sie sich überall in die Angelegenheiten der Ehe mischten; daß sie die Hausfreunde der Männer und Weiber waren; — daß sie endlich schon damals mit mächtiger Hand in die Politik hinein griffen, und die Verhältnisse zwischen Staat und Cultur, zwischen Religion und weltlicher Macht fast allein bestimmten, und jede Kraft des Menschen und der Societät zum Vortheile und nach dem Sinne der Geistlichkeit einzurichten wußten.

Eben so siehet man aus tausend Beyspielen des Mittelalters, daß der Ritterorden fast immer am Gängelbande der Pfaffen geleitet wurde, und, genau besehen, eigentlich ihr künstliches Werk war. — Von der ersten Einweihung des jungen

Buben zum Knappen bis zur letzten geistlichen Einsegnung des sterbenden Ritters befand dieser sich in der Hand des Priesters, und selbst dadurch, daß dieser sich dem heiligen Schutze eines weltlichen Armes anvertrauete, oder vielmehr ihn würdigte, sein Schutzengel zu seyn, machte er den Ritter zum Sclaven des Geistlichen. Ohne eine religiöse Einweihung hätte sich jener auch nicht einmal einen Ritter nennen dürfen; der Priester war hierzu fast nöthiger, als er selbst; das Ceremoniell war in seiner ganzen Form, so wie das Gelübde, durchaus nur priesterlich. Die Aeltern des jungen, zum Knappen avancirten Edelmannes begleiteten ihn, mit brennenden Wachslichtern in den Händen, zum heiligen Altar, und zum feyerlichen Opfer. Dann nahm der Priester einen Degen, nebst dem Degengehänge von dem Altare, sprach verschiedene Segen darüber, und umgürtete damit den jungen Edelmann, welcher solchen von nun an tragen durfte. Das Heilige seiner Waffen, worauf er einen so großen Werth legte, konnte also nur der Priester dazu machen. Der gesegnete und eingeweihete Degen war für den jungen Ritter gleichsam ein Geschenk

des Himmels, — dessen Nutzen und Gebrauch erst durch einen Religionsactus autorisirt wurde, und ohne diese Autorisation keinen Werth gehabt hätte.

Mit noch größerer und andächtigerer Feyerlichkeit wurde die Einweihung zum wirklichen Ritterstande [gewöhnlich im zwanzigsten Jahre des jungen Heros] vollzogen. Diese Ceremonie war gleichsam ein prunkendes Schauspiel der Gottesfurcht, und die Geistlichen zeigten sich dabey in dem vollen Glanze ihrer dramatischen Künsteley. Das ganze Manövre ging dahin, dem jungen Ritter, welcher nun in die große Welt treten sollte, eine tiefe Veneration gegen die Priester einzuflößen, und ihn mit dem geistlichen Stande durch unauflösliche Bande zu vereinigen. Einige Tage vor der Einweihung mußte der junge Ritter ein strenges Fasten beobachten. Dann mußte er mit Priestern und seinen Taufzeugen sich Nächte lang in Kirchen und Capellen aufhalten, und im Gebet und Andacht die Stunden zubringen; dann reichte man ihm das heilige Abendmahl, legte ihm weisse Kleider an, und ließ ihn baden; — alles Symbole der heiligen Taufe,

die mit ihm gleichsam wiederholt wurde. Ferner mußte er den Priestern ein aufrichtiges Bekenntniß aller Fehltritte seines ganzen Lebens ablegen; mit stiller Andacht die Predigten anhören, worinn ihm nochmals der Glaube seiner Religion eingeprägt wurde. — Nach allen diesen andächtigen und gläubigen Vorbereitungen, welche ohne Priester gar nicht geschehen konnten, und auf den lebhaften Geist der Jugend jedesmal einen magischen Eindruck machen mußten, ging die letzte Einweihung wiederum mit religiösem Prunk vor sich. Der junge Ritter begab sich nun, von einer Menge andächtiger Seelen umgeben, in eine Kirche. Um seinen Hals hing an einer Queerbinde sein Ritterschwert, und so gerüstet trat er andächtig vor den Altar. Hier überreichte er ehrerbietig sein Schwert dem Priester; dieser segnete es durch eine Menge Formeln ein, hing es nun dem Ritter als eine heilige Waffe wieder um den Hals, und nun erst konnte er zum Rittereide gelassen werden, und den Ritterschlag empfangen, der wiederum im Nahmen Gottes und irgend eines Heiligen, also ebenfalls priesterlich, geschah. — So hing das ganze Ritterthum mit dem Priester-

thume zusammen, daß man sie beyde fast nur als Einen Stand betrachten konnte; nur daß der Ritter immer mehr von dem Priester, als dieser von jenem abhing. Denn der Priester hatte dem Ritter keine Gelübde gethan; der Ritter hingegen hatte sich durch die heiligsten Eide verbindlich gemacht: den geistlichen Stand zu ehren und zu schützen. Selbst beym Gottesdienste, wenn das Evangelium verlesen wurde, nahmen gewöhnlich die Ritter stehend ihre Degen in die Hand, und richteten die Spitzen gen Himmel, um dadurch feyerlich anzudeuten, daß sie stets bereit seyn müßten, für den christlichen Glauben und seine Diener zu kämpfen und zu sterben.

Wenn man der Entstehung der Galanterie des Mittelalters weiter nachspürt, so kann man sich des Gedankens nicht enthalten, daß die Geistlichen wohl noch mehr, als die Ritter selbst, zu offenen und verborgenen Zwecken, die Courtoisie begünstigt haben. Keine Classe von Menschen fand damals bey dem schönen Geschlechte einen leichtern Zutritt, als die Priester, und die Artigkeit, das freundliche, devote und vertrauliche Wesen ihres Umganges, hinter welchen sich ihre

Lüsternheit versteckte, war den Männern damals gewiß gefährlicher, als die ganze Rittergalanterie jener Zeiten. Denn diese bestand meistentheils nur in einem prunkenden Ceremoniell und in einer tactischen Gewohnheit, die wenig Vertrauliches und wirklich Zärtliches hatte, und der Liebe selbst durch das äußere Gepränge und die steife Rittersitte hinderlich war; — dahingegen der Geistliche durch seine zärtlichere Ehrfurcht und durch seine Religiosität dem weiblichen Herzen selbst viel näher stand. Man sehe auch nur jetzt noch, wie sehr ein gebildeter catholischer Priester durch ein gewisses zärtliches, bescheidenes und gleichsam andächtiges Benehmen seiner frommen Galanterie auf das weibliche Gemüth wirkt! Ich habe dieß sehr oft beobachtet, und überhaupt bemerkt, daß das schöne Geschlecht allen Männern vertraulicher entgegen kommt, welche in ihrem Aeußern etwas Heiliges und Devotes haben, und in deren Umgange die weibliche Schamhaftigkeit desto sicherer zu seyn scheint, je weniger jene Männer das Ansehen eines irdischen Sinnes haben. — Daß hierbey die weibliche Eitelkeit mit im Spiele seyn kann, will ich nicht läugnen. Denn auch alte

Frauen betrachten das artige und demüthige Wesen des Geistlichen als ein Opfer, welches ihrer Würde und Liebenswürdigkeit gebracht wird, und halten das für eine ihnen gebührende Veneration, was nur eine gewisse Manier und Gewohnheit, oder wohl gar nur eine Pedanterie des Geistlichen seyn kann.

Aber gewiß hat die Priestergalanterie in jenen Zeiten viel größere Wirkungskreise, als die Rittergalanterie gehabt, weil die heilige Entfernung, in welcher Hunderttausende junger Männer von ehelichen Verbindungen leben mußten, sie dem andern Geschlechte nur desto geneigter machte, und weil das Verbotene — das zärtliche Verlangen, und die Sehnsucht nach den Weibern nur noch mehr befördern mußte. Man darf hierbey nur wiederum die Menschen beobachten, wie sie sind. — Der unverheirathete Mann, der Hagestolz, welcher entweder sich nicht verheirathen kann, oder auch nicht will, ist in der Regel gegen das andere Geschlecht artiger, gefälliger, zuvorkommender, dienstfertiger, als der Ehemann, der zu jener Galanterie sich nicht mehr so ganz gestimmt fühlt. In dem Unverheiratheten

sehen wir gleichsam einen Abdruck des zärtlichen Ritters oder Priesters. Er findet die Weiber sehr liebenswürdig; er ehrt sie als das vorzüglichere Geschlecht; er beneidet wohl selbst die Männer, welche mit edeln Frauen verheirathet sind, oder bereuet es, daß er die goldene Zeit zu einer frühern Verheirathung vorbeystreichen ließ; — Alles aus dem ganz natürlichen Grunde, daß wir uns nach alle dem leidenschaftlich sehnen, was wir nicht besitzen; und da die Geistlichen nicht heirathen durften: so suchten sie wenigstens durch ihre Artigkeit und Galanterie die Herzen der Schönen zu gewinnen, da sie ihnen nicht ihre Hand reichen konnten.

Der Geistliche hatte damals und selbst jetzt noch andere subtilere Gründe, sich dem andern Geschlechte artig, herzlich und vertraulich zu zeigen, weil er sie als Töchter und Schülerinnen seines Glaubens betrachtete, ihnen Verzeihung ihrer kleinern und größern Schwächen, gleichsam aus eigener religiöser Macht und zärtlichem Erbarmen schenken, sie dadurch seinem Herzen nähern und auf ihren Dank rechnen durfte. Wie viel Liebes, Gefälliges und Schmeichelhaftes ließ

sich nicht selbst in die religiösen Gespräche mit den Weiblein einstreuen, was grade nur in diesem Gewande das weibliche Herz rühren, und für den geistlichen Stand gewinnen mußte! Wie viel Zärtliches ließ sich hierbey über Liebe und Freundschaft, über den Einklang besserer Seelen, über ihre geistige Nähe und Verwandtschaft, über weibliches Gefühl, über das schöne Wiedersehen in einer andern Welt, und über so manche andere Dinge sagen, welche die Zartheit des weiblichen Herzens so leicht interessiren, und, weil es hierbey gegen den einschmeichelnden Redner selten mißtrauisch ist, sich ihm desto leichter hingiebt. Wie gern mußte es Männern entgegen kommen, die es in seinen Leiden auf eine so gesalbte und andächtige Weise, und gemeiniglich *mit milder* Schonung eigener Schwächen *trösteten*, seine kleinen Schwärmereyen begünstigten, sein Mitleiden weckten, seine Devotion leiteten, und seine Thränen ganz in ihrer Gewalt hatten! Wie tief standen hier die galantesten Ritter selbst unter dem galanten Priester, und wie viele zärtliche Herzensverbindungen mögen die Beichtstühle und die dort eingeführte religiöse Vertraulichkeit ver-

anlaßt haben! — Da die schönen Sünderinnen dem Geistlichen ihre kleinsten Fehltritte im Puncte der Liebe, ja selbst ihre geheimsten Gedanken und selbst ihre Träume bekennen mußten: so lernte jener die schwachen Seiten des weiblichen Herzens nur zu genau kennen, und diese Kenntniß gab ihm oft genug Winke, wie und wenn die weibliche Tugend am leichtesten zu versuchen und zu verführen sey. Jene Bekenntnisse gaben Gelegenheit zu Erörterungen der physischen Liebe, welche nach und nach die Schamhaftigkeit des Weibes leichtsinniger machten, und ihre Bedenklichkeiten verminderten, weil man sich einem andächtigen Manne anvertrauete. Selbst der Gedanke, daß der Geistliche aus eigener Macht alle Sünden des Bluts verzeihen, und die Sünderinn von der Strafe des Himmels freysprechen könne, schaffte gewiß der Priestergalanterie vielen Eingang, und vermehrte die Uebungen des Lasters, je sicherer sie hinter einer gewissen religiösen Dunkelheit waren.

Als in nachfolgenden und neuern Zeiten mit der Verfeinerung des geselligen Lebens die Galanterie selbst eine veredeltere Form erhielt, waren

es wiederum die Geistlichen, welche ihr diese Form gaben, und sich durch ihre Cultur und durch ihren Unterricht bey dem schönen Geschlechte einzuschmeicheln suchten; man unterhielt dasselbe nun nicht mehr bloß durch ascetische und erbauliche Gespräche, und gottesdienstliche Spielereyen, sondern der geistliche Stand näherte sich ihm nun selbst durch den gefälligen Unterricht in den Sprachen, in den Künsten und schönen Wissenschaften, und man könnte sagen, in der Galanterie selbst. — Die französischen Abbé's wurden gleichsam die Meister und Ideale der galanten Welt. Ihre einnehmenden gefälligen Kenntnisse, ihr glatter Sittenanstrich, ihre priesterliche Würde, ihre artige Unverschämtheit, ihr angenehmes Talent, zu plaudern, ihr ganzer eleganter Anstand und Redeton, schloß ihnen alle Häuser auf, und sie scheinen die schlüpfrige Mode gebilligt zu haben, daß jeder — der Herr und die Frau des Hauses, sich eigene Freyheiten erlauben durfte, ohne daß ihre eheliche Verbindung dadurch aufhörte. Die Galanterie der Geistlichen gewann hierdurch einen unendlichen Spielraum, und weil ihnen die Männer doch immer etwas mehr Zutrauen, als

Andern, schuldig zu seyn glaubten: so übergaben sie ihnen ihre Weiber zur Bildung und Aufsicht, während diese Keuschheitswächter die Männer selbst hintergingen.

In dieser Form sehen wir die Priestergalanterie seit Jahrhunderten, und weil sich die Schwächen der Menschen zu allen Zeiten gar sehr gleichen: so ist es jetzt noch eben so wie sonst. Meine Leser mögen hierüber folgende Anecdote hören. Sie ist aus der neuern Zeit und buchstäblich wahr. — Ein vornehmer französischer Herr zu Paris hatte sich mit einem jungen bildschönen Weibe aus einem der ersten Häuser daselbst vermählt. Ihr heiterer munterer Geist, ihr fröhlicher Charakter und ihre liebenswürdige Natürlichkeit hatte ihn in den ersten Schwärmereyen der Liebe angezogen, ohne es zu bemerken, daß es ihr wirklich an höherer Cultur des Verstandes fehlte. Der zärtlich Verliebte siehet Anfangs gewöhnlich über die geistigen Talente der Königinn seines Herzens hinweg, bis seine Phantasie ruhiger wird, und er in seiner Gattinn nicht bloß eine schöne Bildsäule, sondern auch ein verständiges, aufgeklärtes und gebildetes Weib

zu besitzen wünscht, zumal wenn er mit ihr oft in der großen Welt erscheinen muß. Seine Gattinn war in ihrer Jugend vernachlässigt worden; es dauerte nicht lange, so gefiel dem jungen Herrn ihre fröhliche und naive Einfachheit nicht mehr; er fühlte es, daß sie in den höhern Ton der Societät nicht einstimmen konnte, daß ihre Denkweise, ihre Sprache, ihr Raisonnement, ihr bisweilen zu lautes Gefühl gegen die studierte Sittenfeinheit der großen Welt anstieß, und der Wunsch, ihr eine höhere Bildung zu geben, wurde immer dringender in ihm. — Nun war es aber jetzt eine herrschende Mode, den jungen Damen, welche die beliebte Weihe der Cultur noch nicht empfangen hatten, wissenschaftlichen Unterricht durch die Priester geben zu lassen. Die jungen Abbé's waren in allen vornehmen Häusern die Vorleser, und die Seelenbildner der jungen Damen, nicht bloß, und wohl am seltensten mittelst religiöser Vorträge, sondern grade wie bey uns Deutschen durch eine sentimentale Aesthetik und eine schwärmerische Schöngeisterey.

Einer von diesen Schöngeistern, gleichfalls ein junger Abbé, der sich nachher durch sein Glück

und seine literärischen Verdienste sehr auszeichnete, hatte so viele Lehrstunden bey den pariser Damen, daß der ganze Tag besetzt war, gleich einem beliebten Künstler, dessen Arbeiten überall verlangt werden. Der junge Ehemann führte selbst den Abbé bey seiner Gattinn ein, zweifelte nicht an ihren Fortschritten in der Cultur unter der Anführung eines so geschickten Meisters, und überließ sie ihm, fern von jener so leicht zündbaren Eifersucht, welche sonst den Franzosen so eigen ist. Aber kaum hatte der Geistliche seine Bildungsversuche bey dem jungen lebhaften Weibe angefangen, als er eine Sprache annahm, die eher den Liebhaber, als den Lehrer verrieth. Die Dame verstand ihn, aber sie war ihrem Manne getreu, die Cultur hatte noch nicht ihr Herz verpestet; — sie ließ sich mehrmals entschuldigen, wenn der zärtliche Vorleser kam, erdichtete Kränklichkeiten, und vermied, so oft es thunlich war, seinen Umgang. Dieß war nun gar nicht nach dem Sinne ihres Gemahls. Er äußerte ihr seine Empfindlichkeit, daß sie so kalt und unempfänglich für die höhere Cultur sey, daß sie seinen Absichten so wenig entgegenkomme, und drang nun

mit Ernst auf die Fortsetzung ihrer Bildungsstunden. — Nun konnte sich das edle junge Weib nicht länger halten. Sie erklärte ihrem Manne gradezu: daß sie dem Herrn Abbé nichts weniger als gleichgültig zu seyn schiene, daß er sich sehr zärtliche Bewerbungen um ihre Gunst erlaube, und daß sie nach ihren Grundsätzen den Umgang eines solchen Lehrers vermeiden müsse. Ihr Gemahl lachte hierbey laut auf. Alle schöne Frauen, sagte er, stehen in dem thörigten Wahne, daß alle Männer in sie verliebt sind. Eine artige Schmeicheley ist noch keine Liebe, und Sie, Madame, werden bey dem Abbé die Stunden fortsetzen. Ich will gehorchen, erwiederte das muntere Weib, aber Sie sollen sich selbst überzeugen, daß ich den zudringlichen Schöngeist nebst seiner ganzen Bildungskunst fliehen muß. Beobachten Sie ihn bey der nächsten Vorlesung durch eine spanische Wand. Dieß geschah. Kaum hatte der Belletrist seine neuen Bildungsversuche angefangen, als er zu den Füßen des jungen Weibes lag. Natürlicherweise willigte nun der Ehemann gern in die Abstellung der Lehrstunden ein. —

Cri-

Critik der Rittergalanterie nach ihren unvortheilhaften Ansichten.

Gegen alle jene glänzende Erzählungen von der so liebenswürdig geschilderten Rittergalanterie tritt nun aber auch die Geschichte mit ganz entgegengesetzten Gemählden auf, und zeigt uns die Kehrseite jener Veneration für die Weiber in dem höchst ausschweifenden Leben der Ritter selbst, — so daß man kaum glauben kann, daß so rohe und verwilderte Menschen einer innigen und wahren Verehrung gegen das schöne Geschlecht fähig gewesen sind. Man muß hierbey sich nicht durch die vielen ältern und neuern Ritterromane, und durch einseitige Vorstellungen der Courtoisie täuschen lassen, die sie uns so gern als den zarten Abdruck jener schönen geistigen Liebe darstellen möchten, welche nur die bessern Seelen zu einem ewigen Einklange stimmt. Die Ritter des Mittelalters kannten höchst wahrscheinlich diese hohe und reine Ausbildung des Gefühls nicht, — und wenn die Dichter diese geistige Liebe besangen, und sie gleichsam von den Lippen einer Venus Urania ertönen lassen: so muß man im-

mer bedenken, daß es Dichter sind, die uns die Himmlische zeichnen. Wir geben gern zu, daß die ritterliche Ehrfurcht gegen die Frauen nicht immer eine ceremonielle Ziererey war, daß sie eine Menge schöner und großer Verbindungen zum ehelichen Leben veranlaßte; daß sie der männlichen Tapferkeit einen neuen Schwung gab, und den Ritterstand in seinem animalischen Müssiggange manche ernste, erquickende und wohlthätige Stunde gab. Aber diese schöne und zarte Empfindung des Wohlwollens und der Liebe stand doch meistentheils nur als ein Ideal in den Schriften. In dem wirklichen Leben zeigten sich die Ritter nur zu sehr als Menschen, und ihr Zeitalter war so durch alle Laster verpestet, als daß man ihre Moralität so hoch erheben dürfte. — Nicht bloß ascetische Schriftsteller, welche von jeher aus einem heiligen Eifer die Menschen, vornähmlich die Großen, ein wenig zu schwarz abbildeten, sondern ernste und unparteyische Historiker schildern uns den Ritterstand als eine Societät der ausschweifendsten Renommisten, — die hinter ihrer Adelwürde die größten Verbrechen verübten. Man höre nur, — welche Eh-

rennahmen der Pabst Urban II. den Rittern in einer Rede zu Clairmont 1095 gab, worinn er den ersten Kreuzzug predigte. „Ihr mit dem Wehrgehänge, sagt er, die ihr eure Brüder zerfleischet, ihr Unterdrücker der Waisen, ihr Räuber der Wittwen, ihr Todtschläger, ihr Gottesräuber, um Christenblut zu vergießen, wartet ihr, bis man euch Sold bietet, und so wie die Geier das Aas schon in der Ferne wittern, so ziehet ihr auch in die Ferne dem Kriege nach!" „So durfte damals, sagt Schmidt *), ein Pabst mit dem Ritterstande gleichsam im Angesichte der ganzen Welt sprechen," — und was konnte Leuten von solchem Schlage angenehmer seyn, als ihr Handwerk fortzusetzen, und sich, statt der ehemaligen Verantwortung, nun durch die Kreuzzüge den Himmel zu erwerben?

Wie tief in jenen Zeiten die Menschheit, vornähmlich in den höhern Ständen, gesunken war, — und wie wenig man daher die Tugenden derselben rühmen darf, — darüber soll uns

*) In der Geschichte der Deutschen. 5tes Buch. 6tes Capitel.

in der Kürze ein Schriftsteller belehren, welcher in den Geist jener Zeiten tief eingedrungen ist. – „Die allgemeine Sittenverderbniß, sagt er, nahm in den mittlern Jahrhunderten in gleichem Verhältnisse mit der Anarchie der europäischen Staaten, mit der Uebermacht eines verwilderten Adels, und einer noch ausgelassenern und mächtigern Geistlichkeit zu, und wurde durch die Zügellosigkeit der Kreuzfahrer, durch ihre Bekanntschaft mit den Lastern der Griechen und Morgenländer, und selbst durch den schnellen Reichthum der grossen Handelsstädte, und der damit verbundenen Ueppigkeit und Sinnlichkeit gar sehr vermehrt. – So wie die Despoten des Morgenlandes große Banden von Tänzerinnen unterhalten, so unterhielten die abendländischen Fürsten ganze Haufen von öffentlichen Frauenzimmern, die unter der Aufsicht besonderer Marschälle standen, und dadurch eines öffentlichen Schutzes ihrer Laster genossen. Diese folgten den Königen und Fürsten auf ihren Heerzügen, und es fanden sich unter andern in dem Lager eines französischen Regenten 1500 Personen dieses Gelichters, deren Schmuck von einem unschätzbaren Werthe war.

Da diese öffentlichen Dirnen sich eben so prächtig als die vornehmsten Damen des Hofes zu kleiden pflegten: so wagten sie es gewöhnlich, sich unter jene, bey öffentlichen Feyerlichkeiten, zu mischen, — und so geschah es dann einst, daß die Königinn von Frankreich einer solchen gemeinen Person den Kuß des Friedens, wie den edlen Frauen des Hofes, gab, weil sie die Leichtfertige nicht kannte. In den Städten war die Sittenlosigkeit eben so groß, als an den Höfen. Ueberall standen die öffentlichen Frauenzimmer unter dem Schutze der Obrigkeit, und vermöge dieses Privilegiums durften sie sogar die nicht zunftmäßigen Schwestern gerichtlich belangen, weil die Obrigkeit für jenes Vorrecht ein jährliches Pachtgeld erhielt. Bey allen häuslichen, öffentlichen, bürgerlichen, und sogar Gottesdienstlichen Festen herrschte eine unbegrenzte und unerhörte Schamlosigkeit. An dem sogenannten Narrenfeste, das durch ganz Europa fünf Jahrhunderte lang zur Schande der Menschheit in den Weihnachten gefeyert wurde, tanzten nicht nur liederliche und muthwillige Laien, sondern selbst Priester nackt auf den Straßen und in den Kirchen, während

sie durch die gotteslästerlichsten Nachäffungen der heiligsten Handlungen die Religion entweiheten."

„Bey dem Einzuge Ludewigs XI. in Paris 1461 wählten die Einwohner der schon damals höchst sittenlosen Königsstadt die schönsten Mädchen zum Empfange des Landesvaters aus, und da man ihm durch ein ganz neues Schauspiel der Kunst, oder vielmehr der Natur überraschen wollte: so mußten diese Mädchen völlig entkleidet als Sirenen zur Ergötzung des Königs allerley Schäferlieder singen. — Selbst die Kleidung drückte den sittenlosen Geist des Zeitalters aus. Die Frauen der vornehmsten Stände gingen fast nackt einher, und die Beinkleider der Männer waren schamlos aufgeschlitzt, und auf eine Art decorirt, wie es sich noch keine barbarische Nation erlaubte. Man tanzte selbst an Hochzeitfesten nackt, und hielt es für einen verzeihlichen Ausbruch von Munterkeit, wenn man Jungfrauen ganz entblößte. Die Bälle und Feyerlichkeiten, womit die Turniere, also die Feste des höhern Adels, begleitet waren, unterschieden sich nicht von den unsittlichen Hochzeiten der Bürgerschaft. — In dem Taumel der wilden und berauschten Freude erlaubten

sich die Ritter an den Höfen und Königsfesten die ungebührlichsten Freyheiten, und die vornehmsten Frauen und Jungfrauen wiesen sie nicht immer durch weibliche Sittsamkeit zurück, — und selbst Palaye, welcher sonst die Ritter nicht genug erheben kann, sagt: daß an solchen Festen die meisten Ehemänner gekrönt, und die meisten Jungfrauen entehrt wurden. Wir haben zwar aus dem Vorhergehenden gesehen, daß die Ritter dem schönen Geschlecht Hülfe und Ehrerbietung schwören mußten; daß ihre Verehrung dieses Geschlechts schwärmerisch, und man könnte sagen, abgöttisch war; daß sie zu seiner Ehre und Vertheidigung Leib und Leben wagten, und ein kleines elendes Zeichen seiner Huld wie einen Triumph betrachteten, — und dennoch war unter den Rittern nichts gewöhnlicher, als Unterdrückung und Beraubung der Wittwen und Waisen, Blutschande, Ehebruch und unerlaubtes Zusammenleben mit Personen, die man nicht gesetzmäßig geheirathet hatte; denn alle Ritter sahen Theils die Zofen und Kammerfrauen ihrer Gemahlinnen und die in ihren Zimmern arbeitenden Mädchen als Genossinnen ihrer Harems an.

Ein Graf von Armagna heirathete in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts öffentlich seine eigene Schwester. — Die Allgemeinheit des Concubinats unter allen, besonders unter den höhern Ständen hob die mit unächter Geburt verbundene Schande ganz auf. Unächte Söhne von Fürsten und Edeln nannten und schrieben sich selbst: Bâtards, und solche unächte Söhne erhielten im 13ten und 14ten Jahrhunderte Rechte, die sie vorher niemals unter den unverdorbenen deutschen Völkern hatten. — Bey solchen Sitten war es unmöglich, daß die Ritter eine wahre Liebe und Hochachtung für ihre Frauen haben, und die Frauen selbst eine solche Liebe und Hochachtung verdienen konnten, wie unsere ältesten Vorfahren und deren Weiber in den Zeiten der Einfalt und Unschuld." *) Wenn diese Stelle auch in das Extreme zu fallen scheint, so stellt sie doch gewiß die Schamlosigkeit der Ritterzeiten — in einzelnen Fällen — factisch auf.

Endlich hat man die in den mittlern Jahrhunderten aufblühende Dichtkunst der Lie-

*) Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts I. S. 246. u. f.

be und ihre Poeten für ein vorzügliches Beförderungsmittel der damaligen Rittergalanterie halten wollen. „Die Dichter, sagt ein ungenannter Schriftsteller, sind immer die ersten unter einer Nation, die dem Tone der Sitten mehr Wohlklang verschaffen. Da sie zunächst ans Herz reden, oder wenigstens durch das Medium der Phantasie, und diese Eigenschaften der Seele in ihrer Entwickelung weit schneller gehen, wie der Verstand: so wirken sie auch leichter, ziehen die Seele vom groben Sinnlichen ab, und, indem sie das feinere Sinnliche hinaufspannen, regen sie die Saiten des sittlichen Gefühls an, und verbinden sie zum schönsten Einklange. Was kann reiner seyn, als die Liebe, welche uns die Minnesänger schildern! — Sie scheinen sie einer glücklichern Zeit, einem platonischen Vorelysium, gestohlen zu haben. Sie mahlen sie uns mit so himmlischen reinen Farben, als ob Venus Urania die des Socrates in Symposium selbst sie hergegeben hätte. Ihre Sprache, selbst ihre Bilder sind oft so petrarchisch schön, daß man einen Anacreon mit allen seinen Grazien und das wol-

lüstigglühende Feuer einer Sappho darüber vergißt." *)

Es ist nicht zu läugnen, daß die Troubadours in Frankreich und die Minnesinger in Deutschland der Liebe manches treffliche Lied gesungen haben; allein diese Lieder sind zum Theil zweyhundert Jahre nach Entstehung der Rittergalanterie gesungen worden, und damals gab es noch gar keine zärtliche Dichter jener Art. Die Dichtkunst scheint also nicht die Mutter der Galanterie gewesen zu seyn; — eher könnte man sagen: daß die Galanterie nach und nach jene Dichter geweckt habe, so wie sich überhaupt selbst eine schwärmerische Herrschaft der Liebe denken läßt, ohne daß sie Verse macht, oder Verse lieset. Tausend junge Leute verlieben sich, ohne diese Behelfe, und wie viel junge Ritter mögen für die Dame ihres Herzens Leib und Leben gewagt haben, ohne zu wissen, was ein Poet für ein Ding sey. — Auch waren die Ritter ja selbst, nach dem einstimmigen Zeugnisse jener Zeiten, so

*) Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit. Gotha 1786. S. 79.

unwissend und roh, daß die wenigsten lesen konnten, und derjenige für ein Wunderthier gehalten wurde, welcher einen Brief zu schreiben verstand. Es scheint daher nicht, daß die einzelnen Dichter jener dunkeln Zeiten besonders auf die geistige Achtung gegen das schöne Geschlecht im Allgemeinen gewirkt haben, sondern daß sie nur an geistreichen Höfen, und in den einzelnen veredelten Häusern Eingang fanden. Man kann nicht glauben, daß man damals die Minnedichter fleissiger als jetzt gelesen habe, zumal wenn man bedenkt, daß es damals noch keine Druckereyen gab, und die Bücher nicht, so wie jetzt, tausendfach vervielfältigt werden konnten. *)

---

*) Die Herausgeber der Minnesinger klagen laut: „daß man die Proben und Ankündigungen derselben, die sie Denkmäler des Witzes und des Herzens unserer Voraltern nennen, mit Gleichgültigkeit aufgenommen habe. Die geschlossenen Gesellschaften, heißt es, selbst die sich rühmen, daß sie sich aus der Anbauung der Sprache ein Geschäft machen, vernahmen unsere Einladung mit einem unthätigen Kaltsinne. Die Lieder der Reinmare und von der Vogelweide eilten von ihnen unverwehrt

Wenn man die Minnegedichte selbst, ohne eine besondere Vorliebe für ihr Alterthum, lieset: so erscheinen sie auch nicht in dem Charakter, welcher jene reine und geistige Liebe begründen könnte. Ein großer Theil derselben ist doch weiter nichts, als eine gereimte Liebeley, und wenn man eins dieser Gedichte gelesen hat, so hat man sie fast alle gelesen. Das Tändelnde und Kußliche spricht sich darinn überall aus, — zwar in mancherley Wendungen und Wiederholungen, aber doch immer als Bagatelle, die sich oft in hundert und mehrern Versen über einen Gegenstand ausdehnen muß. Ja, manche könnte man das Lied ohne Ende nennen, und viele sind so wenig geistig, daß sie nur die Leiber der Schönen und ihre sicht- und fühlbaren Reize bis zum Uebermaaß schildern. — Offenbar hat man in neuern Zeiten diese Gedichte so hoch gestellt, weil man das dunkle Zeitalter für ganz unfähig hielt, etwas Dichterisches hervorgehen zu lassen, und so hat

---

dem Untergange zu." S. die Vorrede zu der Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte. Zürich 1758.

man einer Sache etwas Vortreffliches angedichtet, weil es den Character des Sonderbaren an sich trug. Gegen Herder's lobpreisende Critik der Minnesinger sagt ein Kunstrichter in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften Folgendes: „Das größte, wo nicht Einzige Verdienst der Minnesänger bestand nur in einer gewissen Simplicität und Naivetät des Ausdrucks; größtentheils waren es doch nur mittelmäßige und gemeine Köpfe, die aber das Glück hatten, eine sanfte, den niedern Gattungen der Poesie vortheilhafte Sprache, ein Zeitalter mit poetischen Sitten und Mustern zu finden, die zwar selbst nur schwach, aber zugleich auch von glänzenden Fehlern frey waren. Freylich traten in diesem Lorbeer- und Myrthenwalde, wie sich Herder ausdrückt, auch Kaiser, Könige und Fürsten [vielleicht ein böses Zeichen für die Poesie selbst] mit auf, jedoch ohne sonderliche Abwechselung, da Gegenstand und Manier ihrer Lieder äußerst einförmig war, und auch unter den Umständen wohl seyn mußte; — viel Blätter, weniger Blüthen, und noch weniger Früchte. Das ganze Ding war nur eine vorübergehende Mode. Die

Deutschen waren immer die Affen anderer Völker; vorzüglich traten ihre Großen und Reichen in die Fußtapfen der Ausländer; denen, von welchen sie das Ritterwesen und einen Theil seines romantischen Geistes entlehnten — leyerten sie denn auch ihre Liebeslieder nach." — „Mitten unter ihren Anbetungen, sagt Herr Meiners S. 306 der Geschichte des weiblichen Geschlechts, erlaubten sich die Ritter die schmutzigsten Anspielungen und Scherze, und die Gedichte oder Erzählungen der erlauchten und nicht erlauchten Troubadours und Minnesinger waren voll von Unfläthereyen, vor welchen Ovid oder andere asotische Dichter verdorbener aber verfeinerter Völker erröthet wären. In eben diesen schmutzigen Gedichten waren die größten Unanständigkeiten mit den größten Andächteleyen, so wie in der Denkungsart der Ritter sehr oft die äußerste Bigotterie mit der sittenlosesten Ausgelassenheit verbunden."

Wenn wir auch diesen Umstand übergehen wollten: so liegt doch darinn noch gar kein Beweis von der höhern Cultur des Adels damaliger Zeit, wenn einige oder mehrere Ritter die Poesie

liebten; so **wenig** der girrende Minnegesang eine allgemein herrschende Achtung des weiblichen Geschlechts beweist. Einzelne Spuren der Cultur und des bessern Geschmacks können bey großen Verfinsterungen einer Nation Statt finden, so wie einzelne vortreffliche Menschen noch lange keine moralische Bildung ihres Volks beweisen. Ja, ich möchte sogar behaupten, daß selbst unsere höhere moderne Cultur eigentlich nicht durch die Dichter, sondern durch ganz andere Umstände befördert wurde, deren Erörterung nicht hieher gehört. Man lieset die Dichter doch eigentlich nur zum Vergnügen und zur Beschäftigung der Einbildungskraft, als Luxusartikel der Mode und des Zeitgeistes; allein man hat es schon längst bezweifelt, daß sie so gewaltig und so magisch auf die Veredlung der Herzen und des innern Sinnes wirken sollten, — und man könnte fragen: ob irgend ein Mensch durch einen Dichter [ich nehme die Religiösen aus] moralisch besser geworden sey? Auch wird nichts leichter vergessen, als ein Gedicht, und wird es auswendig gelernt: so hat es gemeiniglich schon seine Kraft verloren.

Daß die ganze Minneliedersucht nur eine temporelle Mode war, die man den Franzosen nachäffte, sieht man daraus, daß sie endlich ganz verschwand, und sogar in den verdorbenen Geschmack der Meistersänger überging, bis auch dieser als eine Erscheinung menschlicher Schwächen aufhörte. — Eben so ging schon vor Jahrhunderten die alte romantische Courtoisie mit ihrem ganzen Gefolge, mit ihrem lächerlichen Ceremoniell, ihren Turnieren, mit ihren Liebes- und Gerichtshöfen unter, und leuchtete nachher unter den französischen und spanischen Königen, wie auch an einzelnen deutschen Höfen, nur noch in verglimmenden Funken hervor. Es entstand ein neues Jahrhundert der Galanterie, welches durch die bessern Künste des Lebens und durch eine geläutertere Philosophie des Umganges sich nach und nach über das Steife der Rittersitte hinausschwang, und mehr Feinheit und Geistesgenuß in die Societät einführte. Die Lectüre geistreicher Werke, die bessere Schauspielkunst, die edlern Producte des Genies verbreiteten von Frankreich aus ein neues Reich der Sitten und des Geschmacks; die Menschen wurden klüger,

geschlif-

geschliffener, geselliger und geschmeidiger. Die Künste, dem andern Geschlechte zu gefallen, nahmen eine edlere Form an, und das gesammte alte Ritterwesen wurde als ein lächerlicher und roher Zeitgebrauch betrachtet. Man huldigte nach wie vor dem schönen Geschlechte und seiner Liebenswürdigkeit; aber diese Huldigungen gingen nicht mehr aus jener alten romantischen Sclaverey hervor, wodurch man die Frauen zu überirdischen Wesen erhob, und wodurch sich der Mann lächerlich machte. Freyheit und Humanität verband jetzt beyde Geschlechter durch zartere Gefühle, und erhob sie zu schönern Stufen der Cultur, indem eins das andere leitete und achtete, ohne sich einander blindlings zu vergöttern. Allgemeiner, herzlicher und verständiger wurden durch das Universelle des Umganges gesellige Freuden, als sie es in den Burgen der Ritter seyn konnten. Die Frauen standen höher als jemals, ohne daß der Mann seine Rechte aufopferte; aber sein roher, ritterlicher Egoismus mußte sich unter dem weiblichen Himmel erweichen; die Frauen wurden die Bildnerinnen der Männer in der bessern Societät; sie richteten uns noch wie im mittlern Zeitalter;

aber nach feinern Gesetzen, und geboten uns eine Galanterie, welche sich auf Verstand und Geschmack gründen mußte, und die Herzen zu Herzen hinzog. Erleuchtung und Anstand und freye Decenz bildeten jetzt den Mann, wie ihn das gebildete Weib suchte, und wie sie ihn lieben mochte; — auch die Liebe hüllte sich jetzt in freundlichere Gestalten; ihre natürliche und schuldlose Coquetterie legte die zu tactische Sprödigkeit ab, und spielte nicht Jahre lang mit der Geduld und Treue des Geliebten. Der Zwang, das Unnatürliche, die Affectation zeigte sich nun weniger in dieser schönen Leidenschaft, welche die freyeste unter allen seyn will, und die Rechte ihrer Freyheit so oft mit Heldenmuth vertheidigte. Nun konnte der Jüngling durch seine persönliche Liebenswürdigkeit weibliche Herzen erobern, ohne daß ihn diese in einen Kampf auf Leben und Tod sandten, um seine Treue zu prüfen. Nur eine rohe Liebe konnte mit dem Leben des Geliebten so grausam spielen. Die Frauen berechneten den Werth des Mannes jetzt nach höhern Ansichten; größere Verdienste, als seine Lanze und seine Ahnen, mußten ihn jetzt liebenswürdig machen, und jetzt

konnte er ihr auch durch eine höhere Bildung in einer wirklich höhern Gestalt erscheinen, als der rohe Ritter seinem Fräulein. — Herrschaft behielt freylich das Stärkere über das Schwächere, weil der Mensch die Natur nicht umkehren kann; aber es war die Herrschaft der Zärtlichkeit, welche die Geister nicht trennt, sondern nur näher an einander zieht. Das Weib bat nicht kriechend um den Schutz des Mannes und um seine Ritterpflicht; sie berief sich auf ihre Rechte, auf den Adel, auf die geheimnißvolle Stärke ihres Geschlechts. Die klügern und thätigern Frauen wurden durch die Männer die stillen Schutzheiligen der Welt, ohne daß die gebietende Herrschsucht hervorleuchtete. Die Veredelung hatte alle diese Härten abgeschliffen, und der Mann fühlte sich in diesem Geiste der weiblichen Leitung erwärmt und glücklich.

So erscheint das Ideal der bessern Galanterie in aufgeklärten Jahrhunderten, in den reinern Zeiten der Cultur, in den edlern Familien, wohin sie gleich einer erquickenden Sonne drang. Aber auch dieß ist noch nicht ihr höchster Gipfel. Denn es giebt, um mich so auszudrücken, eine

noch höhere Courtoisie der Herzen, deren Glück und Würde keine Feder zu schildern vermag; wo keines herrscht und keines gehorcht, sondern beyde einerley Gesetzen des Wollens, der Zärtlichkeit und Liebe folgen, und der Einklang der Herzen nie Ermüdungen schafft. — Jenes heilige Bündniß, das einzige in seiner Art, welches sich ewig getreu bleibt, durch keine Eifersucht erschüttert wird, und dem sich keine kleinliche eigennützige Leidenschaft nähern darf; ein Bündniß auf ein ganzes Daseyn hinaus, worinn einer mit dem andern in stillem Entgegenkommen wetteifert, und die Liebe sich in reinster Dankbarkeit ausspricht. Ewig Verlobte, einer der Heilige des andern. Amor und Psyche in einem schönern Verein, als ihn je sich der alte Mythus dachte, in dem Verein einer möglichst vollendeten Moralität, als welche allein das unsichtbare Glück aller Liebe ausmachen kann.

In diesem Bunde gleichen die Menschen höhern Geistern, die sich von den Armseligkeiten der gewöhnlichen Welt losgerissen haben,

und, sich einander selbst genug, die Welt um sich her leicht vergessen können. Wohin sie das Geschick ruft, da ist ihre Heimath, denn ihr Vaterland bildet überall die Liebe. Die Einöde könnte für sie ein Paradies werden; denn aus sich selbst heraus bilden sie alles Gute und Schöne, und der freundliche Himmel wohnt in ihrer Brust. Da sie nicht viel mehr, als sich selbst verlangen: so sind sie überall reich und zufrieden. Ihre bessere Galanterie, um mich des Worts zu bedienen, ist die stille Wachsamkeit für die Einwohnung eines heitern Sinnes; kleine Wolken können vorüberziehen; aber verdunkeln können sie dieß schöne Gestirn des Gemüths nicht. Liebe, Heiterkeit und Tugend, — welche köstlichere Opfer und Gaben könnten sich verschwisterte Seelen einander bringen! — Dieß ist kein Gemählde aus einer idealischen Welt, oder aus dem Reiche des Unmöglichen. Wir finden bey einzelnen Menschen eine so geheiligte Liebe, und, man könnte sagen, eine solche Verklärung und Geistigkeit der Eintracht.

Aber der verdorbene Zeitgeist, mitten unter dem Sonnenlichte der Cultur, hat uns so weit gebracht, daß wir eine solche Annäherung der Herzen oft für romantische Gemählde halten, die sich nur noch der Dichter schaffen dürfe.

Ansichten der heutigen Galanterie.

Ihre Schattenseiten. — Ursachen des herrschenden Indifferentismus gegen das schöne Geschlecht.

Der Mann im Culturstande, in den Jahrhunderten der Aufklärung, mußte uns bisher als der Freund und Verehrer des zartern Geschlechts erscheinen, — ein Wesen, dem Vernunft und Moralität Liebe und Schonung gegen das Weib gebot. Seine nächste Verwandtinn und Freundinn ist sie, — nicht seine Sclavinn, wie im sinnlichen Orient, oder im Stande der Wildheit. Der schönste Beruf des Mannes ist der, sie zufrieden und glücklich zu machen; seine ganze Existenz umschließt die ihrige wie ein umschattender Baum, und er kann fast nichts thun, was nicht auf eine nähere oder entferntere Weise ihr wohl oder wehe thut. — Nach diesen Voraussetzungen müßte der Mann der neuern Zeit, die sich so stolz mit ihrer Bildung brüstet, in allen seinen

häuslichen und geselligen Formen ganz das seyn, was er für das Weib seyn soll, oder sich wenigstens dem Ideale nähern, wie ihn die Philosophie construirt. Auf die Art würden beyde Geschlechter die Vollendung ihres irdischen Glücks sehen, und dem Weibe würde nichts mehr zu wünschen übrig bleiben. So würden sich die Verhältnisse zwischen beyden Geschlechtern bilden, wenn sich die Welt allein durch Vernunftschlüsse regieren ließe! Aber die Vernunft ist nur die Gesetzgeberinn dieser Welt, ohne die Kraft der Vollziehung zu besitzen. Seit Jahrtausenden hat sie an der Erziehung des Menschengeschlechts gearbeitet; aber sie hat es nicht weiter, als bis zur Mittelmäßigkeit bringen können, und arbeitet noch jetzt vergeblich an den vollkommenen Verein beyder Geschlechter. Auch ist der herrschsüchtige Mann schon längst zum Egoisten herangereift, ehe er diejenige Bildung erhält, die ihn zum Seelenfreunde des Weibes machen könnte; er lernt früher gebieten, ehe er seine zarten Pflichten gegen das andere Geschlecht kennt, und wenn er sie kennen lernt, reißt ihn die Geschlechtsliebe zu Thorheiten hin, die ihn nachher, wenn er zur

Besinnung kommt, nur desto gleichgültiger gegen das andere Geschlecht selbst machen.

Wenn man die gegenwärtigen Sitten der Zeit, und den Verkehr beyder Geschlechter mit einander auch nur flüchtig beobachtet, wie sie sich gegen einander benehmen, einander beurtheilen und zurückstoßen, sich einander verschlimmern und sittlich verderben: so bemerkt man leicht, daß grade dieser Zeitgeist der edlern Galanterie nichts weniger als günstig ist, und daß diese Sitte nur noch wie ein Schatten aus vorigen Jahrhunderten unter uns erscheint. — Die Männer haben gegen das schöne Geschlecht im Allgemeinen einen Ton angenommen, der ihnen keine Ehre macht, und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen dasselbe hervorschimmern läßt, die der edlern Cultur beyder im Wege steht. — Indifferentismus heißt dieser Unhold in den Herzen der Männer, dessen Ursachen ich nachher untersuchen werde. Auch in den gebildeten Zirkeln des geselligen Lebens siehet man nur noch wenig von jener ehrerbietigen Veneration, welche unsere Väter dem andern Geschlechte schenkten, und wodurch die äußere Zucht und Decenz vor der Frivolität

gesichert wurde, die sich jetzt die Männer gegen die Frauen erlauben. Man findet jetzt die galante Sitte fast lächerlich, und ein leichtes, schlankes, muthwilliges Wesen muß den Ton gegen die Weiber stimmen, und — Ungezwungenheit bis zum Uebermaß soll leider! den Geschmack der Geselligkeit begründen. Man scheint es kaum noch zu wissen, daß es ein zweytes sehr achtbares Geschlecht giebt, so leichtsinnig und leichtfertig benimmt sich jetzt der Mann selbst gegen die gebildetsten Weiber, oder man hält sich von ihnen in weiter Entfernung, damit man ja nicht von ihnen auf irgend eine Art gefesselt werde. In den geselligen Zusammenkünften bilden Männer und Frauen fast überall abgesonderte Gruppen, wie Leute, die sich noch nicht einander kennen, oder kennen wollen. Kaum hat man den Herrn und die Frau vom Hause begrüßt: so sondern sich die Männer von den Damen, und schließen einen besondern Zirkel; höchstens nähern sie sich einander an dem langweiligen Spieltische, und es giebt Männer genug, die auch dieß sehr ungern thun, oder es sich wohl gar als eine Gefälligkeit ausbitten, nicht mit den Damen spielen

zu dürfen. Die freundliche Sitte der sogenannten bunten Reihe wird sehr oft nur mit Mühe gehalten, und an den Tafeln herrscht nicht selten eine Sprache und Ungezogenheit der Männer, welche die den Frauen schuldige Achtung beleidigt, und ganz den Charakter der Barbarey an sich trägt. Sehr viele Männer gehen ungern in gemischte Gesellschaften, und finden ihr Himmelreich nur in den Gelagen ihres Geschlechts. Viele andere wissen nicht einmal mit den Weibern umzugehen, oder ihnen etwas Verbindliches zu sagen, weil sie jenen Umgang, der so sehr den männlichen Geist bildet, geflissentlich vermieden haben. Man will sich nicht g e n i r e n. Dieser frivole Freyheitsgeist ist eine der Hauptursachen der verschwundenen Galanterie in unsern Zeiten. Alles, was nur den Nahmen einer geselligen Fessel hat, was ein wenig schwer oder unbequem ist, was nicht zu den Launen jenes Freyheitssinnes paßt, mögen diese geselligen — Freygeister nicht. Sie halten es für grausam, von der Artigkeit abzuhängen, die das andere Geschlecht billiger Weise von uns fordert, und es ist ihnen gleichgültig, wie es den Mangel dieser Artigkeit beurtheilt. Dieser Egoismus der

Männer ist jetzt größer als jemals, und sie haben dadurch mehr verloren, als sie glauben. Wenn wir uns endlich gar nicht mehr nach den Weibern bequemen wollen: so müssen wir bey aller wissenschaftlichen Cultur in eine tiefe Rohheit der Sitten zurückfallen, und die zu große Freyheit und Independenz des Mannes muß in eine niedrige Frechheit ausarten.

Woher dieser egoistische Freyheitssinn entspringt, und warum er ein so grelles Merkzeichen unserer Tage ist, — läßt sich leicht erklären. Die Erziehung der Knaben ist seine Quelle. Man treibt in den jungen Leuten jetzt alles zu schnell und zu früh zur Reife, und erregt dadurch schon im Kinde zu hohe Begriffe von seinem Wissen und von seinem Werthe. Der Mensch, welcher sich nach den Regeln der Natur mühsam, und nach und nach entwickeln soll, erblickt sich schon als Jüngling auf dem Range des Mannes, will nun überall mit einsprechen, will sein Selbstherr seyn, will sich auch schon nicht geniren, sondern seinen Launen huldigen. Ehe er noch gehorchen lernte, will er schon herrschen und gebieten; ehe er die Jahre der Mannheit er-

reicht, ist er schon übersättigt, und solche übersättigte, hochweise Knaben werden in der Folge nie das andere Geschlecht achten lernen. — Das jugendliche Alter ist gleichsam aus seinem Geleise gewichen, und über seine Grenzen gesprungen, und seine Bescheidenheit, welche der Achtung für die Weiber so nothwendig ist, wird nicht mehr, so wie sonst, bewacht und begründet. Wir erziehen es ganz zu einem eigensinnigen Egoismus, und unsre Jünglinge sind fast nichts als Egoisten, — eine Seelenkrankheit, die nach und nach alle zartere Gefühle für das andere Geschlecht vernichtet, und der Liebe und Ehe gleich nachtheilig wird. In der gespannten Selbstsucht des Mannes liegt des Weibes Unglück und ihre Verachtung; er kann ihr unter dieser Verhärtung seines Gemüths nicht mehr mit Innigkeit entgegenkommen; er kann es nicht einmal mehr fühlen, was es heiße, von einem weiblichen Herzen geliebt zu werden; er meint, daß er überall zu hoch stehe, um abhängig zu seyn; genug, er ist für sein ganzes Leben verschroben, und man hat ihm nicht einmal die mechanischen Regeln der Artigkeit gegen die Frauen eingeschärft. —

So wächst er zum Manne heran voll Selbstdünkel, Leichtsinn und Gleichgültigkeit gegen das zweyte Geschlecht, und eine neue Kälte gegen dasselbe bemächtigt sich seiner, wenn er sieht, daß er nicht leicht an nähere Verbindungen mit ihm denken kann. Die Unterhaltungen einer Familie sind jetzt so kostspielig, daß tausend junge Männer vor dem Ehestande zurückbeben. Hierdurch ist ihnen denn auch diese Schule der Artigkeit und Bildung verschlossen, dagegen sich ihnen die Bahn eines niedern und sinnlichen Lebens öffnet, weil er keine höhere Verbindungen erreichen kann. Hierdurch bekommt seine Galanterie und seine Achtung für die Frauen gleichsam den letzten Stoß. In dem gemeinen und rohen Umgange mit Weibern kann er ihr Geschlecht nur verachten lernen; nun vermeidet er den Umgang mit den bessern, und verlernt nach und nach alle Regeln der feinern Lebensart, des Wohlstandes und des Schicklichen. Je weiter er sich von der Ehe entfernt glaubt, jemehr nimmt die Verwilderung in seinem ganzen Wesen zu; es ist ihm fast unerträglich, in gesitteten Zirkeln zu erscheinen; gebildete Frauen erregen in ihm

einen sonderbaren Schauder; es ist ihm lästig, daß er seine Equivoquen, seine Gemeinheit, seine Unarten einige Augenblicke unterdrücken soll; er kennt die veredelte Weiblichkeit nicht, — wie sollte er ihr huldigen!

Diese Zeiterscheinung ist um so viel auffallender, weil man glauben sollte, daß die jetzt so hoch stehende Cultur des schönen Geschlechts dasselbe zugleich liebenswürdiger und anziehender, als sonst gemacht habe. Allein die Sache verhält sich nicht ganz so. Da sich die Männer jetzt auch für cultivirter als sonst halten, und diese Cultur in beyden Geschlechtern mehr das Spiel der Eitelkeit und der Coquetterie, als wirkliche Realität ist: so hat dadurch die Achtung gegen die Weiber nichts gewonnen, sondern im Gegentheil wohl noch verloren. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß jene höhere Cultur des weiblichen Geistes in den mittlern und vornehmern Ständen sehr viele junge Männer von dem Heirathen abschreckt. Einmal, weil es nicht jedermanns Ding ist, sich mit einem so künstlichen und vielwissenden Frauenzimmer zu verbinden; zweytens, weil man immer voraussetzt, daß eine solche Kunstdame auch gröſ-

sere Prätensionen mache, und die Pflichten der Hausfrau vernachlässigen werde. Die heutigen jungen Männer, in der Libertinage aufgewachsen, können sich nichts Peinlichers denken, als eine Gattinn zu haben, welche durch Talente glänzen und herrschen will; sie heirathen also lieber gar nicht, und ziehen sich, die geistreichen Weiber bespöttelnd, aus ihren Verbindungen zurück. Die Weiber sind hier freylich übel daran, weil sie die Verwöhnung und den Egoismus der Männer nicht mehr verhindern können; — aber die Männer haben auch nicht ganz Unrecht, weil die neue schimmernde Cultur der Frauen ihre Weiblichkeit vergiftet, und sie nicht selten unbescheiden, pedantisch und lächerlich macht.

Wenn man einen großen Theil unserer so verkünstelten und verfeinerten Mädchen ins Auge faßt: so können wir uns der Ahndung nicht erwehren, daß ihnen nicht leicht ein Mann seine Hand reichen wird. Wie kann ein Verständiger ein zippes, empfindelndes und docirendes Mädchen lieben, welches voll Selbstgenügsamkeit wie ein Buch spricht, welches alle Romane und Comödien gelesen hat, welches recensirt, Verse

macht, und sich als Kunstrichterinn hinstellt. Durch solche Frivolitäten wird nie die Veneration ihres Geschlechts errungen. Man denkt freylich durch solche Zeitvertreibe sie gegen die Seltenheit der Ehe zu entschädigen, und ihnen die Vergessenheit ihres höhern Berufs unterzuschieben, aber wie viel junge Mädchen würden männliche Herzen gefesselt haben, wenn sie die leidigen schönen Künste weniger geliebt hätten! — Wie oft habe ich's bemerkt, daß sich junge Männer mit Unwillen von jenen Kunstjüngerinnen wegwandten, und sich lieber mit einfachen und natürlichen Mädchen unterhielten, welche kein Wörtchen ästhetisch plaudern konnten. Dieß ästhetische Geschwätz, sagte mir einst ein junger feiner Mann, stößt mich wie stinkender Athem zurück, und lieber möchte ich ein ungebildetes und häßliches Mädchen, als einen weiblichen Engel heirathen, welcher Magister aller freyen Künste werden könnte! — Selbst die heurige Kunstweisheit der Frauen scheint nur Pedanten anzuziehen, ob man gleich die Uebungen des Schönheitssinnes dem Weibe nie verargen sollte; aber man thut dieß doch, weil, wenn nur irgend eine sogenannte Weisheit

in ihm aufgegangen ist, nach und nach alle übrigen Weisheiten benascht werden sollen. Wirklich stockt auch jede Huldigung der Galanterie, wenn man sie auf etwas anders, als auf die Liebenswürdigkeit der Schönen richten soll. Gelehrten Kenntnissen kann man keine Galanterie bezeigen, wenn man nicht etwa die Schmeicheleyen dahin rechnen will, welche solche Frauen von uns fordern. Es giebt nur Eine reine Huldigung, welche den Weibern mit Recht zukommt, — die Huldigung ihrer Tugend, ihrer Weiblichkeit und ihrer Decenz. Schmeicheleyen, die man ihren Kunstkenntnissen und ihrer Vielwisserey bringt, machen sie nur schwindlich, und zerstören in ihnen den reinen Sinn für ihren Beruf.

Auch dünkt mich, daß der übrige lockere und verschrobene Zeitgeist — der Veneration des schönen Geschlechts nicht sehr günstig sey. Unser Geschlecht treibt seit einiger Zeit ein gewisses Handwerk des Raisonnirens und Vernünftelns, indem man mit dreister Oberflächlichkeit Alles bekrittelt und bezweifelt, durch ein ewiges Tadeln — Genie und Verfeinerung des Geschmacks zeigen will, und alles Alte, alles Gewöhnliche,

alle Hochachtung, die ein Geschlecht dem andern schuldig ist, und selbst die Tugend und Sittsamkeit der Frauen, einer witzelnden Persifflage unterwirft. Dieses leichtsinnige Raisonniren und Aburtheln über Dinge, die man nicht scharf untersucht hatte, sondern nur nach einer gewissen Laune des Moments richtete, weil man sich selbst gerne hörte, — pflegt gewöhnlich die Herzen stumpf und kalt zu machen und seine Gefühle der Humanität auszutrocknen. Ich möchte dieß nicht das Jahrhundert der Vernunft nennen, weil man raisonniren kann, ohne Vernunft zu haben; man kann die Vernunft sogar wegraisonniren, wie man die Galanterie wirklich wegraisonnirt hat. — Irre ich nicht, so haben selbst die Untersuchungen über den Originalcharakter des schönen Geschlechts demselben keine besondern Vortheile gebracht. Es sind dadurch eine Menge Ansichten zur Sprache gekommen, welche leicht junge Männer zum Mißtrauen und zur Gleichgültigkeit gegen das andere Geschlecht verleiten konnten, — ein Geschlecht, welches nur desto liebenswürdiger zu seyn scheint, je mehr es in einer gewissen Abgezogenheit von den Augen der Welt ge-

halten wird. Das Hervorziehen desselben an das Tageslicht mußte ihm grade in unsern Zeiten noch mehr schaden, da es bereits angefangen hatte, sich selbst durch die Lectüre der unsinnigsten Romane zu verwöhnen, und durch ein empfindelndes und ästhetisches Wesen das Gelächter *aller* Verständigen zu erregen. Anstatt so viel über dasselbe zu schreiben, hätte man es vielmehr besser erziehen sollen; — denn vornähmlich in seiner verkehrten Erziehung liegt der Grund aller seiner Ueberspannungen und seiner lächerlichen Empfindsamkeit.

Wie können ferner unsere jungen Männer zu einer edlern Galanterie sich erheben, da die tausendfachen Beyspiele unglücklicher und verschrobener Ehen sie zurückschrecken, und die Unarten der Jugend gegen die Frauen so frühzeitig begründen! Der Despotismus der Ehemänner auf der einen Seite, und die Herrschsucht der Frauen auf der andern sind nicht geschickt, die Herzen der Jünglinge für die Schönen zu erwärmen, und wie oft hört man sie daher mit wegwerfender Verachtung von Liebe und Ehe sprechen! Auch hier verderben böse Beyspiele die Sitten. Der

Haustyrann wird in seinen Söhnen neue Haustyrannen bilden, die herrschsüchtige Mutter in ihren Töchtern herrschsüchtige Mütter, und so kann es endlich ein Zeitalter geben, worinn die Galanterie zu einem Undinge wird. In den mittlern Jahrhunderten der Halbcultur reichten die stillen und zufriedenen Ehen der Galanterie junger Leute gleichsam die Hand, und waren unstreitig ein großes Beförderungsmittel der romantischen Ehrerbietung gegen das zweyte Geschlecht. Der Jüngling, welcher bemerkte, daß seine Aeltern durch gegenseitige Liebe und Achtung glücklich waren, wird sein eigenes Glück auf ähnlichen Wegen gesucht haben. Jemehr er mit nachbarlichen Feinden zu kämpfen hatte, desto liebenswürdiger mußte ihm die häusliche Eintracht seiner Aeltern erscheinen. Tief hatte sich dieses schöne Gebilde des Glücks in seine Seele gedrückt, und so mußte er leicht eine Gattinn finden, die ihm hierzu ihr sanftes Herz reichte.

Nicht weniger nachtheilig für die Galanterie unserer Zeit scheinen die so lang dauernden Kriege zu seyn, welche von jeher die Herzen der Männer gegen die Frauen erkältet haben. Der

Mensch ist und wird das in seinem Innern, wozu ihm die äußere Form der Dinge und seine Geschäftsart macht. Unter dem Waffengeräusch, auf den Schlachtfeldern kann die Galanterie nicht gedeihen. In jenen Zeiten, wo der Ritter für sein Fräulein in den Krieg zog, oder doch im Kampfe ihr Bild in seinem Herzen lebte, war dieß freylich anders, als jetzt, wo die Kriege aus ganz andern Motiven geführt werden. Das schöne Geschlecht kommt da gar nicht in Betrachtung, um so weniger, da es nichts zur Vertheidigung des Vaterlandes beytragen kann. Nur der Arm, welcher Blut vergießt, hat da noch Werth. — Selbst das ewige Geschwätz von Politik, ihren Verwickelungen und Intriguen, wirkt auf eine entferntere Art ungünstig auf die Huldigungen des andern Geschlechts. Die Männer wissen fast von nichts anderm, als von Zeitungen zu reden, und selbst ihre Unterhaltungen mit dem Frauenzimmer schränken sich darauf ein. — Da diese Gespräche so selten den Geist, dagegen nur die Neugier beschäftigen, und hinter sich jedesmal eine Leere zurücklassen, die durch einen neuen Redestoff ausgefüllt werden muß: so erstirbt durch

dieses matte Ideenspiel leicht der Sinn für das Herzliche und Schöne; die Männer werden zu Schwätzern gebildet, bis sie endlich bey einer so dürftigen Natur kaum das Reelle und Achtbare verstehen. Man hat schon längst die Bemerkung gemacht, daß Leute, welche sich sehr mit der erzählenden Politik abgeben, der Einseitigkeit und faden Selbstgenügsamkeit nicht wohl entgehen können, sondern endlich nur nach den ewigen Wechsel des Neuen mit kleinlicher Spielerey haschen.

Daß der kriegerische Geist und die kriegerischen Zeiten eines Volks seine Galanterie eher vermindern, als verstärken, beweisen selbst die Franzosen in unsern Tagen. Wenn man schon mehrmals behauptete, daß diese große Nation neuerlich einen ganz andern Charakter, ganz andere Sitten angenommen, und sich eine ganz neue Stahlkraft angeeignet habe: so kann man auch sagen, daß ihre Courtoisie fast nicht mehr existirt. Die Reisenden, welche in neuern Zeiten Frankreich sahen, bezeugen, daß jene alte ceremonielle Galanterie der Franzosen, und die Erziehung zu derselben, kaum noch zu bemerken sey, und daß selbst in der verfeinerten Hauptstadt die

Bayerische Staatsbibliothek München

Damen über den zu schlichten Ton der Männer klagen. Jenes mechanische Entgegenkommen, die sogenannten Assiduetéten, die Verschwendungen der Zeit zu den kleinlichen Unterhaltungen des schönen Geschlechts, die sonstigen tausendfachen Spielereyen des Umganges, die ehemaligen Gesetze der Flaterie, die kriechenden Huldigungen der Schönen, haben sich neuerlich in einen geselligen Ernst, und sogar in eine gewisse Grandezza verwandelt. Man macht freylich noch den Damen überall Platz; man läßt ihnen die rechte Hand und den obern Rang; man wirft ein Wort der Veneration hin; aber das ist auch Alles, und nur sich sehr auszeichnende schöne Frauen können die Aufmerksamkeit des Publicums erregen. Es würde jetzt sehr auffallen, wenn sich ein Mann ganz dem Dienste einer Dame widmen und, wie sonst, von einer Toilette zur andern fliegen wollte. Nichts als Contraste zwischen der alten und neuen Zeit! — Indeß läßt es sich voraussehen, daß diese von Natur so leidenschaftliche Nation, wenn ihr ein langer Friede geschenkt wird, in die Galanterie voriger Jahrhunderte zurückfallen dürfte, — und dann wird sie gewiß auch wiederum in Deutschland aufkeimen.

Ende des vierten und letzten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

BUCHBINDEREI
OBERMEIER
Niederlassung München
Heßstraße 14
80799 München
Telefon 089/2800116

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pockels, Karl Friedrich, 1757-1814

Der Mann ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts ; ein Gegenstück zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts

Bd.: 4

Hannover (1808)

Anthr. 113-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255406-1